761 Bibl. Mont.

<36634185570011

<36634185570011

Bayer. Staatsbibliothek

Rosaliens Nachlaß

nebst

einem Anhange.

Herausgegeben

von

dem Verfasser

des Allwin und Theodor

Leipzig, bei Carl Cnobloch 1812.

La morte è ſin d'una prigion oſcura
agli animi gentili : agli altri è noja
ch'anno poſto nel fango ogni lor cura.

Petrarca, Trionfo della Morte.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Geschichte der Papiere, welche das Publicum in dieser Sammlung erhält, ist zu verwickelt, um hier erzählt zu werden. Es ist genug, zu sagen, daß sie auf eine unschuldige Weise in die Hände des Herausgebers gekommen, und daß jetzt keine einzige lebende Seele berechtigt ist, ihren Druck zu verbieten. Ihre Aechtheit kann nicht bezweifelt werden, und diese thut

sich selbst in kleinen Eigenheiten der Mundart kund, die der Herausgeber, sein Verdienst auf die Auswahl beschränkend, unverändert gelassen hat.

In dieser Auswahl hat er lieber zu karg, als auf eine ermüdende Weise freygebig seyn wollen. Er beschränkte sich daher auf diejenigen Blätter, welche Rosalie in den letzten Monaten ihres Lebens geschrieben, und ließ alles Frühere zurück. Auch war dieses in der That weit weniger reif. Ein schönes Gemüth spricht zwar aus allem, was sie schrieb; aber die ganze volle Blüthe ging doch erst in ihrer Verlassenheit auf. In der Gluth der Krankheit, die sie der Erde entriß, reifte ihr Geist mit überraschender Schnelligkeit.

Uebrigens wird sich hoffentlich die Bekanntmachung dieser Blätter von selbst rechtfertigen. In einer Zeit, wo die Begierde nach Genuß wie ein übergetretener Strom die Jugend wie das Alter verheert, wo oft edle Gemüther in der frühen Gewöhnung an gehaltlose Zerstreuungen untergehn, dürfen die einzelnen Erscheinungen einer frommen und ernsten Jugend, welche tröstend und wohlthätig in das Leben hereinleuchten, nicht verheimlicht werden. Eine frohe und begeisterte Liebe für das Gute kann nur mitgetheilt, nicht aber gelehrt werden, und es ist alles daran gelegen, daß diese Mittheilung um sich greife, und die Lehre entweder überflüssig mache, oder doch unterstütze und beseele. Das in der neuern Erziehungs-

kunst so sehr beliebte Beyspiel, als bloßer Träger der Lehre, hat in sittlicher Rücksicht ein sehr beschränktes Verdienst; und um nur das gemeinste Leben mit dem genügenden Vorrath von Lehre auszustatten, dürfte der Beyspiele kein Ende seyn; während ein einziges begeisterndes Muster hinreicht, um ein ganzes Leben zu befruchten, und ihm die lebendigen Quellen des Guten zu öffnen.

Diejenigen, welche den Menschen an die Erde ketten, und alle sein Thun auf die irdische Bestimmung beschränken, werden die Sehnsucht nach Gott und dem Himmel, die sich in diesen Blättern auf jeder Seite ausspricht, wie eine Krankheit bemitleiden, die man heilen, nicht aber einimpfen müsse, weil mit ihr das Leben

nicht bestehen könne. Und doch gedeiht im Leben selbst nichts Großes und Treffliches ohne die Verachtung des Lebens. Wie aber kann der das Leben verachten, der nichts Höheres kennt, als das, wozu das irdische Daseyn die erste und unerlaßlichste Bedingung ist? Indeß wird doch auch Erfüllung von Pflichten verlangt, und die Tugend, als die Mutter der Pflicht, gelobt. Wer aber mehr als einen Schein der Pflicht und ein Trugbild der Tugend begehrt, der muß sein Haupt in den Himmel erheben, während seine Füße auf der Erde wandeln. Die Furcht Gottes ist der Anfang der Weisheit, die Liebe Gottes ihre Vollendung.

Der Anhang, den wir Rosaliens Nachlaß zugesellt haben, schien wegen der glei-

chen Richtung eine passende Zugabe. Auch hier spricht ein frommes, aber in mannichfaltigeren Verhältnissen geprüftes Gemüth. Die Gesinnungen sind dieselben; aber alles ist reifer, und, wie es dem Alter ziemt, stiller und ruhiger.

Gotha, im October
1812.

Friedrich Jacobs.

Rosaliens Nachlaß.

Rosalie von Alban an Antonien von Lindau.

Meine geliebte Antonie.

Tausend, tausend herzlichen Dank für Deinen langerwarteten, zärtlichen Brief. Ich habe ihn gelesen und wieder gelesen; denn immer glaubte ich, als ich die zärtlichen Worte las, Dich selbst zu hören. Den ganzen Tag hast Du lebendig vor meinen Augen gestanden, und ich habe oft meine Arme nach Dir ausgestreckt und unzählige Thränen vergossen; aber diese Thränen thaten meinem Herzen wohl, und galten mehr der Freude über den Besitz Deiner Liebe, als dem Schmerze über das Entbehren Deiner Gegenwart. Doch will ich Dir nicht verhehlen, daß auch dieser Schmerz in dem Hintergrunde meines Herzens lag; wie denn alles mein Denken an Dich ein so wunderbares, gemischtes Gefühl erzeugt, das ich nicht recht zu erklären, und noch weniger zu beschreiben weiß. Nur so

viel weiß ich, daß Du mir immer unentbehrlicher scheinst, je länger ich Dich, Du Theure, entbehren muß; und daß ich dann nicht umhin kann, bitterlich zu weinen aus Sehnsucht nach Dir; und daß ich doch dabey etwas unendlich süßes und wohlthuendes fühle, und eine erhebende und begeisternde Freude, die von der Freude an andern Dingen unendlich verschieden ist. So brachte ich den ganzen Tag mehr träumend als wachend hin; immer nur an Dich denkend, oder, wenn ich allein war, Deinen Brief überlesend; denn mittheilen konnte ich ihn niemanden, auch mit niemanden sprechen von Dir. Darum verschloß ich alles in mich, und genoß im Stillen desto inniger. Und als der Abend kam, und der Schlaf meine Augen schloß, da kamst Du mir wieder so freundlich entgegen, und wir waren in München zusammen, wie sonst, und gingen, wie sonst, von unsrer guten Constant nach Hause; und dann standen wir mit einemmal auf dem schönen Wiesenplatz des englischen Gartens, wo wir so oft gewesen sind, an dem Ufer der Isar, die mit ihrem grünen Wasser

still an unsern Füßen vorüberzog, und im Vorüberziehn öfters unsre Bilder mischte. Dieses Spiel des flüssigen Spiegels schien uns ergötzlich. Wir umschlangen uns mehr, und drückten unsre Wangen fester an einander, und sahen so nieder in den Fluß, und freuten uns, wenn unsre Gestalten immer mehr zu Einem Bilde verschmolzen. Mit einemmal brauste es in der Tiefe des Wassers; der Fluß stürzte sich ungestümer fort; die Bilder verschwanden in den Wirbeln; Du wardst losgerissen von mir, und ich sah Dich mit ausgebreiteten Armen und flatternden Haaren schwimmen, immer schneller dem Wasserfall zu zwischen den Mühlen. Mit unaussprechlicher Angst sah ich dem Augenblick entgegen, wo Du hinabgleiten würdest in die schäumenden, an Felsstücken wühlenden Wellen. Ich schrie um Hülfe, indem ich Dir trostlos am Ufer folgte, und die Heftigkeit der Bewegung, die ich gemacht haben mochte, weckte mich auf. Auch wachend sah ich den Traum, und zitterte noch lang über die Möglichkeit einer solchen Gefahr.

Das Andenken meiner ehemaligen Mitschülerinnen, und die freundlichen Grüße der guten Madam Constant haben mich innig gerührt. Ich denke sehr oft an diese treffliche Frau, die uns so mütterlich behandelte, und, wenn wir fehlten, mit so vieler Langmuth zurecht wies. Umarme Sie, gute Antonie, in meinem Namen, und danke ihr recht zärtlich für ihr liebevolles Andenken, so wie für alles mir ehemals erwiesene Gute. Vielleicht hab' ich dieß nicht immer dankbar genug erkannt; aber ich erkenne es täglich mehr, und bitte Gott, mir die Freude zu gönnen, dieser zweyten Mutter noch einmal in meinem Leben die Hände zu küssen, und ihr recht aus dem Innersten meines Herzens zu danken. Auch meine ehemaligen Mitschülerinnen grüße herzlich von mir; vornemlich Theresen von Sandizell, Emilien von Gori und Anna von Mederer. Die kleine, gute Anastasie, die immer nur mir aufsagen wollte, küsse von mir, und sage ihr, daß ihr Rosalie diesen Kuß weit herschicke, weil sie so brav sey. Ach ihr guten, lieben, fröhlichen Gespielinnen! wie

gern denk' ich an Euch! wie nah seyd Ihr mir auch jetzt in der Ferne noch!

Ohne Zweifel ist es meine Sehnsucht nach Dir, gute Antonie, und die Erinnerung an die goldenen Tage unsrer Freundschaft, was allen Gegenständen um Dich her ein so hohes Interesse leiht. So hat mich Clementinens Tod, den Du beyläufig erwähnst, fast mehr beschäftigt, als die meisten Ereignisse meiner Nähe; und doch hab' ich sie fast gar nicht gekannt und nur zweymal bey Frau von Eifler gesehn. Ich bitte Dich, schreibe mir etwas ausführlicher von ihr, über ihre Krankheit, über die Art ihres Todes und wo sie begraben liegt. Ich weiß selbst nicht recht, warum ich das alles zu wissen wünsche; aber ich wünsche es, und ich darf schon hoffen, daß Du meine Bitte nicht unerfüllt lassen wirst.

Mein Brief ist schon so lang geworden, daß ich Dir nichts weiter schreiben kann, als was Du schon weißt, und ich Dir doch immer von neuem sagen möchte, wie sehr ich Dich liebe. Eben läßt mich die Tante zu sich entbieten. Da

darf ich nicht zaudern. Also kein Wort weiter. Lebe wohl und liebe, wie bisher,

Deine

Rosalie.

Rosalie an ihre Mutter.

Ohne Zweifel, meine theuerste Mutter, wirst Du mein scheinbares Stillschweigen nun selbst entschuldigt haben. Deine Rosalie hat diesesmal ihre Pflicht nicht vergessen, wie Du glaubst. Ach es ist ihr eine so süße Pflicht, an Dich zu schreiben! und es würde ihr schwerer werden, ihr zu entsagen, als sie zu erfüllen. Ich habe, wie Du nun gesehen haben wirst, jede Woche geschrieben, und den Brief jedesmal der Tante gegeben, die auch schreiben wollte; aber es kamen immer so viele Hindernisse, daß sie mehrere Posttage versäumen mußte. Die Unruhe, in der Du deshalb geschwebt hast, geliebte Mutter, thut mir sehr weh; auch daß Du mit Unzufriedenheit an mich denken mußtest. Denn

obgleich schuldlos, mußte ich Dir doch, bis zur Ankunft meiner Briefe, schuldvoll scheinen. Vielleicht erlaubt mir die Tante künftig, meine Briefe selbst auf die Post zu schicken; und da soll gewiß keine Woche vergehen, ohne daß wenigstens einige Zeilen von mir Dir mein kindliches Andenken melden.

Aber da spreche ich ja, als wenn ich die Zeit Deiner Rückkehr noch weit entfernt dächte! Du sagst in Deinem letzten Briefe nichts darüber, und dieses Uebergehn einer für mich so wichtigen Sache beunruhigt mich sehr. Als Du mich verließest, glaubtest Du das Geschäft, das Dich von uns rief, in einigen Wochen vollenden zu können; nun sind schon mehrere Monate verflossen, und noch ist Deine Abreise nicht festgesetzt. Nie in meinem Leben war ich so lange von Dir getrennt, geliebte Mutter; ich kann mich an diese Trennung nicht gewöhnen; ja, je länger sie dauert, desto peinlicher kömmt sie mir vor. Jeden Tag hab' ich Dir tausenderley zu sagen, und jedesmal muß ich mich erinnern, daß meine Worte nicht zu den Ohren der gütigsten

Mutter gelangen können. Dann bin ich biswei-len recht traurig, zumal des Abends; so daß die Tante oft schmählt, wenn ich lange schwei-ge, oder, in mich versunken, zerstreut scheine. Es ist vielleicht auch nicht recht; aber da Dich, theuerste Mutter, meine Augen nicht finden können, so suchen Dich meine Gedanken auf — und sind sie einmal dieses Weges gegangen, so ist es nicht so leicht, sie zurückzurufen.

Die Witterung ist seit einigen Tagen schreck-lich. Man kann das Zimmer nicht verlassen und die ganze Welt leidet an Schnupfen und Catarrh. Die Tante hat daher einige Abende ohne ihre gewöhnliche Partie seyn müssen. Um die Zeit hinzubringen, hat sie mir französische Memoiren zum Vorlesen gegeben, aus denen ich sehe, daß die Sitten der Höfe — der aus-ländischen wenigstens — ganz verschieden von den unsrigen sind. Die Tante findet an dieser Lektüre großes Vergnügen, und empfiehlt mir die Weltkenntniß, die ich daraus schöpfen könne. Ich will ihr gern glauben; ob ich schon den Nutzen dieser Kenntniß für mich nicht recht be-

greifen kann. Jene Welt ist auf keine Weise die meinige, und die Menschen darin flößen mir mehr Abneigung als Interesse ein.

Meine Arbeiten setze ich fort, wie bisher. Ich übe mich regelmäßig in allem, was mich Deine Güte hat lernen lassen; am angenehmsten aber beschäftigt mich mein Flügel und meine Guitarre. Zwar die letzte ruht seit einigen Tagen, da mir der Arzt, wegen Spannungen auf der Brust — vermuthlich auch eine Folge der übeln Witterung — zu singen verboten hat. Desto fleißiger sitze ich am Flügel, und oft, wenn alles zu Bette ist, phantasire ich mich über den Schlaf hinweg, und sende meine Gedanken auf den Schwingen der Töne zu der besten Mutter, die dann auch vielleicht liebend an ihre Tochter denkt. Mit diesem Gedanken gehe ich froher meinem Lager zu, und bete inniger zu Gott, mir diese geliebte Mutter zu erhalten, und mich Ihrer würdig zu machen. Ach ich fühle nur allzusehr, daß ich dieses noch nicht bin, und daß meine besten Vorsätze noch allzuoft, und leider oft — an einer Kleinigkeit scheitern. Ver-

zeihe mir, theuerste Mutter; denn es ist ja gewiß mein aufrichtiger Wunsch, Dir ähnlich zu werden und Deiner mütterlichen Liebe mit Dankbarkeit zu begegnen.

Lebe wohl, liebste Mutter, und komme bald zurück. Wenn ich an Dich schreibe, täusche ich mich wohl bisweilen über Deine Entfernung, und glaube Dich in meiner Nähe, als spräch' ich zu Dir. Aber ach wenn diese Täuschung zerrinnt, und ich meine Hände vergebens ausstrecke nach Deiner fliehenden Gestalt — dann schau' ich so traurig in die ungewisse Ferne und alle Pulse meines Herzens schlagen heftiger. O kehre bald zurück, geliebte Mutter, in die Arme Deiner Dich zärtlich liebenden, gehorsamen

Rosalie.

Antonie grüßt Dich ehrerbietigst. Sie schreibt mir, was Dich gewiß rühren wird, daß die schöne Clementine von Dilly in der vorigen Woche begraben worden ist.

Aus Rosaliens Tagebuch.

Ich weiß nicht, warum seit einiger Zeit die Zukunft so öde vor mir liegt. Ist es, weil mir die Gegenwart so wenig gibt? oder ist meine Einbildungskraft erloschen, und sind die Quellen der Freude versiegt? Sonst war es anders mit mir. Ich sah so froh in die Welt; das Leben lag so weit und sonnig vor mir! Da schienen sich grüne Auen vor mir auszudehnen, mit Blumen besät, und mit Rosenhecken wie gestickt und von Silberbächen zart durchflochten. Ein frohes Volk zog auf und ab vor mir, oder ruhte unter dem Schatten alter Bäume und an schäumenden Cascaden, oder tanzte auf dem zarten Wiesenplan; und ich flog, wie in Träumen, von einer lachenden Stelle zur andern, und flocht mir Kränze, oder tanzte nach der Musik, die sich aus allen Büschen und von allen Zweigen ergoß. Was ich liebte, war um mich versammelt, und zog mit mir den frohen Weg hinauf, nach blauen Bergen hin, die mit ihren geheimen Thälern und ihren nebelnden

Gipfeln das Ziel meiner Sehnsucht waren. Jetzt ist mir von diesen Bildern meiner Phantasie nur noch der Wiederschein der Erinnerung übrig, und meine Blicke kehren sich nicht mehr nach der Zukunft hin, wie sonst, sondern nach den stillen Gefilden einer schönen Vergangenheit. O ihr Tage meiner Kindheit! O ihr Nächte voll tiefen Friedens! Wie sehn' ich mich in eure Arme zurück! Damals kannte ich eure Herrlichkeit nicht, und wünschte mir, in meinem kindischen Sinne, reifere Jahre. Sie sind gekommen, diese reifern Jahre, und indem ich nach den Kränzen lange, die sie mir verhießen, drükke ich meine Hand in starre Dornen und ziehe sie blutend zurück. — Ach diese Entfernung meiner Mutter lastet schwer auf mir. Der Rest meiner Freuden entfloh, als sie ging; nur die Erwartung bleibt mir; die Gegenwart ist allzu öde und ohne Trost. — Ach, mein Vater, warum hast Du Dein Kind so bald verlassen? Du liebtest mich ja mit der innigsten Liebe Deines edlen Herzens, und leitetest meine Schritte, und gabst mir Muth wenn ich krank

war, so daß ich meine Schmerzen vergaß, und nur Dich hörte und Deine liebenden Worte. Ach sie tönen noch jetzt in meiner Seele wieder, diese freundlichen Worte; und ich sehe Deine Gestalt in meinen Träumen, und will mich aufheben zu ihr, und erwache dann unter Thränen und Schmerz. Auch auf Deinem Sterbebette sehe ich Dich oft und kniee vor Dir, wie damals; und Du drückst, wie damals, Dein blasses, feuchtes Gesicht an das meinige. Ach damals schlangst Du den matten Arm um meinen Nacken, und sagtest leise: Weine nicht, gutes Kind! Wir trennen uns nur auf kurze Zeit, und ich erwarte Dich in einem schönen Lande, vor dem Angesichte des gütigsten Vaters, der mich jetzt zu sich ruft, nachdem er mir so viele Freuden gegeben hat. Auch durch Dich hat er meine Freuden vermehrt. Bleibe Dir gleich, gute Rosalie, und tröste Deine weinende Mutter, und erfreue sie durch Frömmigkeit und Liebe. Dann legtest Du Deine bebende Hand auf mein Haupt und sagtest noch leiser und mit brechender Stimme: Gott segne Dich,

mein Kind, und gebe Dir ein frommes Herz! — und Du falteteſt dann die Hände und ſahſt ſo heiter auf, als ob Dir ſchon die Strahlen der göttlichen Herrlichkeit entgegenglänzten. — Ach es waren Deine letzten Worte, und mit dem Segen Deines Kindes gingſt Du aus der Welt. Die Dämmerung des Morgens kam und das Auge des Himmels öffnete ſich herrlich über der düſtern Erde; aber das Deinige war geſchloſſen, und Du gingſt unter die Erde, um zu dem Anſchauen des ewigen Lichtes hindurchzudringen.

Antonie von Lindau an Roſalien.

Dieſesmal, liebſte Roſalie, wirſt Du zufrieden mit mir ſeyn. Kaum hab' ich Deinen Brief erhalten, ſo ſetz' ich mich ſchon wieder hin, um ihn zu beantworten; und, damit ich Dir nichts von meinen Verdienſten verſchweige, ich entſage einer Spazierfahrt nach Heſſeloh, um recht ungeſtört mit Dir zu plaudern. Was kann ein ſo flüchtiges Mädchen wohl mehr thun? Auch

war meine Mutter nicht wenig erstaunt, als ich ihr heute bey Tisch ganz demüthig die Hand küßte und sie bat, an meiner Stelle Clotilden mitzunehmen. — Clotilde ist noch nie da gewesen, sagte ich, und hat so sehr gewünscht .... und ich, liebste Mutter ... Und Du? — habe, wenn Sie es nicht ungnädig nehmen wollen, nothwendig zu schreiben. — Für Madam Constant? — Für Madam Constant und an Rosalien, setzte ich nach einigem Zögern hinzu, als ob ich mich des ungewohnten Eifers zu schämen hätte. Meine Mutter lächelte. Grüße das liebe Kind in meinem Namen, setzte sie hinzu, und rief Clotilden, um sich zur Spazierfahrt anzuschicken. Das gute Mädchen war vor Freuden außer sich und erstickte mich fast mit ihren Küssen; und als der Wagen kam, war sie die erste darin. Auch ist der Tag wirklich sehr schön, und die ganze Welt strömt auf den Wegen, um nach dem häßlichen Wetter den heitern Sonntag zu feyern. Ich aber schicke doch noch viel lieber meine Gedanken zu Dir, und feyere in dem stillen Cabinet, Deinem

Bild gegenüber, das Andenken einer Freundin, die mir vormals jede Zerstreuung entbehrlich, und jetzt, da sie mir entrissen worden, gleichgültig und unschmackhaft macht.

Auch ich träume oft von Dir; aber so schreckhaft sind meine Träume nicht, wie die Deinigen. Auch so poetisch nicht, sondern meist Wiederholungen der vergangenen Zeit. Wir sind zusammen auf dem Spaziergang, in der Kirche, im Theater, hier in diesem Cabinet; ja, wie es in Träumen zu gehen pflegt, manchmal alles zugleich. Dann bin ich auf Augenblicke recht glücklich; aber was sind alle diese flüchtigen Erscheinungen gegen ein kurzes Zusammenseyn, wo man sich recht von Angesicht zu Angesicht freut, und Worte mit Worten, Gefühle mit Gefühlen tauscht? Ich liebe auch meine andern Freundinnenn; aber was Du mir bist, kann keine andre mir seyn. Mit keiner andern kann ich so aus meinem innersten Herzen sprechen, als mit Dir; und keine andre spricht so herzlich und liebend als Du. Darum bin ich auch seit unsrer schmerzlichen Trennung

nicht einmal so froh und glücklich gewesen, als ich es vorher so oft war. Und doch hätte ich Dich um so manchen Vorzug beneiden können, nach dem ich vergebens strebte. Aber ich weiß nicht, wie es kam, Dir gestand ich immer jede Tugend williger zu, und es kränkte mich nur, wenn andre Deinen Werth nicht so erkennen wollten, wie er mir erschien. Doch war überhaupt gegen Dich die Eifersucht stets geringer als gegen jede andre; denn immer traten Deine Vorzüge mit dem Schleyer milder Bescheidenheit auf, und Dein herrliches Gefühl und Deine stille Demuth versöhnte den Neid. Darum lieben Dich auch alle Deine Mitschülerinnen noch jetzt von ganzer Seele, und fragen oft nach Dir, Therese L. ausgenommen, die niemanden liebt und von niemanden geliebt wird. Deine Küsse und Grüße habe ich bestellt, und alle danken dafür und erwiedern sie. Die kleine Anastasie wollte durchaus wissen, wie weit her Deine Küsse kämen. — Viel weiter her als Du je gegangen bist. — Aber wie weit denn? — Ja sieh, da muß man zwölf Tage

lang fahren, und immer fahren, und zwölfmal zu Bette gehn, und zwölfmal wieder aufstehn; dann ist man dort. — So weit, wie Landshut etwa, wo mein Bruder ist? — Ach, viel, viel weiter. — Ach noch weiter? Das muß schreckbar weit seyn! — Dann setzte sie sich geschäftig zum Lernen, um, sagte sie, recht brav zu seyn, und noch mehr so weite Küsse von der guten Fräulein Alban geschickt zu bekommen.

Auch mich hat Clementinens Tod sehr gerührt, ob ich sie gleich nur wenig gekannt habe. Aber es ist so traurig, in der schönsten Blüthe der Jugend alles zu verlassen, Schönheit, Reichthum, herrliche Talente und eine bewundernde Welt! Sie besaß alles, was sie wünschte — ihre Aeltern beteten sie an, viele bewarben sich um ihre Gunst. Jetzt sind nun die Aeltern untröstlich über den Verlust der einzigen Tochter; der Vater ist krank vor tiefer Traurigkeit, und die Mutter quält sich mit Vorwürfen, nicht mehr für die Gesundheit eines geliebten Kindes gesorgt zu haben. Das letzte Carneval wird

für die nächste Ursache ihres Todes gehalten. Da der Tanz ihre Leidenschaft war, so eilte sie von Ball zu Ball, wo sich die männliche Jugend um sie drängte und ihr kein Ausruhn verstattete. Sie war wohl bisweilen gewarnt worden; aber auf ihre Gesundheit trotzend tanzte sie fort. Während der Fastenzeit warf sie Blut aus; ihre blühende Farbe schwand; und an die Stelle ihrer vorigen Lebhaftigkeit trat eine fremde Ermattung. Noch ahndete sie keine Gefahr. Der Frühling schien ihr neue Kräfte gegeben zu haben; sie war oft in Gesellschaft, und sang bisweilen in den Conzerten ihrer Freunde mit gewohnter Anstrengung. Als sie auch in den letzten Tagen des August schöner gesungen hatte, als je, und alle begeistert waren, und den Gesang eines Engels gehört zu haben glaubten, kehrte sie um Mitternacht, vergnügten Geistes, aber erschöpft an Kräften nach Hause. Ein heftiger Blutsturz überfällt sie noch in derselben Nacht; ihr Leben schien zu fliehn; und mühsam zurückgebracht, verließ sie ihr Lager nicht wieder. Ihr Zustand war furchtbar. Anfangs

zwar täuschte sie sich noch über die drohende Gefahr; aber bald machte die Krankheit so reißende Fortschritte, daß ihr ein schlimmer Ausgang wahrscheinlich ward. Die erste Ahndung einer solchen Möglichkeit war schrecklich. Jung, schön, angebetet, wie sie war, in die Freuden der Welt verschlungen, nur mit sich und ihren Talenten beschäftigt, hatte sie nie an den Tod gedacht. Jetzt trat dieser Gedanke zum ersten Mal vor ihre Seele, und sie ertrug ihn nicht. Alle Freundinnen, die sie damals sahen, erzählten, wie sie sich ängstlich gequält, wie sie bey allen nach ihrem Zustand geforscht, wie sie um Trost gebettelt, und ihn doch, als falsch und erlogen, von sich gestoßen; wie sie vor dem Grabe geschaudert und um Rettung gefleht habe. Dann warf sie sich ihre Eitelkeit bitter vor, und ihren Durst nach Vergnügen, und daß sie sich selbst ihr frühes Grab gegraben habe. Unter solcher Qual gingen mehrere Wochen hin; sie blutete täglich; mit jedem Tage schwanden ihre Kräfte mehr; nur ihr Geist blieb immer gleich lebendig, und gleich geschäf-

tig in schrecklichen Bildern. Endlich bat sie eines Tages um den Besuch eines Geistlichen; sie bebte als sie ihn kommen sah; aber da sie der würdige Mann nach einer langen Unterredung verließ, fand man sie still, in sich gekehrt und ganz verändert. Der Besuch wurde täglich wiederholt, und täglich nahm ihre Ruhe zu. Sie die bisher selbst Trost gesucht hatte, tröstete jetzt ihre zagenden, weinenden Aeltern, und verwies sie auf Gott und seinen heiligen Willen. Von ihren Freundinnen nahm sie rührend Abschied; bat allen ab, was sie jemals gefehlt, und warnte sie vor den Gefahren der Eitelkeit und eines allzu irdischen Sinns. In den letzten Tagen sprach sie immer weniger und kaum vernehmlich; aber eine sanfte Heiterkeit strahlte aus ihren Blicken, und sie sagte ihrer weinenden Mutter, daß sie der Welt nun ganz entsagt habe, und sich unaussprechlich sehne nach dem Uebergang in das schönere Leben, an dessen Pforten sie stehe. An ihrem Todestag verstummte sie ganz; aber die gen Himmel gerichteten Augen sprachen die Bewegungen ihres

Innern aus; auch ihre Lippen regten sich bisweilen, wie einer Betenden. Wer in das Zimmer trat und sich ihrem Lager näherte, dem lächelte sie dankbar zu, ohne sich doch in ihrem stillen Gebete stören zu lassen. Der Geistliche verließ sie nicht, und sagte ihr bisweilen ein leises Wort, das sie mit dankbarem Nicken der Augen erwiederte. So kam der Abend heran, und als die Glocken zum Gebete läuteten, seufzte sie mit schwach gehobner Brust, drückte die gefalteten Hände an ihr Herz, und schlief ein. Auch im Tode war sie schön. Da sie ausgestellt war, in weitem weißen Gewand, den Myrtenkranz in dem braunen Gelock, schien sie einer Braut des Himmels gleich. Alles eilte sie zu sehn, und man erzählte sich, wie fromm sie gestorben sey. Nahe bey der Capelle ist sie begraben, und sie ruht zwischen ihren Großältern, deren Freude und Hoffnung sie als Kind gewesen war. — —

Das ist die Geschichte, die Du zu hören begehrtest.

Nun ist aber über dem Schreiben der Abend gekommen, und die Erzählung hat mich so ernst gestimmt, daß ich nichts hinzusetzen kann. Da hör' ich den wiederkehrenden Wagen rollen. Schon kömmt die Mutter die Stiegen herauf, und ich hör' von fern Clotildens lebhaftes Plaudern. Sie nennt meinen Namen. Nun ist doch an kein Schreiben mehr zu denken. Lebe wohl also, tausendmal wohl, und liebe

Deine

Antonie.

Freue Dich mit mir; ich werde meinen Bruder bald wiedersehn. In der nächsten Woche verläßt er Paris, und kehrt über Lyon durch die Schweiz zurück.

Aus Rosaliens Tagebuch.

Das Thun der Menschen hinieden ist dem Thun der Arbeiter an einem großen Baue gleich,

welche früh und spät mit regen Händen das Werk fördern; dessen ganzen Umfang nur der Eine kennt, der den Riß entwarf, und dann jedem sein einzelnes Geschäft zutheilte, dem einen ein größeres, ein kleineres dem andern. Jedem ist Zahl und Maß vorgeschrieben, so daß er um kein Haar breit abweichen darf; und wer das Rechte verfehlt und verabsäumt, der wird von dem Bauherrn verworfen. Thut er aber mit Fleiß und Ernst, was ihm obliegt, so liebt ihn der Bauherr, und ehrt ihn, und er darf sich seines Thuns erfreun, ob er schon nicht weiß, welchen Platz es in dem Ganzen einnehmen wird. Keiner, der es mit begann, wird vielleicht die Vollendung des Baues sehen, und Wenige nur seine künftige Herrlichkeit ahnden, und wie dereinst der stolze Münster mit der ganzen Fülle seines fleißigen Bildwerks aus blauer Luft so schön herabschauen wird. Auch wird wohl vieles, was fleißige Hände mühsam meiselten, künftig mit dem Ganzen unbeachtet zusammenfließen; und doch darf keiner sagen: wozu nützt mein Streben? Warum soll ich mich quälen

früh und spät, damit der Meister Ruhm habe? Wer wird mich nennen, und auf mein Theil bewundernd deuten, wenn ihn das Ganze entzückt? — Wendet dieß an auf den großen Bau der unsichtbaren Welt, den der Finger Gottes leitet, und zu dem er die Menschen auf die Erde gestellt hat; und erwägt, was der für einen Lohn verdiene, der sein Geschäft lässig treibt, oder über die Unnützlichkeit des menschlichen Thuns unzufrieden wurde. Solche Verkehrtheit ist von dem frommen und treuen Arbeiter fern. Dieser weiß auch gar wohl, daß — was den Theilnehmern an einem irdischen Bau oft versagt ist — seine Augen einst das Werk schauen werden, für das er sich mühte. Diese Hoffnung stärkt seine Kraft. Er weiß ja, daß der Meister die Weisheit selbst ist, aber auch unendlicher Güte voll, und daß er allen, die mit treuem Sinn das göttliche Werk fördern, durch das Anschauen seiner unaussprechlichen Größe und Herrlichkeit lohnen wird.

Daß das Christenthum, nachdem es in einer langen Reihe von Jahrhunderten die allerheftigsten Erschütterungen bestanden, nachdem es von unsinnigen Eiferern untergraben, von gemüthlosen Feinden verhöhnt und verspottet worden, dennoch täglich Tausende von Menschen tröstet, denen jeder andere Trost gebricht; daß es den Aermsten und Niedrigsten zu gleichen Würden mit dem Reichsten und Vornehmsten erhöht; daß es auch dem Einfältigen seinen labenden Kelch reicht: das allein beurkundet seine Göttlichkeit, und hebt es weit über andere stolzere und prunkende Religionen hinauf.

Die Andacht findet überall das höchste Wesen, von dem das Herz voll ist; und es sollte mir weh thun, wenn ich jedesmal der Glocken eines Altars oder eines Betstuhls bedürfte, um mich zu demüthigen vor dem allmächtigen, der uns ja überall nah ist, und uns durch die größten, wie durch die kleinsten Erscheinungen seiner Welt zu sich ruft. Aber darum, weil man in seiner Kammer, oder in der freyen Natur,

in dem Schatten eines Haynes und beym Rauschen eines Wasserfalls sein Herz zu dem Unendlichen erheben kann, die Andacht einer Versammlung verschmähen, das hieße doch, das Kind mit dem Bade verschütten. Sollte der bessere Mensch, der ja seinen kleinsten Genuß durch Mittheilung erhöht, sollte sein sympathetisches Streben nach Theilnahme nur bey dem höchsten und reinsten aller Gefühle erlöschen? Gewiß nicht. Ich habe zu oft empfunden, wie die Vereinigung mehrerer Stimmen zum Lobe des Höchsten, ja, wie der Gedanke schon, daß tausend Herzen in demselben Augenblicke von Einem Gefühle lodern, der Andacht neue Schwingen leiht, um einer so thörichten Meinung Gehör zu geben.

Manche wollen nichts mehr von Gottesdienst wissen; nur Gottesverehrung soll gelten. Auf den Namen kömmt wohl überhaupt wenig an. Das weiß jeder, daß Gott unsers Dienstes nicht bedarf; er bedarf auch unsrer Verehrung nicht. Dennoch ist es er-

freulich, ihm dienen zu dürfen. Ein Herz, das Gott liebt, weiß wohl, wie es das zu verstehen hat.

Rosalie an Eduard von Alban.

Sechs lange Wochen sind vergangen, mein liebster Bruder, seit ich deinen Brief vermisse. Zwar ist dieses nicht das erste Mal, daß ich so lange auf eine Zeile von deiner lieben Hand warte; aber nie ist mir Dein Stillschweigen peinlicher, meine Sehnsucht größer gewesen. Nicht Vorwürfe sollen dieß seyn, liebster Eduard, sondern eine Aufforderung, mich recht bald aus meiner Unruhe zu ziehen. Meine Einbildungskraft ist jetzt, seit der Abwesenheit unserer Mutter, so geschäftig, ängstliche Bilder auszubrüten, daß ich nicht oft genug sichtbare Zeichen von dem Leben und dem Wohlseyn der Meinigen haben kann. Schilt mich, wenn du willst, über diese kindische Aengstlichkeit; schilt mich, aber schreibe mir nur. Aber du wirst mich nicht schelten, weil ich dich so sehr liebe; weil ich an

dir, mein einziger Bruder, so mit ganzer Seele hänge; weil ich meine sehnenden Arme nach dir ausstrecke, und wenn ich dich selbst nicht erreichen kann, wenigstens etwas zu fassen wünsche, worauf deine Hand geruht, und freundliche Worte gezeichnet hat. Ich weiß zwar wohl, daß dein brüderliches Herz mir noch eben so zugethan ist, wie in den Zeiten unsers Zusammenseyns; ich weiß, daß es noch immer so liebend an mich denkt, wie sonst; aber ist dieß genug für mein Sehnen, oder kann ich ruhig seyn, wenn keine wohlthätige Luft, wenn kein redendes Blatt mir die Regungen dieses brüderlichen Herzens verkündigt? Wie oft, wenn meine Brust dem Verlangen zu eng ward, wie oft hab' ich gewähnt, daß die entfesselte Seele zu dir schweben, und die Deinige an den Ufern des Lemanus oder auf den Höhen des Jura aufsuchen könnte; und wie oft hab' ich getrauert, wenn ich mein Wünschen und Wähnen eitel sah, und mir nichts übrig blieb, als die alte heftige Sehnsucht allein! Aber doch — es ist vielleicht thöricht, daß ich es frage — aber

doch sage mir, ob du dich nicht bisweilen plötzlich von dem Andenken an die Deinen heftiger ergriffen fühlst? ob du nicht das Flüstern meiner Stimme in Deiner Nähe ahndest? Ob ich Dich nicht in Deinen Träumen besuche, mit meinen Bitten, meinen Thränen, und meiner thörichten Angst? Gewiß, die Geister derer, die sich verstehn und lieben, sind nicht immer getrennt! Erreicht der Gedanke doch die äußersten Räume der Schöpfung, ja Gott und seine Heiligen selbst, warum sollte nicht der Geist in glücklichen Momenten den Banden des Leibes entfliehn, verwandte Geister aufsuchen, und in geheimnißvollem Verkehr mit ihnen einen Vorabend des großen Festtags feyern können, wo wir in ewigem und unzertrennlichem Verein — wir selbst — uns gegenseitig erkennen werden? Dieser Glaube hat etwas so erhebendes und erfreuliches in sich, daß ich mir ihn nicht gern zum Wahn möchte machen lassen. Freilich begreifen wir nichts von diesem geistigen Verkehr. Aber begreifen wir den besser, der trotz der körperlichen Scheidewand besteht?

das gegenseitige Mittheilen? das Uebergehn der Empfindungen aus einer Brust in die andere? das Auffassen und Fortbilden eines fremden Gedankens? den Zusammenklang zweyer Herzen in dem Verkehr einer heiligen Freundschaft? wenn zwey Seelen zu Einer werden, und die tausend und aber tausend Regungen beyder in einander schmelzen zu einer wunderbaren und unbegreiflichen Melodie. — —

Unsre gute Mutter wird leider durch die verdrüßliche Zögerung der Erbschaftssache noch immer in Danzig aufgehalten. Sie ist sehr verdrüßlich darüber; aber der Nachlaß des guten Onkels hat sich, wie sie schreibt, in einer solchen Unordnung gefunden; es haben sich so verwickelte Knoten gezeigt, und so bedeutende Verstöße in den Rechnungen der Buchhalter, daß bey aller Arbeitsamkeit und Einsicht in die Geschäfte, die sie besitzt, doch leicht noch eine längere Zeit bis zu ihrer Rückkehr vergehen möchte. Für Dich macht diese Zugabe der Entfernung von einigen hundert Stunden auf und ab nur einen geringen Unterschied; ich aber, welche die

Gegenwart ihrer Mutter noch nie länger als auf einige Tage entbehrt hat, bin dadurch in eine ganz neue Lage versetzt worden. Der Aufenthalt bey der Tante, welcher mich die gute Mutter nur auf einige Wochen anzuvertrauen glaubte, hat, in Vergleichung mit meinem bisherigen Leben, wenig Annehmlichkeit. Ich habe hier keine Freundin meines Alters, und überhaupt keinen Umgang; denn in unser Haus kömmt niemand als einige bejahrte Damen zum Spiel. Anfänglich verlangte die Tante meine Gegenwart. Das war überaus drückend für mich. Fast immer sprach man über persönliche Verhältnisse, die mir ganz unbekannt waren, über die Neuigkeiten des Tages, oder über den Hof; oft bezeichnete man die Gegenstände, mit fast unnützer Vorsicht, nur räthselhaft um meinetwillen. Doch bald ward die Tante des Zwanges inne, den sie sich und ihren Freundinnen auferlegte, und so habe ich jetzt die Erlaubniß, mich sogleich nach dem Thee in mein Zimmer zurückzuziehen. Freilich hat mich diese Absonderung bey den guten Damen um meinen Credit

gebracht. Die eine hält mich für einfältig, die andere für stolz, die dritte für beydes zugleich. Leider scheint die Tante der letztern Meinung zu seyn: und es ist mir noch nicht gelungen Ihr durch mein Bestreben gefällig zu seyn, das Mistrauen zu verscheuchen, das Sie gegen mich zu hegen scheint.

In einigen Tagen wird die Cousine Kunigunde von Berlin hier eintreffen, die für mich eine ganz neue Bekanntschaft ist. Vielleicht verschafft mir ihre Ankunft, was ich hier so sehr entbehre, eine schicklichen Umgang. Denn so wenig ich mir eine Welt von Freundinnen wünsche, so sehne ich mich doch nach irgend einer Seele, die Vertrauen zu mir hätte, und die ich lieben könnte; wenn ich gleich nicht hoffen darf, irgendwo eine zweyte Antonie zu finden. Es ist gar zu traurig, immer und immer nur auf sich beschränkt zu seyn; und die Abgezogenheit von einer liebenden Welt nährt in mir, ich fühle es, eine Schwermuth, der ich entfliehen möchte. Eine selbstgewählte Einsamkeit ist eine angenehme Freundin; aber nicht für den

Verlassenen, nicht für den, der mit traurigen Bildern in sie tritt.

Mitternacht ist vorbey, es ist Zeit den Schlaf zu suchen, der mich jetzt allzuoft flieht. Lebe wohl, guter Eduard. Gott erhalte Dich mir und unsrer gütigen Mutter, die Dich auf das herzlichste grüßt, und auch nach Briefen von Dir verlangt. Laß unsre Wünsche nicht lange unerfüllt, und lindre bald die Sehnsucht deiner einsamen Schwester, die Dich von ganzer Seele liebt.

Rosalie.

Aus dem Tagebuch.

Heute kam die Gesellschaft der Tante etwas früher als gewöhnlich, um, wie sie sagten, sich über die gute Frau von Asbill auszusprechen, die gestern Abend unerwartet schnell gestorben ist. Sie war eine der gewöhnlichen Mitspielerinnen, und wurde deshalb sehr beklagt. Das Gespräch nahm ungefähr folgenden Gang:

A. Nun so ist die gute Asbill doch noch ge-

storben! Wer hätte das vor acht Tagen denken sollen, wo wir noch so vergnügt zusammen waren! B. Ja wohl, so schnell ist's um einen Menschen geschehn. Ich ließ gestern früh nach ihr fragen, und erhielt zur Antwort, sie habe eine recht leidliche Nacht gehabt. Da hoffte ich schon: die Gefahr sollte vorüber seyn; und am Abend war sie todt! Ich war bey der Kriegsräthin L. und ich versichre Ihnen, ich habe mich kaum fassen können, als die Nachricht kam. Zum Glück ging der Robber eben zu Ende. Ich hatte gar keine Gedanken mehr.

C. Ach nein! Die gute Nachricht vom Morgen hat mich nicht getäuscht. Ich wußte gewiß, daß sie dießmal nicht davon kommen würde. Ich habe über solche Dinge présentimens, die mich selten täuschen. Sie wissen, Frau von Wallburg, was ich Ihnen gestern Abend sagte.

A. Ich halte nicht viel auf présentimens; aber es war wohl zu vermuthen, daß die gute Frau sterben würde. Der Anfall war zu heftig. Und im Vertrauen (mit leiserer Stimme), die

gute Asbill hatte ihre Jugend ein wenig zu sehr genossen. Ja mein Gott, wenn man das Licht an beyden Enden zugleich ansteckt! — wissen Sie wohl — doch das unter uns — Sie hat in der letzten Krankheit viel phantasirt, und da an manches erinnert, was vergessen war. Sie war sonst eine recht gute Frau, und Ihr Tod ist ein wahrer Verlust für die Societé.

C. Ganz gewiß. Sie hatte viel Welt. Und im Whist war sie einzig. L'Hombre spielte sie nicht mit gleicher Vollkommenheit. Sie erinnern sich des Zwistes, den ich einmal mit Ihr bekam, und wo mir der Graf Echterlingen, der damals der größte Meister im l'Hombre war, vor der ganzen Gesellschaft Recht gab. Damals vergaß sie sich fast; und ich glaube, wenn sie in ihrer Krankheit daran gedacht hat, so hat der Aerger darüber ihren Tod beschleunigt. (Sie lachte, und die andern Freundinnen mit).

B. Haben sie denn etwas näheres über ihren Tod gehört liebe ......? Es ist zwar ein trauriger Gegenstand; aber, was hilfts? Es trifft uns ja doch alle einmal, und man muß

immer in Bereitschaft stehen. C. Ich kann ihr Excellenz die genausten Details geben. Meine Jeannette hat mir alles genau hinterbracht. Der Morgen war recht leidlich, und die Kranke ließ sich ein wenig ankleiden. Das ging, wie gewöhnlich, nicht ganz ohne Aerger ab. Die Jungfer hatte nicht die rechte Haube gebracht, und als sich die Kranke den Spiegel geben ließ und den Irrthum inne ward, riß sie die Haube vom Kopf, und warf sie der albernen Person ins Gesicht. Gegen Mittag kamen Besuche; es wurde viel gesprochen; und indem die Kranke ihren Aerger erzählte, ärgerte sie sich von neuen; und das alles mochte sie etwas angegriffen haben. Doch nahm sie etwas zu sich, und wie es schien, nicht ohne Appetit. Aber nach Tische wurde sie mit einmal ganz schwach, und sagte: Wahrhaftig, ich glaube, ich sterbe. — Man schickte sogleich nach dem Arzt; dieser verschrieb sogleich eine Arzney, und gab sie ihr selbst ein. Das half für den Augenblick. Doch sagte er beym Weggehen zur Frau von Gassy, die Kranke sey ohne Hülfe, und werde

die Nacht nicht erleben. Als der Arzt weg war, fühlte sich die gute Frau stärker, und Frau von Gassy, und wer sonst noch da war, um ihr traurige Gedanken aus dem Sinn zu bringen, brachten die Rede auf ihre Jugendzeit, wo sie doch am Homburger Hof Hofdame war. Da wurde sie wieder ganz lebhaft, und beschrieb ganz ausführlich ein Ballet, worin sie als Schäferin getanzt, und alle Herzen bezaubert hatte. Sie war immer etwas eitel, die gute Frau. Aber sie beschrieb alles ganz genau — die Anzüge — die Decorationen — sie hatte ein erstaunliches Gedächtniß — man sah alles vor Augen. Aber sie war noch nicht mit ihrer Erzählung zu Ende, als sie einen heftigen Schwindel fühlte. Man lief nach Arzney; man hielt ihr Riechsalz vor. Umsonst. Sie holte noch einmal Athem — dann war es vorbey. Nun, sie hat überstanden. — Darf ich mir noch eine Tasse Thee ausbitten, Fräulein? — (nach der Uhr sehend) Ey mein Gott, wie die Zeit vergeht. Wenn es gefällig wäre?

Auf diese Aufforderung griffen alle zu den Karten. Das Spiel fing an, und ich ging auf mein Zimmer, und dachte über diese lustige Art zu sterben nach. Ich konnte lange nichts anders denken; und so hab' ich das ganze Gespräch aufgeschrieben, um es nun auf immer zu vergessen.

Die meisten Menschen bleiben immer den Kindern gleich, die sich vor unzähligen Dingen fürchten, die gar nicht gefährlich sind, und dagegen in wirklichen Gefahren ahndungslos scherzen und schlummern. Die kleinern Gefahren des Lebens wehren sie ängstlich ab, und sehen sich, da diese Gegenstände nicht in ihrer Gewalt sind, von ihrer Furcht, bald hier bald dort hin gerissen. Aber gegen die große Gefahr, die uns jenseit des Lebens droht, und die zu besiegen, in unsrer Gewalt steht, scheinen sich die Wenigsten zu rüsten. Sie denken nicht an das, was doch unvermeidlich kömmt, oder, wenn der Gedanke sich aufdringen will, verschließen sie die Augen, und betäuben sich.

Die Natur zeigt mir Gott nur dann, wenn ich ihn lebendig in meinem Herzen fühle. Es gibt Stunden, wo sie mir als ein todtes, verwesendes, sich selbst verzehrendes Ungeheuer erscheint, oder wie ein grundloser Moor, den ein bunter Ueberzug mit schillernden Farben bedeckt.

Man sucht gesunde Wohnungen, sonnige Zimmer, gute Luft; das Gegentheil vermeidet jeder, der kann. Sollte man nicht eben so sehr Gesellschaften fliehn, in denen man nur eine frivole Unterhaltung hört? Oder ist das, was der Geist einathmet, minder der Aufmerksamkeit werth, als was die Lungen einziehen? Und kann der Geist gesund bleiben, wenn er die allergeringfügigsten Dinge mit Wichtigkeit verhandelt, oder sich in der armseligen Geschichte des Tages mit gefälliger Schadenfreude umhertreibt? Wer in solcher Luft aufwächst, der bleibt sicherlich klein. Nur ein Gespräch ist etwas werth, das aus dem Geist entsprungen, den Geist nährt; das uns, wenn wir die Gesellschaft verlassen haben, immer noch anregt

und erhebt, und also eine dauernde und wohlthätige Erinnerung in unsrer Seele zurückläßt.

Eine Unterhaltung ist, wie ein Rosengarten, dann am schönsten und interessantesten, wenn sie viele noch geschlossene oder nur halbgeöffnete Blüthen der Gedanken treibt. Die völligere Entfaltung bleibt der stillen Rückerinnerung vorbehalten.

Die verschiedenen Wirkungen der Natur auf das menschliche Gemüth, und ihre religiöse Beziehung auf die höhere Bestimmung des Menschen, habe ich in folgender Erzählung zusammenzufassen gesucht:

Des Menschen Prüfung.

Anfänglich wohnte der Mensch bey Gott, und lobte Gott mit den Geistern des Himmels.

Als aber die Erde geschaffen war, und sie in ihrer grünen, jungfräulichen Herrlichkeit durch den Aether schwamm, und alle Bewohner des Himmels sich der Schönen freuten, und sie liebend beschauten, sprach der Mensch: Ich se-

he hier die Anmuth und Lieblichkeit eines zweyten Himmels. Ein reiches Leben drängt sich in diesen Gränzen; Fische wimmeln in den Wassern; Vögel erfüllen die Lüfte mit Gesang; Thiere wandeln auf dem Boden, und es ist kein Winkel auf dieser schön geschmückten Kugel, wo sich nicht Leben regt. Aber was ist, das dieses Leben treibt und die Ursache dieses regen Gedränges ist? Eine ungesättigte Begier kreist in ihrem Innern, daß sie Futter suchen gegen den Hunger, und Trank gegen den Durst, und nach des Tages Mühen den süßen Schlaf. In trauriger Beschränkung haften sie an dem Elemente das sie gebar; der Hand, die sie geschaffen, denken sie nicht, und keins erhebt die Blicke zu dem, in welchem das höchste Leben ist und die Quelle der Seligkeit. Undankbares Gezücht! Ich zürne deiner Niedrigkeit, und wenn die Blitze des Allmächtigen in meinen Händen lägen, so vertilgt' ich das gottvergessene Geschlecht von dem holden Lande, das würdigern gebührt?

Gott vernahm die Worte des Menschen und beschloß ihn zu prüfen.

Und sprach: Ich will Dich hinabsenden auf die Erde und in ihre Herrlichkeit, damit sie nicht stumm sey von meinem Ruhm. Die Thiere des Feldes kennen mich nicht, und den Fischen des Wassers ist mein Antlitz verborgen. Aber du kennest mich, und hast mich geschaut auf dem Throne des Himmels. Gehe denn hin in der Erde Garten, und freue Dich seiner Schöne. Aber gedenke Deiner Worte und was du geredet hast.

Da stieg der freudige Mensch hinab auf die Erde, und ging aufrecht in seiner Würdigkeit unter den Thieren, die ihr Haupt nicht zum Himmel erheben. Und er gebot den Thieren, und sie gehorchten ihm; und die Erde brachte ihm ihre Schätze dar, wie ihrem Herrn.

Da ward der Mensch stolz, und sprach in seinem Uebermuth: Siehe, das alles ist mein, und um meinetwillen gemacht. Mir beut der Baum seine Früchte, und seine Trauben der Weinstock. Die Flüsse rauschen mir, ihrem Herrn; die Vö-

gel des Waldes singen für mich, und die Thiere, die meiner Stimme gehorchen, beben vor mir.

Und er herrschte in seinem Reich in der Fülle seines Stolzes, und dachte nicht mehr, warum er auf die Erde gesendet worden, noch der Worte, die er geredet hatte.

Da wendete Gott sein Angesicht von ihm ab, und von der Erde, dem Reiche des Menschen.

Und die Erde erblaßte, und ihre Schönheit verwelkte, und alle ihre Farben schwanden dahin. Da ergrimmte der Mensch, und gebot der Erde ihr Feyerkleid anzulegen, und sich bräutlich zu schmücken, wie vordem. Die Erde aber trauerte fort. — Dann rief er den Westwinden, daß sie Blumen über sie ausschütteten, und ihre Bäume mit Blüthen schmückten. Aber die Westwinde ruhten in ihrer Grotte, und der Nordwind stürmte einher, und schüttete Schneegestöber aus, und fesselte den Schoos der Erde. Auch die Flüsse hörten auf zu strömen, und die Bäche erstarrten, und die Erde war todt.

Da verbarg sich der erschreckte Mensch in eine Felsenschlucht, und fühlte seine Nacktheit und schauderte.

Und die lange Nacht kam, und warf ihren siebenfachen Mantel über das Angesicht der Erde, und Mond und Sterne schienen ausgebrannt. Der Sturmwind heulte durch die Nacht, und beugte die Gipfel der Bäume; und die Cedern brachen vor seiner Wuth; und die Felsen wankten; denn die Grundfesten der Erde zitterten; und ihr Schoos zerriß, und Flammen schossen aus der geborstenen Erde empor, und der Donner brüllte aus den Wolken, und aus bodenloser Tiefe.

Und der zagende Mensch schauderte immer mehr, und verhüllte sein Antlitz mit seinen Händen.

Da umringten ihn reißende Thiere mit hungriger Wuth, und ihr Geheul erfüllte die Luft, und er wagte nicht seine Stimme zu erheben; denn Gott hatte sein Angesicht von ihm abgekehrt, und die Natur gehorchte ihm nicht mehr. Denn der blinden Kraft war Gewalt gegeben über ihn, und das Thier schreckte seinen Meister. Ihre Waffen drohten ihm, und er war nackt und ohne Schutz und Wehr.

Jetzt ward seine Verzagtheit so groß, wie vormals sein Stolz, und er demüthigte sich vor den Thieren des Waldes, und betete die Stürme an, und das Meer und die zürnenden Wolken, daß sie ihren Grimm von ihm abkehren möchten und sein Leben verschonten.

Aber zu Gott zu beten, wagte der Zagende nicht. „Er hat mein vergessen, dachte er, und sein Angesicht von mir gewendet. Denn ich bin abgefallen von ihm, und habe mich selbst zu Gott gemacht. Darum hat er den Thieren Gewalt gegeben über mich, und ich bin der Erde ein Hohn geworden, die meinem Gebote gehorchte."

„Die Felsen wanken über mir, und drohen mich zu begraben; das Meer öffnet seinen Schlund, und droht mich zu verschlingen; die Wolken senden Feuer herab, das mich verzehren will. Ich bin mit Schrecken umringt, und in meinen Gebeinen ist keine Ruhe."

Da erbarmte sich der Allgütige des jammernden Menschen.

Und er sendete seinen Sohn auf die Erde.

Und der Göttliche trat vor den Zitternden in menschlicher Gestalt, schwach und dürftig wie er, und überwand die Schrecken der Welt und des Todes durch den Glauben an den, der ihn gesendet hatte. Da erwachte auch in des Menschen Brust die Hoffnung wieder, und er erkannte in dem Sohne die verlorne Herrlichkeit seiner eignen Natur, und legte sich liebend an seine Brust, und suchte bey dem Vater Vergebung durch den Sohn, und seine Schuld ward ihm erlassen, und er fand vor dem Allmächtigen Gnade.

Und Gott ward auch ihm ein liebevoller Vater. In sein Herz kehrte die Freudigkeit zurück, und die Herrlichkeit des Himmels strahlte wieder in seiner Brust, und er zagte nun nicht mehr. Denn der Höchste war bey ihm, daß keine Furcht ihn betraf; und sprach zu ihm in dem rollenden Donner, und in der Wogen Geräusch, und in dem Sturze des Wasserfalls. Alles war der Stimme Gottes voll. Und wenn die Erde bebte und die Felsen zitterten, hörte

er den Fußtritt des Höchsten, und betete an. Und wenn der Himmel seine Flammen aussendete, sah er die Rechte Gottes. So war sein Herz der Freude und hohen Entzückens voll, und die Erde war ihm wieder schön, wie zuvor, und er liebte sie, und sie lobte mit ihm die Herrlichkeit ihres ewigen Schöpfers.

Rosalie an Antonien von Lindau.

d. 1. November. (Allerheiligen.)

Meine gute, herzlich geliebte Antonie.

Ich bin früher aufgestanden als gewöhnlich, und schreibe bey Licht, um Dir, theure Freundin, recht ungestört für Deinen letzten, herrlichen Brief zu danken. Aber wie soll ich Dir danken? Wahrhaftig, ich fühle mich in diesem Augenblick so arm an Worten, als reich an Empfindungen; und so wirst Du meinen Willen für die That nehmen müssen. Du liebtest ehedem vieles Schreiben nicht, und gewiß hättest Du keine Lustfahrt für einen Brief gegeben.

Und doch bist Du jetzt so pünktlich in Deinen Antworten; Deine Briefe haben eine so liebenswürdige Ausführlichkeit, und Du opferst Dein Vergnügen auf, um mir Freude zu machen! O sey mir immer, wie bisher, die gute, liebende, frohe, gefällige Freundin! Bewahre mein Andenken, wie bisher, liebend in Deiner Brust, und sende oft Deine Gedanken — wenn auch nicht auf einem fliegenden Blatte befestigt — in die Ferne zu Der, die Dich mit den Ihrigen unablässig umschwebt. Aber keine Opfer, gute Antonie! Deine Entbehrungen sind auch für mich — — doch das wäre unwahr. Verdanke ich nicht Deiner großmüthigen Entsagung einen langen und schönen Brief? und kann ich meinen Eigennutz wohl so weit verläugnen, daß ich Dich minder großmüthig und mich ärmer wünschen möchte? Also noch einmal meinen herzlichen und innigen Dank. Du hast mich gar zu glücklich gemacht.

Mit tausend Thränen habe ich Clementinens Geschichte gelesen. Ihre Gestalt steht mir noch jetzt vor Augen. Schon als ich sie zum

ersten Mal sahe, erschien sie mir als ein Wesen einer andern Welt; und es that mir weh, später zu hören, daß sie so ganz in dem Strudel eitler Freuden verloren, nur nach Genuß und Bewundrung strebte. Jetzt hat sie durch die Rückkehr zu ihrem bessern Selbst den Glanz einer Heiligen für mich gewonnen, und es ist mir, als säh' ich sie, mit dem Lichtstrom ihrer Frömmigkeit umflossen, von ihrem Sterbelager über das düstre Gewölk der Erde emporschweben. Ich könnte sie Dir mahlen, wie sie vor meinen Augen steht; die Fülle ihrer lichtbraunen Locken von dem Myrtenkranz festgehalten; ihre dunkeln Augen mit sehnsuchtsvoller Ahndung zum Himmel gerichtet; die Arme ausgebreitet, wie die Mutter Gottes auf dem herrlichen Bilde der Gallerie, zu dem wir so oft emporgeschaut haben. Ich weiß nicht, Antonie, ob es diese Phantasien sind, oder etwas minder sinnliches und höheres, was mich jetzt so oft an den Tod denken läßt, und mir bisweilen eine Sehnsucht einflößt, die ich nur mit der zu meiner abwesenden Mutter vergleichen

kann, und die doch wieder von ganz andrer Natur ist. Ich nähre diese Sehnsucht nicht absichtlich, aber ich bekämpfe sie auch nicht. Es würde mir allzu weh thun. Die Kunst zu sterben, sagt man sey schwer; mir aber scheint die Kunst zu leben noch weit schwerer; und wenn sich diese Stimmung meines Gemüthes erhält, so hoffe ich Kraft genug zu besitzen, wenn meine letzte Stunde schlägt, mich mit Freudigkeit und herzlichem Vertrauen in die Arme meines himmlischen Vaters zu werfen.

Es ist nicht blos Dein Brief, gute Antonie, und sein ernster Inhalt, was diese Gedanken herbeyführt. Vielmehr sind sie mit mir aufgewacht, und es ist die Erinnerung an das heutige Fest, was mich beym Erwachen ergriff, daß ich keine Ruhe mehr in mir fand, und nur in der Tauschung eines Gesprächs mit Dir mein überwallendes Gefühl beruhigen konnte. In dieser selben Woche vor vier Jahren kam ich als ein Kind nach München zu euch. Der Eindruck, den diese Stadt beym ersten Eintritt auf mich machte, die freundliche Aufnahme, die

wir fanden, die sonnenreichen und warmen Tage in so später Jahrszeit, und der schönere Glanz des Himmels bey Tag und Nacht — alles das ist mir noch bis auf die kleinsten Umstände gegenwärtig. Indem wir uns mit den Merkwürdigkeiten der Stadt bekannt machten, wurden wir, am dritten Tage nach unsrer Ankunft, den Abend vor Allerseelen auf den Gottesacker geführt. Nie hat mich ein Anblick mehr überrascht. Alle Gräber reich mit Blumen geschmückt, brennende Kerzen überall, überall Betende, und eine Fluth von Menschen, die zwischen den Gräbern auf und abzog, um das Andenken der Ihrigen zu feyern, und die dürren Hügel mit ihren Thränen oder dem heiligen Weihwasser anzufeuchten. Ich hing an den Armen meines seligen Vaters, noch matt von einer Brustkrankheit, von der ich kurz vor unsrer Reise genesen war, und die auch in verschiedenen Zwischenräumen wieder zurückkehrte. Dieser gute Vater sah mich damals oft mit freundlichen Augen an, als freuten sie sich, mich nicht auch unter den Todten zu sehn; und sie

füllten sich mit Thränen und feyerten das schö- ne Fest mit tiefer Rührung. Jedes Jahr ward dieser Gang wiederholt. Da wir ihn gemein- schaftlich zum letzten Mal machten, ward ein Bürger begraben, der in der Blüthe seiner Jahre gestorben war, und zwey Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, weinten um sein Grab, und konnten vor Jammer und tiefer Betrübniß die Gebete nicht mitsprechen. Wir sahen trauernd zu, und hingen uns fester an des Va- ters Arm. Ach wenige Monate nachher, als der May diese Gräber mit andern Blumen be- streute, ward dieser gute Vater an demselben Ort eingesenkt. Damals schien alle Freude von mir zu fliehn. Ich lag oft auf meinen Knien und betete zu Gott, mich dieser Welt zu ent- nehmen, und mir eine Stätte zu bereiten ne- ben dem Seligen, hier, in dem Grabe, und dort unter seinen Heiligen. Ach damals, in dieser schmerzvollen Zeit, damals warst Du, gute Antonie, das Einzige, was mich an die Erde knüpfte, und ich schloß mich seit jener Zeit inniger an Dich, und erkannte Dein ganzes,

herrliches Gemüth und Dein zartes Mitgefühl, bey so vieler Fröhlichkeit und einem so heitern Sinn. Zwar hatte Dir früher schon Deine offne Miene, Dein helles, freundliches Aug' und die Leichtigkeit Deiner Unterhaltung mein Herz gewonnen; und da Du auch Neigung zu mir verrietheſt, so schlang sich das Band des Zutrauens immer fester um uns. Aber in jenem Frühling wurde es durch die traurige Begebenheit mit einemmal unauflöslich verknüpft. In dem großen Schmerz, der mich gegen alles gleichgültig machte, und den niemand so theilte wie Du, schlossen sich unsre Herzen wunderbar auf, und wir verstanden ohne Worte, was das Innere der andern bewegte. Dieses Gefühl milderte die Heftigkeit meines Schmerzes, und meine Sehnsucht nach einem andern Leben schien durch das Leben in Dir gewissermaßen befriedigt zu seyn. Die Freude kehrte zurück in meine Brust, aber eine reinere und höhere Freude, als ich je vorher empfunden hatte. Meine Einbildungskraft nahm einen neuen Schwung; alle meine Gefühle wurden tiefer

und inniger. Das kam mir alles von Dir. Nach Gott warst Du mein erster und letzter Gedanke. Mein Gebet schien mir erhörlicher, wenn Du neben mir knietest; ich verstand besser was ich mit Dir las; und die Musik, die ich mit Dir machte, sprach mich vernehmlicher an. Ach dieses Glück, das mir aus dem Unglück aufgeblüht war, sollte nur von kurzer Dauer seyn. Wir mußten München verlassen, um in unser Vaterland zurück zu kehren; auf einige Zeit nur, sagte meine gute Mutter zuerst; aber ich fürchte, daß es auf immer ist. Mein Schmerz war groß. Du hast nicht alle meine Thränen gesehen; ich verbarg sie Dir, so lang es möglich war, bis etwa die Deinigen dem gehemmten Strome und dem schwer gepreßten Herzen Luft machten. Viele deuteten meine Traurigkeit falsch. Es waren nicht die Vergnügungen der Residenz — an denen meine Mutter in ihrem Wittwenstand keinen Antheil mehr nahm — es war nicht der Glanz dieser schönen Stadt, was zu verlassen mich damals so tief schmerzte; es war die Trennung von Dir, in der ich mich selbst wiederfand.

von Dir, die mein Seyn vervielfältigte und veredelte, indem sie jede meiner Empfindungen, jeden meiner Gedanken in sich aufnahm, und schöner, stärker und verklärter wieder gab.

Laß es Dich nicht befremden, theuere Antonie, wenn ich das Andenken an die Todten, und unsre lebendige und innige Freundschaft so zusammen verschlinge. Beydes verschmilzt sich in meinem Herzen zu einer Wehmuth, indem das Andenken an die Entschlafenen durch die Freude an ihrem schönen Daseyn beleuchtet, die Freude über den Besitz Deiner Liebe aber mit den Thränen des Schmerzes über unsre Trennung bethaut wird. Der Tod, welcher unser Band so fest gezogen, hat eben dadurch einen großen Theil seiner Schrecknisse für mich verloren, und wenn er mich einst mit seiner kalten Hand berührt, so werde ich auch dann glauben, daß er uns in den Gefilden einer unwandelbaren Seligkeit fester und inniger vereinigen wolle. Ja, gute Antonie, wenn ich an Dich denke, und mir Dein liebes Bild so lebendig vor Augen steht, daß ich ihm die Hand bieten und es an mich ziehen möch-

te, da erhebt sich in meiner Seele ein so unaussprechliches Gefühl von Seligkeit, daß ich schon dann die Banden des Körpers zu brechen wähne. Dann, meine ich, würde ich Dich zwar nicht inniger, aber doch auf eine andere Weise lieben; und ob ich mir schon diese Weise nicht denken kann, so ergreift mich doch schon der Gedanke mit einem so unnennbar süßen Gefühl, daß mich eine Sehnsucht ergreift nach dem Zerfallen dieser irdischen Banden, die uns jetzt von einander halten. Dann horche ich leise — aber schilt Deine Freundin nicht — dann horche ich auf die Krankheit meiner Brust, und es ist mir als ob ich mich freuen müßte, wenn in der schmerzhaft verengten Höhle das Herz ungleich und krampfhaft bebt. Dann sage ich zu mir: Wie lange dauert es noch, so steht es ganz still, und der Krampf des Lebens ist geendet, und mein entfesselter Geist geht zu seiner ewigen Heimath ein, und harrt der Freundin entgegen, bis auch sie, ein schönerer Engel, erscheint, und wir dann Hand in Hand vor den Thron des Ewigen treten, wie zwey in einander brennende Flam-

men, ewig vereint in unendlicher Seligkeit. — O meine Freundin, gute, theure Antonie, laß uns doch recht gut und fromm seyn, damit diese Wünsche nicht vereitelt werden! Laß uns alles dulden, was Gott uns auferlegt, mit gelassener Ergebenheit, damit er uns einst zu sich rufe, und wir unerschrocken seiner Stimme folgen und zu ihm sagen dürfen: Sieh, Herr, da sind wir, die Du zu Dir berufen hast.

Ich habe diesen Tag angefangen, wie ich jeden anfangen, wie ich jeden endigen möchte. Der Gedanke an meine Freundin hat mich erheitert und aufgerichtet; was auch heute geschehn mag, es kann mich nicht ganz zu Boden werfen. Ach, Antonie! manche meiner Tage sind mit stechenden Dornen bestreut. Und meine gute, theure Mutter bleibt immer noch aus, und die Zeit Ihrer Rückkehr ist noch nicht bestimmt. Sie hat ein mühsames Tagwerk vorgefunden. Der selige Onkel war in mannigfaltige Geschäfte verflochten, so daß es schwer ist, das Chaos der Erbschaft zu entwirren. Indeß hofft sie einen glücklichen Erfolg, und nach Befriedigung der Gläu-

diger, noch ein ansehnliches Vermögen zu retten. Ihr letzter Brief ist sehr kurz. Sie ist in Geschäften vergraben und arbeitet den ganzen Tag mit ihrem Sachwalter. Doch hat sie einige angenehme Bekanntschaften gemacht; mit einer liebenswürdigen Familie, in welcher eine der Töchter Dir, die Mutter der Deinigen gleicht. Sie grüßt Deine verehrte Mutter und Dich. Küsse ihr auch in meinem Namen die Hand, und versichere sie meines ehrerbietigen Andenkens. An Madam Constant und ihre Schülerinnen, klein und groß, Grüße und Küsse.

Von ganzer Seele

Deine

Dich herzlich und einzig liebende

Rosalie.

Seit einigen Tagen ist die Cousine Kunigunde hier. Ich kann noch nichts von ihr sagen. Aber ich fürchte, die Hofnung, eine Freundin in ihr zu finden, wird mich getäuscht haben.

Rosalie an ihre Mutter.

Wie soll ich Dir, theuerste Mutter, hinlänglich danken für die, wenn schon nur wenigen, aber doch so freundlichen und liebevollen Worte, mit denen Du Deine entfernte, einsame Tochter erfreut hast? Du weißt zwar, wie sehr ich Dich liebe; aber die Sehnsucht der Getrennten kennst Du noch nicht. Ach ich glaubte wohl bisweilen, einige Selbstständigkeit zu besitzen, und mich selbst berathen zu können. Thörichter Wahn! Was ich für mein Eigenthum hielt, war nur die Wirkung Deiner Nähe, und der wohlthätige Einfluß Deines klaren und festen Sinnes. Seit Du entfernt bist, und ich einsam stehe, suche ich oft vergebens Rath in mir; das Ziel verschwimmt in dem Nebel der Ungewißheit, und ich stehe, wie ein verlornes Kind in dem unendlichen Wald, ohne Aussicht und Führer.

Daß ich in diesem Gefühle mehr als jemals bereit bin, jedes Deiner belehrenden Worte in mich aufzunehmen, wirst Du meiner Versicherung leichtlich glauben. Ich gebe Dir, geliebte

Mutter, mein heiliges Wort, die Ehrerbietung nicht zu verletzen, die ich der Schwester eines geliebten Vaters — ach! daß sie nur seine halbe Schwester ist! — schuldig bin, und der Reizbarkeit ihres Charakters die größte Ergebenheit entgegen zu setzen. Gewiß hat mich Deine Milde zu sehr verwöhnt, so daß mir manches härter scheint, als es ist; auch bin ich vielleicht selbst reizbarer als sonst, weil ich Deiner liebenden Gegenwart entbehren muß. So wird mir also mein jetziges Verhältniß eine Schule der Sanftmuth seyn, und ich werde besser und mit gestärkter Kraft in die Arme der gütigsten Mutter zurückkehren.

Seit sechs Tagen hat sich unser kleiner Kreis durch die Ankunft der Cousine erweitert. Die Tante freuete sich sehr, sie nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren wieder zu sehn; für mich war sie, wie Du weißt, eine ganz neue Bekanntschaft. Noch ist sie mir ziemlich fremd, und ich darf Dir wohl gestehn, daß ich mich an ihren etwas absprechenden Ton noch nicht gewöhnen kann. Sie scheint in Berlin sehr ausge-

breitete Bekanntschaften gehabt zu haben, an die sie sich gern erinnert, und die ihr denn freylich die Einsamkeit in dieser kleinen Landstadt ziemlich unschmackhaft machen mögen. Indeß werden wir in einigen Tagen nach der Residenz reisen, und die Tante will die Güte haben, mich mit zu nehmen. Die Cousine kann den Tag der Abreise kaum erwarten, und betreibt die Vorbereitungen mit einem Eifer, der Schlaf und Ruhe aus unserm Hause verbannt. Auch ich, liebste Mutter, sehe dieser Zerstreuung mit Vergnügen entgegen. Ich bin selbst in diesen letzten Monaten etwas schwermüthig geworden. Die Tante aber und die Cousine werden gewiß in der Nähe des Hofs und in der glänzenden Residenz recht glücklich, und ihre bessere Laune wird auch mir vortheilhaft und erfreulich seyn.

Daß mir in meinem letzten Briefe ein klagendes Wort über meine Gesundheit entfallen ist, thut mir jetzt aufrichtig leid, da ich sehe, daß es Dich mehr beunruhigt hat, als die Sache verdient. Du kennst ja, liebste Mutter, mein

altes Uebel, und daß unser treflicher Münchner Arzt uns immer mit der Aussicht tröstete, daß sich in wenig Jahren alles bis auf die letzte Spur verlieren werde. Es scheint mir auch gar nicht, daß sich der Schmerz oder die Engbrüstigkeit vermehre, und ich schone meine Brust, und singe nicht, ob ich schon mit einiger Vorsicht ziemlich lange und laut lesen kann. Mit meinem Aussehen würdest du zufrieden seyn. Meine Farbe hat sich erhöht, und ich darf sagen — wird meine gütige Mutter nicht lächeln? — daß ich nie blühender ausgesehen habe, als jetzt.

Von Eduard ist noch nichts gekommen; gewiß aber dürfen wir in den nächsten Tagen Briefe erwarten. Du kennst seine Art — wenn er im Zuge der Arbeit ist, immer an der Einen Sache zu hängen, und vorzüglich seinen Briefwechsel bis zur Vollendung der Arbeit aufzuschieben. Du darfst also nicht ängstlich um ihn seyn. Jetzt, am Ziele seiner Studien, wird er eifriger arbeiten als je, und wir dürfen wohl

nicht mit ihm zürnen, wenn er uns etwas länger auf seine Briefe warten läßt.

Meinen nächsten Brief wirst du wahrscheinlich aus der Residenz erhalten, und vielleicht wird er reichhaltiger seyn, als der gegenwärtige, den ich unter mancherley Störungen und Zerstreuungen schrieb. Bis dahin, theuerste Mutter, lebe wohl, und denke, wie immer, mit nachsichtsvoller Güte an Deine

Dich zärtlich liebende, gehorsame Tochter

Rosalie.

Kunigunde von Wallburg an Louise von Breschot.

Nun, wie ich gedacht habe — gerade, wie ich gedacht habe! Ein elenderes, abscheulicheres Nest, als dieses, muß es im ganzen heiligen römischen Reiche nicht geben, noch ein langweiligeres Leben als das unsrige. Das Haus der Mama ist absolument wie ein Nonnenkloster, und einige Damen aus dem alten Testament,

die des Abends zum Whist kommen, das ist alle unsre Gesellschaft, und die einzige Zerstreuung, die es hier gibt. Doch soll außerdem noch beau monde hier seyn, mit der wir aber leider in keiner relation sind: die Frau Inspektorin, die Frau Rentverwalterin, die Frau Kornschreiberin, und eine Frau Bürgermeisterin, die ein schöner Geist ist und Verse macht. Was meinst Du? gibt das nicht Ansprüche? oder glaubst Du, daß es in Berlin eine Bürgermeistersfrau gibt, die Verse macht?

In der That, chère Louise, wenn ich hier zwey Monate aushalten sollte, in dieser erbärmlichen Kleinstädterey, ich verginge. Kaum bin ich acht Tage hier, und schon wird mir die Zeit so lang, wie bey dem Abendsegen unsrer alten Mamsell Carillon, bey dem man doch noch einschlafen durfte. Hier ist nicht einmal dieses erlaubt. Denn da gibt es immer etwas zu befehlen, zu schicken, oder zu zanken. Kaum habe ich die Viertelstunde erobern können, um Dir endlich zu schreiben. Glaube nicht chère Louise, daß ich mein gegebnes Wort vergessen

habe; aber vergiß du auch das Deinige nicht. Mein Gott, das war ja der einzige Trost, den wir hatten, Carl und ich, daß wir unser Schicksal in deine treuen Hände legen konnten.

Der arme Mensch! Er dauert mich recht. Hast Du ihn seit meiner Abreise schon gesehn? Er ist wohl recht traurig? Hätte uns nur das unzeitige Donnerwetter nicht die Partie in den Thiergarten vereitelt, so hätten wir doch den letzten Abend noch recht genießen können! Es war alles so gut veranstaltet! Unser Argus so gut untergebracht! Wahrhaftig, ich kann mich noch jetzt nicht darüber zufrieden geben.

Sag' ihm das doch, liebe Louise, damit der arme Mensch sieht, wie sehr ich ihn liebe. Ich hab' es ihm auch in dem beyliegenden Briefchen geschrieben, das ihm die treue Jeannette schon auf der Parade zustecken wird. Gewiß wird er Gelegenheit suchen, Dich bald zu sprechen, um Dir eine Antwort einzuhändigen, und seine Klagen auszuschütten. Du wirst es schon zu machen wissen, daß Mamsell Cerberus nichts bemerkt. Nun, sie ist überhaupt nicht die scharf-

sichtigste. Ich muß noch jetzt lachen, wenn ich an die lustigen Streiche denke, die wir hinter ihrem Rücken ausgeführt haben. Dient ihr capuchon noch immer als boëte für die verliebte Correspondenz der Pension? Und corrigirt sie noch immer so ahndungslos eure billets - doux an eure amants?

Aber das Wichtigste nicht zu vergessen! In einigen Tagen gehen wir nach der Residenz. Die Fürstlichkeiten sind von der Reise zurück; ich werde vorgestellt, und wahrscheinlich — doch dieß entre nous — Hofdame. O wenn das wäre! Und ich glaub' es gewiß. Dann bin ich doch sicher vor der Rückkehr in dieses abscheuliche repaire der Langenweile, und vor der Sklaverey bey der gnädigen Mama. Mehr kann ich heute nicht schreiben. Die ganze Last der Vorbereitungen, die wir für die Reise machen müssen, liegt auf mir. Die Garderobe der gnädigen Mama ist mit ihrer Besitzerin in das alte Register gekommen, und bedarf einer gänzlichen Reform. Hier weiß niemand etwas, und so muß ich alles angeben, alles betreiben — und

am Ende ist doch alles ungeschickt gemacht. Du glaubst nicht, wie vielen Aerger ich dabey habe! Nächstens mehr. Adieu, chère amie: mille complimens à ton aimable cousine Amélie, et une chiquenaude au nez rouge et boutonné de Mlle Carillon. Adieu, je t' embrasse de tout mon coeur.

Conigonde de Wallburg.

Apropos. Ich habe die Cousine Rosalie hier im Hause etablirt gefunden. Recht hübsch; wenn ein kreideweißer Teint, eine spindelförmige Taille, und ein Paar todte blaue Augen gefallen. Dabey ist sie so dumm = gutmüthig, daß ich ihr jeden Augenblick unter die Nase lachen muß. Was Die mit in der Residenz machen soll, weiß Gott! Denn am Hof kann sie nicht erscheinen, da ihre Mutter eine Bürgerliche ist. Und mitnehmen müssen wir sie doch. Nun sie mag zu Hause studiren und musiciren; denn das ist ihr Element,

Frau von Wallburg an Frau von Alban.

Verehrte Frau Schwägerin.

Daß ich so lange hier nicht an Dieselben geschrieben, werden Sie mir mein Stillschweigen zu Gute halten, wenn ich die Ehre habe, Ihnen zu sagen, daß theils meine Gesundheit nicht die beste gewesen, theils weil viele Geschäfte gehabt habe wegen der Reise nach der Residenz. Ich bin nehmlich auf dem Sprunge nach der Residenz zu reisen, um Kunigunden am Hofe zu präsentiren. Sie hat in Berlin, ich muß sagen, große progrès gemacht, ist auch etwas größer geworden, wohl um drey Finger breit, und kleidet sich mit vielem Geschmack. Ich bin in meiner Jugend auch in einer Berliner pension gewesen, und weiß, was man da profitiren kann. Es ist ganz etwas anders. Es ist mir große Hoffnung gemacht worden, daß sie als dame d'honneur könnte placirt werden, und da darf

man keine Zeit versäumen. Sie hat alle qualités für den Hof, aber für die Einsamkeit taugt sie nicht; so daß sie mir hier, wo man sich freylich behelfen muß, ganz übellaunisch geworden ist. Am Hofe wird sich die mauvaise humeur schon geben; denn sie hat erstaunlich viel Witz und weiß sich zu produziren. Und das ist doch die Hauptsache. Es thut mir in der That recht leid, daß ich von der Fräulin Niéce nicht so ganz das nämliche favorable Urtheil fällen kann. Sie hat eine gewisse — soll ich sagen, gaucherie, oder roideur? — genug, sie hat noch viel zu lernen, wenn sie sich in die große Welt passen soll. Da mir die Frau Schwägerin dieselbe während dero Abwesenheit anvertraut haben, sa hab' ich es mir zum devoir gemacht, nach Kräften zu ihrer Ausbildung zu contribuiren; aber es hat bis jetzt noch nicht anschlagen wollen. Wenn Damen bey mir sind, und wir uns von die interessantesten Gegenstände unterhalten, scheint sie sich zu ennuyiren, indem sie ganz stumm dabey sitzt, und an der conver-

sation gar keinen Antheil nimmt. Es ist ja schon gut, daß man gelehrt ist, und schreiben kann; aber ein Gespräch zu souteniren, das ist doch die Hauptsache, und das lernt man nicht aus den Büchern, sondern in der großen Welt. Kunigunde sagte neulich: Die Cousine käme ihr vor, sans comparaison, wie Faust's Höllenzwang. Von außen wär' er wie ein anderes Buch, und wenn man ihn mühsam aufgemacht hätte, müßte man auch den rechten Verstand selber dazu thun, wenn man die Geister citiren wollte. — Wir mußten recht lachen über die saillie.

Wenn nun also Kunigunde Hofdame wird, wie es sehr das Ansehen hat, so werde ich einen séjour von zwey oder drey Monaten am Hofe machen. Der Fräulein nièce wird das auch profitable seyn, eben wegen der société, wenn sie schon nicht am Hofe erscheinen kann. Sie muß sich doch da etwas mehr Gewalt anthun. Das Spiel scheint ihr auch fatal zu seyn; und das ist doch ein Talent, das eine Person von Erziehung gar nicht entbehren kann. Nach dero

letzten geehrten Zuschrift fangen Ihre Geschäfte an, sich in etwas zu débrouilliren, wozu ich von Herzen gratulire. Kaufmanns Angelegenheiten pflegen sehr verwickelt zu seyn. Wenn Dero retour naht, so bitte mich mit einigen Worten davon zu avertiren, und über das Fräulein Tochter zu disponiren. Mich dero fernern Freundschaft empfehlend

verehrte Frau Schwägerin

Dero

ganz ergebene Dienerin

Sabine von Wallburg geb.

von Alban.

Louise von Breschot an Kunigunde von Wallburg.

Deux mots seulement, chère Conigonde, car obsédée par notre dragon, je ne puis jamais trouver le moment pour causer avec toi à mon aise. Ta lettre a été rendue, non par l' officieuse Jeannette, qui, attra-

pée à une de ces ambassades secrètes qu'elle faisait pour nous, a été renvoyée brusquement — de sorte que je fus obligée d'avoir recours à la complaisance de mon bon Ferdinand qui a bien voulu se charger de cette commiſſion. Le bon garçon! Pour un de mes regards il ferait bien autre chose.

Si j'avais le tems, j'aurais tout plein de choses à te dire; mais je dois m'expédier à la hâte. Nos intrigues vont toujours leur train, et si une voie est fermée, nous ne manquons pas d'en découvrir cent autres pour tromper la vigilance de nos Argus. Mathilde a rompu avec Sorbelli qui était trop jaloux; à sa place trois autres se sont mis sur les rangs; elle a à choisir, mais il y a toute apparence qu'elle voudra les garder tous les trois. Ah chère Conigonde, pourquoi la tyrannie d'une mère impérieuse et absolue t'a-t-elle arrachée de nos bras? Nous étions si heureuses! Hélas, jamais tu ne trouveras de si belles occasions

pour exercer ton eſprit et tes rares talens! Car surement tu n'as pas ton égale en fait d'intrigues.

Il nous est arrivée une penſionnaire de Stendal, assez jolie, mais si sotte, si sotte — comme ta cousine. Nous avons attrapé une de ses lettres dans laquelle elle fait une déscription de ses sentimens à son arrivée à Berlin, mêlée de quelques observations sur la pension où elle doit être décrassée. Nous avons copié cette lettre qui après avoir diverti la pension, en fait autant dans la ville où nous la faisons courir par nos bons amis. La pauvre auteur en a bien pleuré; elle dit que nous sommes bien méchantes — en quoi elle ne se trompe peut-être pas — mais la Bonne qui a ri de bon coeur de ce tour divertissant, lui a observé que cette petite noirceur pourra tourner à son avantage, et c' est peut être le seul moyen pour la corriger de sa sottise. Je ne sais pas si cette observation l'a fort consolée; mais nous l'avons mise à profit

nous autres, et à chaque occasion des passages de cette lettre récités et commentés la font rougir et enrager. J'en ai pris une copie, moi, et je te l'envoie pour te faire plaisir. Tu pourras t'en servir pour divertir tes amis et la cour de C.

Ah que tu seras heureuse, Conigonde! Etablie à une cour brillante — dame d'honneur même! Voilà un bonheur qui pourrait me donner de l'envie, si je ne t'aimais pas comme je fais, et si je n'avais pas la perspective d'être placée dans la même qualité à la cour de Hohenloh — I. Cette cour n'eſt pas aussi brillante que la vôtre mais au moins je serai à l'abri du despotisme de ma tante Hornſtein, et de l'ennui de la campagne que je déteste encore davantage. Adieu, chère Conigonde, on m'apelle pour souper. J'attends de tes nouvelles avec la plus grande impatience, mais des nouvelles bien détaillées. Entends-tu? Adieu, Adieu.

Louiſe de Breſchot.

Aus Rosaliens Tagebuch.

Sehr oft höre ich sagen „es sey nicht möglich in der Welt zu leben, ohne Verstellung." Welch ein schreckliches Bekenntniß ist das! Das Laster hat also die Gestalten so verzerrt, daß niemand weder sich selbst noch andere ohne Abscheu betrachten kann. Darum sind sie sämmtlich übereingekommen, sich einander nicht mit ofnem Gesichte zu zeigen, und, zufolge dieser Uebereinkunft, so lange die Mummerey des Lebens dauert, die vorgenommene Larve wie ein wirkliches Gesicht zu behandeln. Gegen diese Uebereinkunft zu handeln, ist Mangel an Lebensart.

Und doch ist dieser Mangel an Lebensart und Weltgebrauch oft so schön! Die kleine, dreyjährige Agnes unsrer Nachbarin rührt mich oft bis zu Thränen, wenn sie so aufrichtig alles sagt, was sie denkt, Gutes und Böses, und ihr kleines Herz ohne alle Absicht enthüllt. Kann nicht diese Kindlichkeit auch auf

spätere Jahre übergehen, und würde sie da weniger schön, weniger rührend seyn? Es ist etwas so himmlisches, so heiliges darin! Es ist als ob man aus einer tiefen, dunklen Grube in das reine Azur des ofnen Himmels schaute?

Ich bin fest entschlossen, mich nie zu schminken, was auch immer meine Verhältnisse seyn mögen. Alle Gründe, die man anführt, siegen nicht über mein Gefühl, und mein Gefühl sagt mir, daß es etwas buhlerisches ist, da, wo man natürliche Farben erwartet, durch einen falschen Anstrich von Gesundheit und Schönheit zu täuschen. Dieses Gefühl hat mehr Wahrheit für mich, als alle Klügeley. Bey andern Arten des Putzes fühl' ich dieses innere Widerstreben nicht. Es kann gleichgültig scheinen, ob ich in dem, was augenscheinlich nicht zu mir gehört, etwas mehr oder etwas weniger thue — obschon auch überladner oder ängstlich gesuchter Putz etwas widriges ist — aber das, was ich selbst bin, und scheinen will, soll aufrichtig seyn. Geschminkte Wangen und Lippen, gefärbte Haare,

geschminkte Worte, geschminkte Gesinnungen und Tugenden — alles das ist gleich häßlich, tückisch und gottlos.

Ein Mensch, der unter der Gewalt seiner Sinne steht, kömmt mir vor, wie ein mächtiger Herr, der von seinen schlechtesten Knechten regiert wird.

Wenn die Menschen etwas mehr aus sich selbst machten, so würden sie nicht so nach äußerer Auszeichnung trachten. Dieses unmäßige Streben ist die Quelle des häßlichen Neides, der Misgunst, des Hasses und wahrer Verbrechen. So verkehrt sind manche, daß sie höher zu steigen meinen, wenn sie abwärts gehn, und das Ziel, das vor ihnen liegt, hinter sich suchen.

Es ist mir bisweilen vorgekommen, als ob das, was man als Erfahrung und Weltkenntniß rühmt, vornehmlich die Kenntniß der menschlichen Gebrechlichkeit sey. Diejenigen, die man mir am meisten wegen dieser Gabe rühmte, schie-

nen auch in der That meistentheils kalte, mis=
trauische und weltkluge Leute zu seyn, die an
nichts Großes glaubten, zu jeder uneigennützi=
gen und freyen That unglaubig lächelten, das
Gute für einen leeren Schein, und nur das Bö=
se für etwas Wahrhaftes hielten. Hatten sie
ihre Erfahrung, und Menschenkenntniß um die=
sen Preis erkauft, so hatten sie einen schlechten
Handel gemacht, und um sich gegen die Gefahr
kleiner Täuschungen zu sichern, hatten sie sich
um das Größte und Herrlichste betrügen lassen.
Ich kann mir aber gar wohl ein Gemüth denken,
das den brennenden Enthusiasmus des Guten,
den Glauben an die Tugend, die Liebe der Men=
schen, die Achtung gegen jede schöne That und
jedes edle Gefühl, so mit der Kenntniß des Bö=
sen und der Ränke, die das Leben zu Grunde
richten, vereinigte, daß ihn diese über jeden Be=
trug, sein Gefühl und Glaube aber über alle
Verachtung der Menschen erhübe.

Des Sohnes Wiederkunft.

Ein Jüngling war in einem einsamen Thale geboren, und in dem Schooße einer stillen Hütte, unter den Augen eines ehrwürdigen Vaters aufgewachsen. Der Sohn war des Vaters Freude, und des Vaters Wille war auch der Wille des Sohnes, und es war ein frohes, frommes und einträchtiges Leben bey ihnen. Als aber der Jüngling eines Abends allein vor der Hütte saß, und die flammende Sonne nieder ging hinter dem blauen Gebirg, das in weiter Ferne nebelte, und das glühende Abendroth heraufstieg, und den Saum des Gebirges vergoldete, da ergriff ihn eine große Sehnsucht mit der Sonne zu ziehn; und sein Aug schloß sich nicht die ganze Nacht; und als der Morgen dämmerte, trat er zu seinem Vater und sprach: Segne mich, mein Vater, und laß mich ziehen in das Abendland, daß ich sehen möge, wo die Sonne zur Ruhe geht. Denn ich habe keine Rast weder bey Tag noch bey Nacht, so groß ist mein Sehnen, und so treibt es mich in das Weite hin-

aus. — Und der gütige Vater sprach: Ziehe hin mit Gott; aber wo Du auch seyn magst, sey meiner eingedenk, und der stillen Heimath, und aller Lehren, die ich Dir gegeben habe. — Dann segnet' er ihn und gab ihm einen Spiegel und sagte: Wenn Du in diesen Spiegel blickst, wirst Du diese Hütte sehn, und das Angesicht Deines Vaters, und dann wirst Du meiner gedenken, und ich werde Dir helfen, wenn Du der Hülfe bedarfst.

Der Jüngling ging und schritt fröhlich fort, und bald lag die väterliche Hütte weit hinter ihm. Und als die Sonne abwärts stieg, lagerte er sich auf einen Hügel, und schaute nach dem Thale zurück, von dem er ausgezogen war, und dachte gerührt an den bejahrten Vater, und zog den Spiegel hervor, und sah darin die freundliche Gestalt des ehrwürdigen Greises. Dann schlief er ruhig ein, und die Sterne thauten milde Strahlen auf ihn herab, und schöne Träume stiegen mit den Strahlen in des Jünglings Seele. Und als der Morgen kam, sprang er froh

und rüstig auf, grüßte noch einmal die Gegend seiner Heimath, und zog dann weiter an seinem Wanderstab, und immer weiter, und jeden Morgen und jeden Abend wendete er sich gen Aufgang nach dem Vaterhause, und beschaute das Bild seines Vaters. Bald kam er nun in bewohnte Gränzen und in große Städte, und sah der Menschen Thun und Treiben, und wie sie mit einander arbeiteten und gegen einander, und sich liebten und haßten, und nach dem Glück und Genusse rennten, der eine auf diesem, der andere auf jenem Weg. Und nachdem er eine Weile zugesehen hatte, ergriff ihn eine Begierde, Gleiches zu thun, und er mischte sich in ihr Getümmel, und rennte mit der Menge, und kam nie zum Ziel. Aber viele Tage vergingen jetzt, wo er nicht nach der Heimath sah, und seines Vaters nicht eingedenk war; denn alle seine Sinnen waren bey dem, was um ihn her geschah, und bey der Lust, die er genoß, oder nach der er trachtete. Da begab es sich nun, daß er eines Tages mit schlimmen Gesellen zog, die ihn mishandelten und schlugen bis auf den

Tod, und ihn dann liegen liessen auf einem einsamen Felsen, wo niemand seine Stimme hörte, und kein Wandrer vorüberzog, der sich seiner erbarmte. Jammernd lag er da in seiner großen Noth, und sah hinauf nach den Bergen, und hinab in die Tiefen; aber es erschien keine Hülfe. Jetzt ging die Sonne unter, und die feuchte Nacht stieg über seinem Haupte herauf, und rollte breite Nebel über den Himmel aus, und kein Stern leuchtete in der tiefen Finsterniß. Auch schloß kein erquickender Schlaf die matten Augenlieder des Jammernden, und kein mitleidiger Traum stieg zu ihm herab; sondern das Grauen der Finsterniß umlagerte ihn, und Stimmen der Nachtvögel kreischten aus tiefen Schluchten, und schreckten sein Ohr. Dann rollte der Donner in dem Gebirge, und furchtbare Blitze stürzten aus weitklaffendem Gewölk herab, und sengten die Zweige um ihn her, und der Hagel stürzte hernieder und verheerte den Wald. Und da der Morgen kommen sollte, lag doch noch dicke Nacht über der Erde. Wehklagend und stöhnend erhob sich jetzt der Arme

von dem harten Lager seiner Schmerzen, und arbeitete sich mühsam fort, um einen Ausweg zu suchen, wo er menschliche Hülfe fände; aber er irrte umsonst umher durch grausenvolle Schluchten und eckeln Moor; und der Regen strömte herab, und die Blitze umkreisten ihm. Auch glühten seine ofnen Wunden, und ein brennender Durst verzehrte ihn, den der Regen nicht löschte, welcher auf seine Zunge fiel. Oft warf er sich nieder zur Erde, aber die durchnäßte Erde war ihm keine Ruhestatt. Auch der Hunger quälte ihn jetzt, und da er umherfühlte nach Nahrung, faßte seine Hand den Spiegel, und, was lange nicht geschehen war, er schaute hinein. Aber ach! er sah nur seine eigne Jammergestalt und die Verwüstung umher, nicht die stille Heimath in dem friedlichen Thal, noch das tröstliche Bild des ehrwürdigen Vaters. Da fing er laut an zu weinen über sich selbst, und warf sich sein Vergessen vor und sein sinnloses Treiben, aus dem alles sein jetziges Leiden entsprungen sey. Und es überfiel ihn eine so glühende Scham und eine so bittere Reue, daß er sein

jetziges Leiden fast ganz vergaß, und nur dachte, wie er den Weg wiederfände zu dem liebenden Vater und in die geliebte Heimath. Und er verlangte jetzt mehr nach der engen Hütte, als früher nach der weiten, unermeßlichen Welt. Wie er nun so ging und sann, und sein ganzes Herz in Sehnsucht und Liebe zerfloß, da schlug der Himmel seinen Regenschleyer zurück, und lachte frisch und blau herein, und die Vögel sangen munter in den Zweigen, und das Abendroth brannte durch die schauernden Birken, und die Brust des Wandernden schwoll von Hoffnung und erquickendem Vertrauen. Und ein Thal öffnete sich vor seinen überraschten Blicken, und sieh, im milden Schimmer des Abendlichts lag vor ihm die stille Heimath mit ihren Bäumen, und von den Strahlen umflossen trat der gütige Vater unter dem Laubdach hervor, und öffnete dem Kommenden die Arme, und der Sohn sank weinend zu des Vaters Füßen, und dieser drückte ihn an seine Brust, und alle seine Wunden heilten, und seiner Schmerzen wurde nicht mehr gedacht.

Eduard an Rosalien.

Genf, d. 20. October.

Wenn die Gedanken, die wir als freundliche Boten in die Weite schicken, um sich an die Brust unsrer Lieben zu legen, mit so deutlichen Zeichen sprechen könnten, wie ein Brief, so würde meine Rosalie nicht über die Vergessenheit ihres Bruders klagen. Doch sie klagt auch nicht; denn sie versteht die leise Sprache der Sympathie, und ihr inneres Ohr ist jenen flüsternden Boten offen. Du siehst, daß ich eines Glaubens mit Dir bin. Ich habe nie anders gedacht; aber lebendiger war dieser Glaube nie in mir, als er jetzt ist. Ja, geliebte Rosalie, öfterer als je bist Du meiner Seele gegenwärtig gewesen in diesen Tagen des Stillschweigens; öfterer als je hat Dich meine Sehnsucht zu mir gerufen, und an mein klopfendes Herz gerissen, und in Träumen gesehn. Du hast an allen meinen Freuden Theil genommen. Denn ich habe glückliche Tage gelebt — doch das ist ein kaltes frostiges Wort! — Ich bin so glücklich gewesen, wie ein

Mensch, der die Freuden des Himmels und der Erde zugleich in seinem Busen trägt. Noch jetzt, wenn ich an diese Tage denke, steh' ich nicht auf dem Boden der trägen Erde, sondern auf goldnen Wolken, die im blauen Aether und Abendroth schwimmen; und Vergangenheit und Zukunft, Freude und Hofnung spannen ihren doppelten Irisbogen über meinem innern Himmel aus. Mein Herz ist so voll, aber für die Bilder, die in meiner Seele aufblühen, zahllos wie die Blüthen des Frühlings oder die Sternenbüschel der Milchstraße — für alles das, was auf und abzieht in meiner Brust, ist meine Sprache zu arm. Wie soll ich es schildern? Fast eben so gut könnten die Felsen von Meillerie, die jetzt Deinen Namen tragen, und einen andern, dem Deinigen ähnlichen zugleich; eben so gut könnten die Eichen von Vevay, die mir ihren Schatten liehen, die sonnigen Tage schildern, die über ihren starren Häuptern hinwegziehn, oder das Flüstern der Weste deuten, die ihre weichen Flügel an die zitternden Blätter drücken. So beschränkt ist des Menschen Kraft, daß er, der

das Unendliche zu umspannen vermeint, und das Ewige denkt, dem Gefühl unterliegt, dessen er nur ein kleines Maas mit klarem Bewußtseyn fassen kann. Nicht der Schmerz allein fesselt das überwältigte Gemüth: auch die Freude macht stumm. Also keine Reisebeschreibung, keine Erzählung nach Morgen und Abenden, Tagen und Nächten. Die Abschnitte der Zeit waren verschwunden; der Glanz des Tages leuchtete herein in die Nacht; und die Träume der Nacht breiteten ihre bunten Schwingen über den Tag aus. Oft hätt' ich nicht sagen können, ob ich träumte, oder wachte, so hell waren die Träume, so wunderbar die Genüsse des Tags. Mehrere Wochen flogen dahin, und ihre goldnen Stunden sind mit den Sternen unauslöschlicher Erinnerungen besät. — —

Ich bin hinaus gewesen in die freye Natur. Der Sturm braust auf dem See, die Wellen empören sich, Streifen der Wolken fliegen an den Bergen hin. Der Anblick der kämpfenden Kräfte hat mein Herz ruhiger gemacht. Ich

will weiter schreiben, und wenn es möglich ist, in Zusammenhang und Ordnung.

Nach ununterbrochener Anstrengung und Arbeit von sechs Monaten der Muße bedürftig, machte ich mich auf mit dem vertrautesten meiner Freunde, dem tief fühlenden, sinnvollen Rutland, und umzog näher und ferner den See. Vieles war mir neu; vieles begrüßt' ich, mit nicht geringerer Lust, zum zweyten und dritten Mal; und jeden Tag kleidete sich dieses wunderbare Land in neuen Schmuck. Doch laß mich Dir gestehn, Rosalie, daß es nicht diese herrliche Natur allein war, die mich entzückte; nicht der krystallne Himmel, nicht die donnernden Wasserstürze mit ihren Kränzen von Regenbogen und ihrem schäumenden Perlenschmuck, nicht die ewigen Gletscher mit ihren rosenrothen Kronen und dem grünen Gewand ihrer Füße, nicht die stillen und freundlichen Thäler in dem Schooße schwindelnder Klippen, nicht der Wechsel der reichen Scenen, die frische Luft der Gebirge, das frohe Gemüth ihrer Bewohner — nicht dieß allein — ob schon alles dieß auch — es war etwas

außer dem, was dieses alles krönte; etwas, das ich Dir zu bekennen erröthe, und Dir dennoch bekennen muß. Ich war ausgegangen, die Herrlichkeit der Erde zu schauen, und mir wurden die Freuden des Himmels gezeigt; ich suchte Rast, und fand was meinem ganzen Wesen eine nie gekannte Thätigkeit gibt. Ich habe in der Liebe zu dem schönsten und holdesten Wesen, das je den Himmel verließ, um der Erde ein Vorbild zu seyn, ich habe in der Liebe zu Natalien ein neues Daseyn gewonnen, und meine Seele, die einer schlummernden Blume glich, hat, von dem Athem der Liebe angehaucht, plötzlich ihre Krone entfaltet, und saugt mit unzähligen Fühlfäden die Strahlen und Düfte des Aethers ein. Eine dumpfe Sehnsucht, wie nach dem verlornen Glück eines verheißungsvollen Traumgesichts, schlummerte lang in der Tiefe meiner Brust; gleichgültig zog ich durch die Welt; denn was die Welt mir bot, war nicht wornach ich mich sehnte; und das, wornach ich mich sehnte, kannt' ich nicht. Jetzt ist alles anders um mich her. Mein voriges Leben erscheint

mir wie ein flaches Land in matter Dämmerung, unscheinbar und farbenlos, während jetzt aus der Tiefe meiner Seele ein neues Leben, wie ein Paradies der Natur aus krystallner Tiefe, glänzender, reicher, und verklärter heraufstrahlt. Du kannst mich nicht misverstehn, gute Rosalie; denn immer hat sich Dein zartes Gemüth mit inniger Liebe zu allem Schönen geneigt; und obgleich der Liebe zu einem Freunde noch fremd, errâth doch die ahndende Seele in Dir die Wunder jenes höhern Lebens. Nimm von dem Himmel die Sonne hinweg, und sieh, ob die Erde etwas anders bleibt, als ein schmutziger Abgrund, eine Lache für giftiges Gewürm. So durchflammt und reinigt die Liebe auch den Dunstkreis der geistigen Welt. Nach ihr, als demgemeinsamen Mittelpunkt, streben die ohne sie zerflatternden Kräfte; und wie die himmlischen Körper in gemessenen Takten die Sonne umtanzen, so vereint die Liebe das, was getrennt und in Zwietracht war, mit wunderbarer und harmonischer Eintracht.

Doch ich will nicht Räthsel schreiben, sondern, wo möglich, verständliche Worte.

Wir hatten einige Wochen hindurch die Gebirge von Savoyen und Wallis durchzogen, und kehrten jetzt zu dem anmuthigen Garten der Waadt und seinen Traubenhügeln zurück. Mit stillem Herzen feyerte ich den Abschied aus diesem schönen Land, wo mir drey der glücklichsten Jahre meines Lebens verflossen sind, und das mich nun in wenigen Monaten, wenn die Schwalbe zurückehrt, und der May seine Blüthen ausschütten wird, aus seinen liebenden Armen entlassen soll. Das Land meiner Kindheit lag dämmernd in dem Hintergrunde meiner Erinnerung; ich sah Dich und unsre theure Mutter mir winken nach der vaterländischen Flur; aber heller lag vor mir die Gegenwart, und riß mich durch die Gewalt ihrer herrlichen Erscheinungen an sich. Mein Herz war von Dankbarkeit tief bewegt. Ich ging keine bekannte Stelle vorüber, ohne meine Blicke darein zu versenken, und die Erinnerungen aufzuwecken, die darin zu schlummern schienen; ich faßte noch

einmal alles recht in's Aug und in's Herz, und ich wurde immer bewegter, je reicher diese Erinnerungen an den geliebten Ufern des Lemanus wurden. So kam ich nach Meillerie und zu den Felsen, um die, nicht weniger als um die Felsen von Val chiusa, Geister und Stimmen der Liebe wohnen; wir suchten die Spuren der Liebenden auf, und wo Juliens Namenszug stehen sollte, grub ich den Deinigen ein. Als wir ermüdet zurückkamen, fanden wir in dem Dorfe eine kleine Gesellschaft junger Leute von Vevay, und unter ihnen einige gute Bekannte von Genf her. Wir erfreuten uns des unverhofften Wiedersehns; mit den andern war auch bald Bekanntschaft gemacht; und wir alle frühstückten gemeinschaftlich, unter manchem fröhlichen und lauten Gespräch. Man scherzte, man neckte sich, und eines jeden Liebschaft kam auf die Bahn. Der köstliche Uferwein befreyte die Herzen, und jeder trank seiner Geliebten zu Ehren; ich sollte dasselbe thun; aber ich antwortete, daß mein Schicksal noch

nicht gezogen wäre. „Es wird nicht lange zögern, sagte einer. Kommen Sie mit uns. Vevay ist voll von Julien und Clairen, die das zärtliche Herz eines Saint-Preux nicht verzweifeln lassen. Kommen Sie. Begleiten sie uns. Es ist heut Abend ein Tanz bey Frau von Flavart, zu dem wir alle eingeladen sind. Dort finden sie die Blüthe unsrer schönen Welt. Und wenn ihnen keine Waadtländerin gefällt, so werden Sie dort eine halbe Deutsche sehen, die seit einigen Wochen die Freude der Gesellschaften macht." — Alle stimmten ein und riethen zu. Vevay lag nicht außer meinem Weg. So benutzten wir also die angebotne Gelegenheit, und begleiteten unsre Freunde zu Frau von Flavart, die uns mit der Anmuth und feinen Höflichkeit aufnahm, die den Bewohnern jener Gegend eigenthümlich ist.

Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend. Das fremde Fräulein, das man uns angekündigt hatte — sie war die Tochter einer deutschen Mutter und eines französischen

Vaters — ward noch erwartet. Viel war auf dem Wege noch von ihr die Rede gewesen; alle stimmten ein in ihr Lob, und jeder, indem er sie nur seiner Geliebten nachsetzte, zog sie allen andern vor. Meine Erwartung war ungewöhnlich erregt. Ihre Gestalt mußte der Deinigen ähnlich seyn, so wie ich Dich jetzt denke; der zarte Wuchs, das blonde lockige Haar, die dunkelblauen, sprechenden Augen, das sinnige und stille Wesen — alles traf zu. Ich erwartete ihre Ankunft, ich wußte nicht warum, mit klopfendem Herzen. Mehrere traten herein, ausgezeichnet durch Schönheit und das sittsame Wesen, das die Waadtländerinnen so anziehend macht; aber keine konnte es seyn; denn ich war sicher, sie nicht zu verkennen. Der Tanz begann; die bunte Welt verschlang sich in zierlichen Kreisen; auf allen Gesichtern strahlte Zufriedenheit. Ich zögerte noch, mich in diese Wirbel zu mischen, die erwartend, in der ich nun einmal gewiß meine Schwester zu finden gewiß war. Schon ging der erste Tanz zu Ende; die Musik schwieg; die

Bayerische Staatsbibliothek München

Paare hatten sich aufgelöst; da trat sie mit einer ältern Begleiterin herein. Ihr Erscheinen lenkte alle Blicke auf den Eingang des Saals. Jedermann schien sich ihres Kommens zu freuen, so Weiber als Männer. Sie grüßte mit sittsamer Freundlichkeit um sich her, und aus jeder ihrer Bewegungen sprach Bescheidenheit, milder Ernst, und eine Anmuth, wie sie mir nie zuvor erschienen war. Frau von Flavart machte ihr freundliche Vorwürfe über ihr spätes Kommen. Verzeihen sie, gnädige Frau, sagte sie, sich mit lieblicher Demuth verneigend, ich erwartete Briefe von meinem Vater, und die Post ist etwas später gekommen als gewöhnlich. Ich weiß gewiß, daß sie die Güte haben, diesen Grund gelten zu lassen. — Der Ton ihrer Stimme war, wie ihr ganzes Wesen, sanft und anmuthig; alles war Eins in ihr: Gestalt und Bewegung, Gang und Sprache; alles war wie von Einem Geist der Harmonie durchdrungen. Ich konnte meine Blicke nicht von ihr abziehen. Sie erschien mir wie ein höheres Wesen, das sich mit der zarten Hülle einer mensch-

Bayerische Staatsbibliothek München

lichen Bildung umkleidet; und jetzt — verzeih mir, gute Rosalie — jetzt dacht' ich nicht mehr an Dich. Die erwartete Aehnlichkeit mangelte nicht; aber durch die Gegenwart aus mir herausgerissen, war ich nur bey Natalien. Ich trat näher, um Frau von Flavart zu bitten, mich dem Fräulein vorzustellen, die ich, wie man mir gesagt hatte, als eine Landsmännin begrüßen dürfte. — Das werden wir Ihnen so leicht nicht zugestehen, Herr von Alban, antwortete sie; unsre Ansprüche sind wenigstens gleich. Als Natalie meinen Namen hörte, sagte sie: Ihr Name, Herr von Alban, ist mir sehr wohl bekannt. Mein Vater erwähnt oft einen Freund, der ihn führte. — Wenige erklärende Worte zeigten, daß dieser Freund mein seliger Vater sey. Sein Tod war ihr unbekannt. Sie beklagte ihn mit Theilnahme um ihres Vaters willen, der immer gehofft habe, den Jugendfreund wieder zu sehen. „Wenn sie Ihren Aufenthalt in Vevay, setzte sie hinzu, bis zu der Ankunft meines Vaters verlängern, der in wenigen Tagen wieder bey mir seyn wird,

so erfreuen Sie ihn mit Ihrem Besuch. Er wird den Sohn seines Freundes mit Theilnahme sehn.“ — Diese freundliche Einladung erschien mir wie eine vorbedeutende Stimme. Ich bedachte mich keinen Augenblick. Wie hätte ich gehen können, da sich solche Aussichten öffneten? Rutland's Einwilligung war ich gewiß.

Das Gespräch spann sich ganz natürlich weiter. In allem was sie sagte, war Sinn und Anmuth; aber alles war einfach und anspruchslos. Die Freundschaft unsrer Väter und die Schönheit des Landes, in welchem wir uns befanden, bot ungesucht den Stoff. Sie sagte unter andern: Die Schweiz war früh das Eden meiner Phantasie. Und jetzt, da ich sie gesehn habe, scheint es mir, daß kein Land so zu dem Herzen spreche, als diese große und reizende Natur. Und dann: „es ist nicht das Land allein, das mit der unendlichen Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungen entzückt; es ist auch die Erinnerung an die Thaten, die hier geschahn, an die Tugenden, die es in seinem Schoose be-

wahrte, was dem Reisenden dieses Land vor vielen andern theuer machen muß.“

Die Musik begann jetzt von neuem. Die Paare ordneten sich; ich bot Natalien die Hand, und trat ein. Niemand tanzt wie sie. An Kunst zwar möchte sie von andern übertroffen werden, nicht aber an natürlicher Anmuth der leichten und sichern Bewegungen. Als wir zu Ende waren, sagte ich: Ich weiß nicht, aber diese raschen Tänze beflügeln den Genuß allzusehr — wie ein Wein, der beym ersten Glase berauscht. — Oder wie ein Traum, setzte sie hinzu, der die Begebenheiten eines Lebens in eine Secunde drängt.

Rutland hatte unterdeß seine Zeit auch nicht verloren. Ich fand ihn am Ende des Tanzes in lebhaftem Gespräch mit der Begleiterin Nataliens, einer Engländerin, mit der er sehr glücklich war, von seinem Vaterlande zu sprechen, und die er sogar in früherer Zeit schon näher gekannt hatte. Familienverhältnisse hatten sie veranlaßt nach Frankreich zu gehen, und sie lebte jetzt, nach dem Tode der Mutter Nata-

liens, als ihre Gesellschafterin in dem Hause des Barons Saint-Val. Ihr Aeußeres war gefällig, doch mehr anziehend als schön; ihre Unterhaltung, wie ihre Augen, voll Geist; ihr ganzes Wesen bestimmt, und im Verkehr mit Männern, etwas gebieterisch.

Dieses Verhältniß, das meinen Wünschen sehr entgegen kam, schien mir eine neue Vorbedeutung des glücklichsten Erfolgs. Rutland war jetzt nicht viel weniger geneigt als ich, in Vevay zu bleiben; und da Nataliens Vater erst in einigen Tagen erwartet wurde, so verabredeten ihre Freundinnen mancherley Zeitvertreib, Wasserfahrten und Landpartien, an denen wir, als Landsleute der fremden Damen, jedesmal Antheil hatten. Meine Leidenschaft überwuchs alles, was ich mir je als möglich gedacht hatte. Wenn ich von ihr getrennt war, suchte ich sie ohn' Unterlaß mit meinen Gedanken auf, und ich fand nur Ruhe, wenn ich sie sah, und der Zauber ihrer melodischen Stimme mich umfloß. Sie vermied meine Nähe nicht, und ich war immer an ihrer Seite, bald auf schwanken-

dem Nachen über den Abgründen des Sees, bald an schwindelnden Abhängen; und oft durft' ich ihr die Hand bieten zur Hülfe über schwankende Stege, oder klaffende Felsenrisse, oder zu schroffen Höhen hinauf. Auch Meillerie ward gemeinschaftlich von uns besucht; wie mit ganz andern Gefühlen jetzt! jetzt, wo mein Herz ein Altar der Flammen geworden war, die auf diesen Felsen gelodert hatten. Hier erzählte mir Natalie von einem geliebten Bruder, dem einzigen, der ihr von mehrern Geschwistern übrig geblieben; und ich ihr von meiner Rosalie, wie ich Dich liebte und wie gut Du seyst. Sie hörte aufmerksam und theilnehmend zu, und als wir an die Felsenwand kamen, wo ich Deinen Namen eingegraben hatte, schrieb sie den Ihrigen dazu, und jedem wurde nun auch der Name des Bruders zugesellt. Als sie geendigt hatte, faßte ich ihre Hand, unsre Blicke begegneten sich — ich wollte sprechen — da kamen die andern herbey, die zurückgeblieben waren. Noch einigemal sah sie im Gehen nach der Stelle der Inschrift zurück. Die letzten Strahlen der

Sonne umspielten die Namen, und die Ranken des Epheus, der sie wie mit Kränzen umschlang, rauschten und schimmerten in der leise bewegten Luft und in dem Glanze des Abends.

Wir fuhren auf dem Wasser zurück. Der Himmel war klar; nur dünnes, flüssiges Gewölk umschwamm die Sonne, wie blonde Locken, und tauchte sich bald in Gold, dann in Purpur, bis die helleren Farben in dem Grau der Dämmerung erloschen. Von den Füßen der Berge stieg die Nacht herauf, und deckte die friedlichen Thäler zu. Nur der Gipfel des Montblanc brannte noch, wie eine zweyte mildere Sonne der Nacht, und die Sterne umher schauten ihn mit jungfräulichen Augen wie verwundert an. Nah umher rauschte nur das Schlagen der Ruder, die Stimme einzelner Wasservögel belebte die Nacht; am Ufer rauschten die Wälder, und von fern brauste der Wasserfall. Die andern sprachen viel, und belebten das Echo umher; Natalie aber schien in sich gekehrt, und mischte sich nur aufgefodert in das laute Gespräch. Als wir landeten bot sie mir

die Hand und sagte: Bis übermorgen. Morgen erwart' ich die Rückkehr meines Vaters. — Ich drückte ihre Hand an meinen Mund, und schied von ihr, ohne gesprochen zu haben, und blieb allein in der unendlichen Nacht mit aller meiner Liebe und Sehnsucht.

Der Tag war schön gewesen und froh; die Nacht war es nicht weniger, nur heiliger war sie und festlicher. Irrig wähnen wir, die Natur sey erstorben, wenn sie den dunkeln Schleyer über ihr flammendes Angesicht zieht, um das rege Leben in stiller Tiefe zu sammeln. Auch dem Menschen kömmt höheres Leben bey Nacht. Wenn treiben seine Gedanken höhere Zweige? wenn seine Entschließungen tiefere Wurzeln? wenn umfängt seine Phantasie Erd' und Himmel in glühendern Träumen, als wenn die Nacht in das bunte Gewebe des Tages ihre dunkeln Schatten wirkt? — Wenn die Farbenmusik des Tages ausgetönt hat, beginnt eine höhere, ernstere und entzückendere Harmonie in der Tiefe der Seele; andre Blüthen von ätherischer Art schlagen ihre geheimnißvollen Blätter auf; und

eine schöne Natur ersteht in uns, die uns mehr angehört und inniger entzückt. — Ich ging in der schweigenden Nacht auf und ab; in mich gekehrt, aber froh. Nataliens Bild stand vor meiner Seele, still und mild, wie sie ist; mein Herz war ruhig, wie der See, aus dem das Bild des Mondes freundlich herauf sah. O Natalie, rief ich aus! Deine Nähe ist wie die Nähe eines guten Engels. Seitdem ich Dich kenne, ist die Natur mir heiliger; alles um mich her hat einen tiefern Sinn, denn das dunkle Ziel meines Daseyns ist mir enthüllt; ja, ich fühle mein Daseyn erst seit dem Augenblick, wo ich Dich sah. Ich fühle mich besser in Deiner beglückenden Nähe; neue Kräfte regen sich in meiner Brust; jeder fromme Vorsatz wird mächtiger; eine Sehnsucht nach großer Tugend erfüllt mein Gemüth. Was auch meine Bestimmung seyn mag, ich kann nicht zurücksinken. Mit dieser Liebe in meiner Brust geh ich vertrauensvoll durch die Welt. Diese Liebe ist ewig und unaustilgbar. Und so bist Du mein durch sie; und es gibt keine Macht, die mich Dir entreißen kann.

Indem ich so bey mir sprach, trat mir der Gedanke der Trennung stärker vor die Seele. Die Rückkehr des Baron von Saint-Val endigte Nataliens Aufenthalt in Vevay, und sie wußte noch nicht, wohin sie dann weiter gehen würde. Bis jetzt hatte mir das keinen Kummer gemacht. Festgehalten von dem Zauber der Gegenwart, hatte ich weder vorwärts noch rückwärts gesehn. Getrennt dacht' ich nur an die Stunde des Wiedersehns; und war diese erschienen, an nichts als an sie. Das war der Kreis, in welchem ich mich unablässig bewegte.

Jetzt, da mich die Worte ihres Abschieds an die nahe Trennung erinnerten, jetzt fühlte ich zum ersten Mal, daß ich nach ihrem Besitze geizte. Ich versank in eine tiefe Melancholie; ich warf mir vor, daß ich schüchtern geschwiegen, daß ich ihr nicht mein Herz gezeigt hätte mit der ganzen Fülle seiner Liebe. So ging ich, ohne zu wissen wohin, an dem Ufer fort und zwischen Gärten hin; und tiefe Stille herrschte umher, und alle Lichter waren ausgelöscht; nur aus Einem Hause in der Mitte eines Parks ver-

breitete ein Licht seinen Schimmer durch das ofne Fenster, und spielte mit wankenden Strahlen um die hohen Pappeln, und ein leiser Gesang zog eben daher durch die Stille der Nacht. Zarte Töne der Laute begleiteten ihn. Es war Nataliens Stimme; es war der Park ihres Hauses, dessen vordere Seite nur nach der Straße ich kannte. Sie wachte noch; während alles im Schlafe lag, wachte die, die auch mich noch wach erhielt.

Ohne mich zu bedenken, sprang ich über den Graben, der den Park umgibt. Ich nahte mich leise dem Hause, zu dem ein breiter Schattengang führte, der in einen Halbkreis hoher Pappeln ausging. Hier blieb ich stehn, von dem Schatten der Bäume versteckt, und horchte den Tönen, die sie aus ihrem Busen zog. Es war ein deutsches Lied auf die Hoffnung gedichtet, mit einem wehmüthigen Schluß. Sie wiederholte es einigemal mit immer leiserer Stimme— dann legte sie die Laute bey Seite, und trat an das Fenster. Der Mond beleuchtete ihr Gesicht. Sie sah abwärts nach der Erde, wie tief

sinnend, und ihre aufgelösten Locken flossen lang an ihren Wangen herab. Mein Herz schlug hörbar; ich konnte nicht ruhig bleiben, und eine kleine Bewegung verrieth mich. Sie sah auf, und suchte mit den Augen den Platz, wo ich verborgen stand; da mich aber das Dunkel verbarg, so sank sie wieder in die vorige Stellung zurück. — Natalie, sagte ich endlich mit leiser Stimme, Natalie, Du wachst? — Sie sah auf, verwundert wie es schien, doch nicht bestürzt, und sagte: Eduard, wo sind Sie? was führt Sie hierher? — Meine Sehnsucht nach Dir, antwortete ich, indem ich etwas näher trat. Ich ging hier vorüber, voll des Gedankens an Dich; da hörte ich Deinen Gesang, und die holden Töne zogen mich herbey. Verzeih! Ich wollte unbemerkt von hier gehn; aber ich vermocht es nicht. Deine Nähe bannte mich fest. Verzeih, Natalie, dem allzukühnen Jüngling, der, seitdem er Dich sah, sich mit allen seinen Gedanken nur in den Kreisen Deiner Anmuth bewegt, und getrennt von Dir sich selbst verliert. — Indem ich so anfing zu sprechen,

machte sie eine Bewegung, als ob sie zurücktreten wollte — zögerte — trat wieder vor, und sagte endlich mit leiser Stimme: Ich sollte auf Sie zürnen; aber ich kann und will nicht heucheln. Doch wenn Sie mich lieben, guter Eduard, wenn Sie mich lieben, so entfernen Sie sich. — Ach, Natalie, fuhr ich mit inniger Bewegung fort, Du schickst mich mit solcher Härte weg, jetzt, da der Augenblick einer langen Trennung naht, soll ich scheiden, ohne Dir zu sagen, wie meine ganze Seele Dich liebt, ohne von Dir ein freundliches Wort der Hoffnung zu hören? Ich schwieg einen Augenblick. Sie schien sehr unruhig. Dann fuhr ich fort: Ach, Natalie, gütiges, holdes Wesen, laß mich nicht ohne Trost gehn, und wenn Du nicht reden willst, so gib mir ein Zeichen, daß Du nicht zürnst, gib mir die Blumen, die Du heute in Meillerie sammeltest. — In diesem Augenblick entstand in dem Zimmer ein Geräusch; Natalie trat zurück, kam wieder, zeigte sich am Fenster, und ließ ihrer Hand einen Strauß entgleiten. Ich rafte ihn freudig auf, und wich in das Dunkel der

Gebüsche zurück. Da flöteten zwey Nachtigallen, und stritten im Wechselgesang, und der Wiederhall mischte die gebrochenen Töne, und schien eine dritte Stimme zu seyn. Die Bäume rauschten lauter, und der schimmernde Mond und die blaßen Sterne schauten freundlich herein in die Feyer der Natur.

Jetzt nach Hause zurück zu kehren war mir unmöglich. Ich war froh und betrübt. Eine Last von Gefühlen umlagerte meine Brust; Furcht und Hoffnung wogten auf und ab. Aber immer, wenn die Schatten der Furcht sich aufrollten, schien Nataliens Gestalt, wie eine freundliche Luna, in meine Zweifel hinein. So irrt' ich lang umher, und die Sterne erblaßten, und die Dämmerung kam über die Berge herab. An den flammenden Gipfeln kündigte sich die Königin des Tages an, und führte schnell den glänzenden Morgen über die harrende Welt. Ich hatte einen Felsen erklimmt, der in die weite See sah. Zu meiner Rechten lag Vevay, noch eingehüllt in geheime Dämmerung; gegen mir über der mächtige Jura; vor mir der See mit seinen

kräuselnden, flimmernden Wellen; die Ränder mit zartem Nebel umkränzt. Die Sonne trat hervor in ihrer Herrlichkeit, und schaute stolz und freundlich in das erwachende Leben. Mit tausend Stimmen jubelte ihr die Natur entgegen, und legte allen Glanz ihrer Farben wie ein Feyerkleid an. Weich und liebend breitete sich der blaue Himmel über die Erde; die silbernen Fluthen des Sees schmiegten sich schmeichelnd dem Ufer an; die Wipfel der Bäume schwangen sich kühn, wie Arme der Erde, in die lauen Lüfte, und schauerten vor Lust, und jedes Blatt schimmerte, von Thau gewaschen, im Wiederglanze des neuen Lichts. Ein Athem der Liebe ging durch die ganze Natur. Die Vögel sangen auf allen Zweigen; die Büsche rauschten gegen einander; die Bäche ergossen rascher ihr funkelndes Naß; und vom fernen Gebirge ließen sich die Hörner der Aelpler hören, und der Heerden muntres Geblök. Alle diese mannigfaltigen Erscheinungen, so herrlich und wunderbar gemischt, umschlang Ein Geist der Liebe, und einte sie zu einem harmonischen Ganzen. Auch

mich umschlang das wunderbare Band, und ich sah jetzt, mit stillerem Gemüth, auf die vergangene Nacht, wie auf einen milden, prophetischen Traum. Die Zukunft lag vor mir wie die beleuchtete Gegend umher; und es war mir, als ob mein ganzes Wesen mit der liebenden Natur verschmolzen, mit ihr sänge und jubelte, und sich, wie sie, dem Licht und den Lüften entfaltete.

Jetzt kehrte ich in meine Wohnung zurück. In Nataliens Hause war noch tiefe Ruhe; alle Fenster verschlossen und zugezogen. Ich fand Rutland wachend, und nicht ohne Sorgen um meinetwillen. Mein Herz war so voll und so weich; ich fiel ihm um den Hals und entdeckte ihm alles. Da drückte er mich fest an seine Brust und sagte mit gewohnter Herzlichkeit: Du Glücklicher! Du hast das Loos gezogen, das Du verdienst. Zweifle nicht; Natalie liebt Dich. — Und nun erzählte er mir vieles, was ihm die Engländerin vertraut, wie mir Natalie wohlwolle; wie sie sich des Zusammenseyns mit mir freue; wie sie,

seit unsrer Bekanntschaft alles mit einem höheren Interesse und lebendiger Theilnahme treibe.

So ging der Morgen hin, und der größte Theil des Tages. Wir sprachen immer von Natalien. Rutland floß über von ihrem Lobe. Er wußte aus dem Munde der Engländerin viele Züge von ihrer himmlischen Güte, von der innigen Liebe zu Vater und Bruder, von ihrem Wohlwollen gegen jedermann; und dann wieder von ihrer schönen Beharrlichkeit, und ihrem unermüdeten Streben nach allem Guten und Schönen. — Nicht oft hatt' ich den stillen, in sich gekehrten Freund so anhaltend, und mit solcher Wärme sprechen hören. Ich hing an seinen Lippen, und oft unterbrachen meine Umarmungen den Strom seiner begeisterten Rede.

Gegen Abend kam der Baron. Sein Wagen rollte an uns vorüber; wir sahen ihn aussteigen. Natalie flog in seine Arme.

Meine Unruhe war jetzt größer als je.

Was half es, daß alles meiner Liebe so günstig schien, wenn Nataliens Vater mir die Hand seiner Tochter verweigerte?

Zwar was Rutland durch die Engländerin wußte, hätte mir Muth machen können. Ein biderer Mann, ursprünglich von deutscher Abkunft, obgleich lange in Frankreich einheimisch, hatte er mit Auszeichnung gedient, und da ihm seine Wunden einen ehrenvollen Abschied verschaften, hatte er sich mit einer liebenswürdigen Frau auf seine Güter an den Ufern der Loire begeben, wo er dem Landbau und seiner Familie lebte. Seine Gemahlin starb allzufrüh. Zwey Kinder von mehrern waren ihm übrig geblieben; sie waren sein Trost und seine Freude, und indem er sich auf das eifrigste ihrer Erziehung widmete, milderte die Erfüllung einer heiligen Pflicht den Schmerz des Verlustes. Seinen Sohn hatte er jetzt nach Deutschland gesandt, um sein Studium der Bergkunde und der Naturwissenschaften überhaupt fortzusetzen. Er hatte ihn selbst durch einen Theil der Schweiz geführt, und an den Ufern des Costnitzer Sees aus seinen Armen entlassen.

Dieses alles, wie gesagt, hätte mir Muth machen können. Aber die Liebe ist eben so zaghaft als sie kühn ist; stark, wo sie auf sich allein ruht; bang und zagend in der Berührung mit der äußern Welt. Auch die Eiche auf unerschütterlicher Wurzel ruhend, trotzt den Stürmen; aber ihre Blätter zittern in der leisesten Luft, während die der niedern, an der Erde kriechenden Pflanzen keine Bewegung spüren.

Nach einer unruhigen, fast schlaflosen Nacht ließ ich bey dem Baron um die Erlaubniß bitten, ihm aufzuwarten. Ich ward angenommen. Nie hab' ich einen Gang mit beklommenerm Herzen gemacht. Was ich auch thun mochte, meinen Muth zu beleben — mein Schicksal stand in der Hand des Barons — und dieser Gedanke überschrie jegliche Vorstellung. Ich zitterte, als ich die Thüre öfnete; meine Kniee wankten; und nur die Gegenwart der Bedienten, die mich die Stiege hinaufwiesen, und die erregte Scham, gab mir die Fassung wieder, deren ich in diesem Augenblick bedurfte.

Als ich in den Salon trat, fielen meine Blicke zuerst auf Natalien, die ihrem Vater gegenüber am Rahmen nähte. Sie grüßte mich mit freundlicher Höflichkeit, sanft erröthend, und bückte sich wieder über die Arbeit. Der Baron stand auf, ging mir einige Schritte entgegen, und sagte mit dem sichern und wohlwollenden Ton eines alten Soldaten: Seyn Sie mir willkommen, Herr von Alban. Meine Tochter hat mir gesagt, daß Sie der Sohn eines Mannes sind, den ich in meiner Jugend gekannt, und mehr geliebt habe, als einen meiner Freunde. Sie gleichen ihm, und ich hoffe nicht im Aeußern allein. Es ist mir, fuhr er mit erhöhter Wärme fort, es ist mir eine große Freude, dem Sohne zu begegnen, da mir der Vater allzufrüh aus den Augen gerückt worden ist.

Diese freundlichen Worte, denen die sprechenden Augen des alten Mannes noch einen höhern Sinn gaben, so wie sein ganzes edles und bideres Wesen, gab mir mit einmal das volle Zutrauen. Aber der plötzliche Wechsel der Zustände, Nataliens Nähe, die wohlwollende Erwähnung

meines verstorbenen Vaters, — alles das stürmte zugleich auf mich ein—ich wollte antworten — die Stimme versagte mir den Dienst — meine Augen wurden mit Thränen angefüllt. — Was ist Ihnen junger Mann, sagte der Baron mit unbeschreiblicher Freundlichkeit; Sie sind angegriffen; erholen Sie sich. — Verzeihen Sie mir, sagte ich endlich nach einer kleinen Pause; Ihr gütiger Empfang und die freundliche Erinnerung an einen geliebten, mir allzufrüh entrissenen Vater hat mich zu sehr gerührt. Ich hätte mehr Gewalt über mich haben sollen. — Sie haben sich Ihrer Empfindungen nicht zu schämen, sagte der Baron, und zog mich neben sich auf den Sopha nieder; so etwas ist keine Schwachheit. Das Andenken eines solchen Vaters muß Ihnen theuer seyn. Macht es mich alten Mann doch weich, wenn ich an unsre Jugend, und an die innige Freundschaft denke, die uns verband. — Dann nach einem kurzen Schweigen, wobey er sinnend zur Erde sah; ich habe Ihrem Vater große Verpflichtungen gehabt; und ich werde mich freuen, wenn ich auf irgend

eine Weise dem Sohne die Schuld entrichten kann, mit der ich dem Vater in Rückstand geblieben bin."

Natalie hörte unterdessen sehr aufmerksam zu, und blickte einigemal auf den gerührten Vater. Mich aber schienen ihre Augen zu vermeiden, und auch ich wagte nicht ihnen zu begegnen. Denn eine große, fast allzumächtige Rührung war in meinem Herzen aufgestiegen. Nach wenigen Zwischenreden fuhr der Trefliche fort: "Ich erinnere mich gern jener alten Verhältnisse, die für mich so beglückend waren; und warum sollte ich nicht am liebsten das Andenken eines unvergeßlichen Freundes in der Gegenwart eines ihm ähnlichen Sohnes feyern? — Wir dienten zu gleicher Zeit bey der Armee, aber nicht unter demselben Regiment; auch kannten wir uns kaum von Ansehn. Wir waren beyde noch jung; er, von sanftem Gemüth; ich, voll von heftigen Leidenschaften. Schlechte Gesellschaft, in die ich gefallen war, nährte meine Unart, und ich war auf dem besten Wege zu Grunde zu gehn. Eines Tages hatte ich mit meinen

damaligen Freunden—denn dafür hielt ich sie in meiner Verblendung — auf einem öffentlichen Hause gegessen; nach Tische setzten wir uns, von Wein erhitzt, zum Spiel. Ich war trunkner als die andern, und leidenschaftlicher. Wir spielten hoch; ich gewann anfänglich; dann verlor ich alles wieder, und eine ansehnliche Baarschaft dazu; ja, in meiner Raserey, setzte ich Uhr, Degen, und endlich alles was ich an mir hatte. Als mir nichts mehr übrig geblieben war, hoben sie das Spiel auf, und waren so guter Laune über das Gelingen ihrer Gaunerey, daß sie mir, um das Fest mit einem recht ergötzlichen Scherze zu endigen, die Zumuthung machten, mich auszuziehn und ihnen das, was doch nicht mehr mein sey, einzuhändigen; ja, ohne eine Antwort zu erwarten, legten sie selbst Hand an. Die Unwürdigkeit dieses Benehmens setzte meinen Zorn in die heftigsten Flammen. Ich riß meinen Degen aus der Scheide, nennte sie Schurken und Gauner, die nicht zufrieden, mich um das Meinige betrogen zu haben, mich jetzt wie Straßenräuber plündern wollten; und droh-

te jedem den Tod, der mich nur mit einem Finger zu berühren wagen würde. Jene, von Trunk erhitzt und durch meine Worte auf das heftigste erbittert, griffen ebenfalls zu den Waffen, und ich würde ihrer Wuth unterlegen haben, wäre nicht Ihr Vater, der bisher im friedlichen Gespräche begriffen, an nichts Theil genommen hatte, mir zu Hülfe geeilt. Unsre Wuth durch Worte zu besänftigen, gelang ihm nicht; meine Gegner drangen wie rasend auf mich ein; er fiel ihnen in die Arme; entwafnete einen von ihnen, warf die andern zurück, und deckte mich, da ich im Getümmel gefallen war, mit seinem eignen Leibe. In diesem Augenblick trat die Wache herein, und forderte mir meinen Degen ab; ich aber, die Wache mit meinen Gegnern verwechselnd, wehrte mich hartnäckig. Und jetzt hätte ich meine Laufbahn mit einem Verbrechen und mit der Schande geendigt; aber Ihr Vater, schnell entschlossen, gab der Wache seinen eignen Degen, warf sich dann über mich, und ohne sich an mein Wüthen zu kehren, umstrickte mich so fest, daß mir die Waf-

fen aus den Händen fielen. Sein Blut floß aus mehr als Einer Wunde. Erst am folgenden Morgen, als ich im Gefängniß erwachte, erkannt' ich den Abgrund der Gefahr, an dessen Rande ich gestanden, und die Größe der Wohlthat, die mir Ihr Vater durch seinen Muth und seine Entschlossenheit erwiesen hatte. Bey der Untersuchung selbst rettete mich wiederum sein Zeugniß, das durch die anerkannte Rechtschaffenheit seines Charakters unterstützt wurde. Die Falschspieler, die mich auf eine so schändliche Weise gemishandelt hatten, wurden cassirt. Ich kam mit einem Arrest von einigen Wochen davon.

Sobald ich wieder frey war, eilte ich zu ihrem Vater, um ihm für seine Großmuth zu danken. Seine Wunden waren noch nicht geheilt, und der Verband, den ich um seinen Arm sah, verursachte mir eine solche Scham, daß ich ihm, ohne zu reden, weinend um den Hals fiel, und ihm mit tausend Thränen meinen Unsinn abbat. Dieser Tag wurde der critische Wendepunkt meines Lebens. Ich schloß mich auf alle Weise an Ihren Vater an; er er-

wiederte meine Zuneigung, und durch seinen Umgang wurde ich den wüsten Neigungen entrissen, die mich zu verderben gedroht hatten. Er ward mein Freund, mein Lehrer, mein Rathgeber; und wenn ich mein Leben nicht in schmachvoller Unthätigkeit zugebracht habe, so verdank' ich es den Funken des Guten, die er in meine Brust geworfen, und durch das Beyspiel seines edeln und thätigen Lebens angefacht hat. Sechs Jahre lang dauerte dieser innige Verein. Der Krieg trennte uns, und ich verließ die Armee früher als er. Immer aber war es die liebste Hoffnung meines Herzens, ihn wieder zu umarmen, und in der Gesellschaft unsrer Frauen und Kinder die Erinnerung an die schönen Tage der Jugend zu feyern. Gott hat es nicht so gewollt. Da er ihn aber früher zu sich gerufen, hat er mir doch die Freude gegönnt, das Andenken eines so theuern Freundes durch die Gegenwart eines Sohnes zu erneuern, der der Erbe seiner Gestalt, und, ich zweifle nicht, auch der Erbe seiner Tugenden ist."

Als der alte würdige Mann seine Erzählung endigte, glänzten Thänen in seinen Augen. Die Meinigen flossen schon längst. Natalie sah nicht mehr auf, aber ihre Hand ruhte, und der Thau ihrer schönen Augen glitt darauf herab. Ich sagte: „Ihre Erzählung, Herr von Saint-Val, hat mir das Bild meines trefflichen Vaters vor die Seele gerufen. So war er; so voll Muth und Besonnenheit, so ernst und mild. Er war es werth einen solchen Mann zum Freunde zu haben. Wollte Gott daß ich ihm einst ähnlich würde, und daß Sie dann nicht bloß seine Züge in mir wieder erkennten.„ — Nun wurde noch vieles gesprochen, und meist über den Vater. Ich mußte erzählen, was dem Baron noch unbekannt war, von unsern Verhältnissen, von unsrer Mutter, von Dir. Als ich von Dir sprach, und Du vor mir standst, in Deiner Milde und Anmuth, floß Dein Bild in meiner Seele wunderbar mit Nataliens Bild zusammen, und indem ich Dich schilderte, hatte ich Natalien gemahlt. Ich weiß nicht, ob der Baron die Aehnlichkeit wahrnahm, aber er

lächelte zu meiner Beschreibung, und Natalie sah mich jetzt muthiger an, als ob sie mir die Schilderung einer fernen Freundin dankte.

So waren einige Stunden vergangen, und der Baron entließ mich mit der Aeußerung, daß er die angefangene Bekanntschaft fortzusetzen wünsche. Sie gehen jetzt, setzte er hinzu, nach Genf zurück; mich rufen dringende Geschäfte nach Bern. Wenn diese geendigt sind, — und ich hoffe, daß wenige Wochen dazu hinreichen werden — so kehre ich nach Lausanne zurück, wo ich den Winter zubringen will. Besuchen Sie uns dort, so oft es Ihre Geschäfte erlauben; Sie werden mir immer willkommen seyn." Bey diesen Worten umarmte er mich. Dann wendete er sich zu seiner Tochter und sagte: „Ich wünschte, Herrn von Albans Schwester wäre hier, Sie würde Dir eine angenehme Freundin seyn. — Natalie erröthete. Gewiß, sagte sie, würde ich recht glücklich seyn, eine Freundin zu haben, wie Herr von Alban seine Schwester schildert. — O mein Fräulein, fuhr ich mit einiger Hast fort, meine Schilderung

wird treuer und kürzer seyn, wenn ich sage, daß meine Schwester das Glück hat, Ihnen ähnlich zu seyn. — Ich fürchte, antwortete sie lächelnd, daß Sie ihr da wieder nehmen, was Sie ihr vorhin gegeben haben. Aber ich werde, nach Weiberart, die minder Vollkommene vielleicht noch inniger lieben.

Mit wie ganz andern Empfindungen verließ ich jetzt das Haus, das ich mit so großer Bangigkeit betreten hatte. Ich weiß nicht, wie ich nach Hause gekommen bin. Rutland erwartete mich. Ich erzählte ihm alles nach allen Umständen. Seine Freude war groß; er sah mein Glück für entschieden an.

Wir waren auf den Abend zu Frau von Flavart eingeladen. Auch Natalie erschien, aber nur auf einen Augenblick. Ich konnte ihr nur weniges sagen; nur über ihren Vater einiges, was mir aus vollem Herzen quoll. „Ach, sagte sie mit lebendiger Freudigkeit, Sie werden ihn noch weit mehr lieben, wenn Sie ihn noch besser kennen lernen. Kommen Sie nur oft nach Lausame; Sie werden immer gut aufgenommen

werden. Mein Vater will Ihnen sehr wohl. Und nun leben Sie wohl und denken an uns." — Mit diesen Worten verschwand sie. Als die Sonne am folgenden Tage aufging, war sie schon auf dem Wege nach Bern. Auch uns hielt jetzt nichts mehr in Vevay zurück. Wir nahmen Abschied von unsern Freunden, und trafen zwey Tage darauf in Genf ein, wo wir von unserm trefflichen Pfarrer, den das lange Zögern schon unruhig gemacht hatte, mit ofnen Armen empfangen wurden.

Dieß ist die Geschichte dieser letzten Wochen und des Anfangs meines neuen Lebens.

Seit meiner Rückkehr hab' ich den Faden meiner Studien mit Eifer und Ernst wieder aufgenommen. Ich will Nataliens werth seyn; ich will den Beyfall ihres Vaters verdienen. Aber ach es werden Wochen vergehen, ohne daß ich sie sehe, ohne daß ich auch nur von ihr höre vielleicht. Rutland hat mit der Jugendfreundin einen Briefwechsel verabredet. Das ist der einzige Weg, auch von ihr zu hören — aber ach! wie wenig ist das! wie wenig für meine

Wünsche, meine Hoffnungen und meine unendliche Sehnsucht!

Mein Brief ist ein Buch geworden, und noch hab' ich nicht auf den Deinigen geantwortet. Nimm meinen zärtlichsten Dank dafür. Du siehst, daß die unsichtbaren Boten ferner Liebe nicht fehlgegangen sind. Aber auch die sichtbaren sollen nicht mangeln, und in Kurzem hörst du weiteres von mir. Das lange Verweilen der Mutter kümmert mich um Deinetwillen. Das Haus der Tante ist nicht für Dich; denn so sanft und mild Du auch bist, so wirst Du doch den Stürmen ihres leidenschaftlichen Wesens kaum ausweichen können. Kunigunde ist ihrer Mutter allzuähnlich, als daß ich Dir zu ihrer erwarteten Ankunft Glück wünschen könnte. Der Himmel gebe, daß unsre gute Mutter bald zurückkehre! Ich lege einige Zeilen für sie bey, in denen ich auch von Natalien schreibe. Ich habe kein Geheimniß vor ihr. Ach daß ich ihr eine Tochter geben könnte, die, wenn Dich deine Bestimmung von ihr ruft, ihre

späten Jahre durch Liebe und zärtliche Sorgfalt erfreuen möchte!

Adieu, gute Rosalie, Ich bitte Dich nicht, mich lieb zu behalten; das thust Du ohnedieß; aber mir bald wieder zu schreiben. Ach! daß Du Natalien kenntest! ach, daß sie Dich kennte!

Ich umarme Dich mit brüderlicher Zärtlichkeit.

Dein

Eduard.

Kunigunde von Wallburg an Louise von Breschot.

Nun, Gott sey Dank! Endlich sind wir hier. Freylich um zwey Tage später als wir wollten; denn da nach unendlichem Treiben bey Tag und Nacht alles im Stande und alles gepackt war, saßen wir da, und konnten in unserm miserabeln Neste keine Pferde haben, weil alle für die Prinzessin von Preußen bestellt waren. Meine Ungeduld stieg über alles Maas, und ich glaube wahrhaftig, ich habe in zwey Jahren nicht so viel gescholten und gezankt, als in diesen zwey

Tagen. Endlich kamen die Pferde; aber nun hatte es die zwey Tage über, recht mir zum Verdruß, geregnet — die Wege waren grundlos — und die Postillions fuhren mit einer Schläfrigkeit! — Ich verzweifelte fast. Und dabey immer die Gefahr, umgeworfen zu werden! Auch Mama ist im Fahren sehr ängstlich, und wir schrien oft um die Wette, wenn der Wagen schief ging. Nur die hochweise Cousine, die sonst so fein und zart ist, wie Seidenpapier, spielte den starken Geist, und belehrte uns, daß keine Gefahr da sey — worauf ihr Mama das Maul verbot. Nun sitzt sie hier mit ihrem Heldenmuth und wirft Blut aus — wenn es nicht etwa eine Comödie ist. Denn dieser Philosophin ist alles zuzutrauen.

Wir haben noch nicht ausgehen können, weil Mama von der Reise zu angegriffen war. Für meine Ungeduld ist dieß überaus fatal; doch haben wir schon einigen Besuch gehabt, meist alte Bekannte der Mama — zum Theil drolligte Figuren. Da war unter andern ein Baron von Dobenhofer, ein alter Cammerherr,

so hölzern und doch so beweglich, wie ein Mannequin, der sich weiß und roth mahlt, und für jung gelten will, weil er ein Hagestolz ist. Ich hatte seine schwache Seite gleich weg, und sagte ihm die schönsten Dinge, so daß er schon in der ersten Viertelstunde ganz verliebt in mich war. Dann ließ ich immer von Zeit zu Zeit etwas fallen, um zu sehn, wie er darnach fuhr, und es mir mit zwey spitzigen Fingern überreichte, wobey er denn nicht unterließ, außer der Gewandtheit seiner kleinen Figur, auch die funkelnden Ringe an seinen Händen spielen zu lassen. Das Gegenstück von ihm war der Oberst Zich, der sich mit der Mama der alten Zeiten erinnerte — ich glaube wahrhaftig, er ist ihr Liebhaber gewesen — ein stattlicher Mann von sechs Fuß Höhe, mager zum anbrennen, steif wie eine Schildwache, und finster wie eine Nachteule. Er steht wie ein Pfahl im Zimmer, zieht an seinem Stockband, und sagt seine Galanterien, ohne Stimme und Miene zu verändern: „Ich habe ausnehmend beklagt, daß gnädige Frau und gnädiges Fräulein so schlechte

Witterung getroffen. — Ihro Gnaden werden ja wohl nicht lange Anstand nehmen, nebst Fräulein Tochter, den Hof baldigst mit Dero Gegenwart zu schmücken? — Haben das gnädige Fräulein schon eine Parade gesehn? — Wünsche von ganzem Herzen, daß Ihro Gnaden Uebelbefinden von keinen Folgen seyn mag. u. s. w.

Nun ich hoffe, daß der junge Adel liebenswürdiger ist. Meine Ungeduld den Hof zu sehn, und mein Schicksal zu wissen, ist unbeschreiblich. Bis jetzt lauten alle Nachrichten erwünscht. Wenn aber die gnädige Mama bis morgen oder übermorgen nicht mobil ist, so weiß ich nicht, was ich vor Verdruß anfange.

Für deinen Brief, chère Louise, vielen Dank; besonders für die Beylage. Nun wenn unter euch ein Mädchen nicht gewitzigt wird — und käme sie aus dem hintersten Winkel von Hinter-Pommern! — Wie unwissend war ich, als ich nach Berlin kam! Nicht viel besser wahrhaftig als Euer Gänschen aus Stendal, die einen Bedienten für den König, und den

Schneider für seinen Minister hält. So etwas, glaub' ich, könnte der weisen Cousine auch begegnen, so hochgelehrt und tiefstudirt sie auch ist!

Adieu, Liebchen! viele Grüsse an Carl, wenn Du ihn siehst. Die arme Jeannette! — wo werdet Ihr wieder eine so treue und so pfiffige Iris bekommen? — Doch Ihr findet zu allem Rath. Noch einmal Adieu.

Kunigunde von Wallburg

Schreibe mir, ich beschwöre Dich, was man eben jetzt in Berlin zum galanten négligé trägt. Aber das Allerneueste. Bitte, bitte!

Antonie von Lindau an Rosalien.

München d. 20. October.

Schon wieder, meine geliebte Rosalie, treibt mich das Verlangen, mit Dir zu kosen, hinter den Schreibtisch. Vielleicht begegnet dieser

Brief einem der Deinigen; aber gleich viel. Keine von uns wird ja mit der andern rechnen wollen, da wir ohnedieß — so glauben wir wenigstens — auch ohne Schrift in einem immerwährenden geistigen Verkehr sind. Der tiefe und reiche Strom zieht ja unablässig zwischen seinen grünen Ufern hin, und er muß nicht eben rauschen, um sich bemerkbar zu machen. So beglaubigt auch die tiefe Regung harmonisch bewegter Herzen das Daseyn eines geistigen Umgangs, wenn er auch durch kein geschriebenes Zeugniß beurkundet wird.

Aber heute habe ich Dir so viel zu sagen, so viel zu erzählen! Ich habe so frohe Tage verlebt! Ich lebe jetzt noch so frohe Tage! Und kann ich denn irgend eine Freude genießen, ohne Dich zur Theilnahme einzuladen? Wär' es mir eine Freude, wenn nicht Dein Bild hereinschiene und alles belebte?

Als ich Dir zum letztenmale schrieb, hätte ich ahnden sollen, daß die kleine versäumte Fahrt durch eine andere, viel schönere vergütet werden würde? Wie groß war meine Freude, als der

Vater den Tag darauf bey der Mahlzeit sagte: „Meine Kinder, ich habe so eben den Auftrag zu einem Geschäft in der Gegend von Ammerland bekommen; die Herbstwitterung ist schön, und ich will euch und mir das Vergnügen machen, euch mitzunehmen. Ihr mögt in Starnberg bleiben, während ich meine Geschäfte in der Gegend verrichte.“ — Ich küßte dankbar dem guten Vater die Hand; und Clotilde sprang mit der Frage: Ich auch, lieber Vater? — von ihrem Sitze auf, und fiel, ohne eine Antwort abzuwarten, dem Vater um den Hals, dann der Mutter, und endlich auch mir; und den ganzen Tag war sie von einer so ausgelaßnen Lebhaftigkeit, daß die Mutter ihr drohen mußte, sie zurückzulassen, um sie zur Ruhe zu bringen. Das half für den Rest des Tages. Die Nacht hindurch aber sprach sie im Schlaf, und stand sogar um Mitternacht schlafend auf, um sich zur Reise anzuziehen. — Es war lächerlich, ihre Beweglichkeit zu sehn, und ihre comische Verwundrung, als sie aus dem Traume geweckt, die tiefe Nacht um sich sah.

Den folgenden Mittag reisten wir bey dem heitersten Wetter ab, und kamen nach Sonnenuntergang in Berg an, wo alle Leute den Vater kennen, und wir also auf das freundlichste aufgenommen wurden. Wir erhielten ein Zimmer nach dem See zu, über den jetzt schon der dunkle Schleyer der Nacht geworfen war. Ich weilte lange am Fenster, und sah hinaus in die Dunkelheit, und hörte dem Wasser zu, das mit dumpfen Gemurmel gegen das Ufer rauschte, und es war mir, als säh ich erwartungsvoll in die Zukunft hinaus, und als umflüsterten mich die dunkeln Stimmen der Zeiten, die kommen sollen. Frohe Erwartungen und bange Ahndungen durchirrten meine Brust. Ich war froh und traurig zugleich. Nebelnde Bilder gingen vor meiner Seele vorüber, wankend und düster, wie die Landschaft, die vor mir in Mondenschein aufdämmerte. Ein Theil des Ufers gegenüber schwamm wie ein blasser Schatten über dem See; in tiefem Dunkel lag das Uebrige; das Bild des Mondes leuchtete aus dem Wasserspiegel herauf, und wankte mit den

leise bewegten Wellen auf und ab. Da wurden zwey Flöten am andern Ufer wach, und die harmonischen Töne bekannter Weisen schwebren, bald einzeln, bald verschlungen, herüber zu uns. Dieses unerwartete Conzert erfreute uns sehr; und wir dankten den beyden Flötnern still und laut so herzlich, als ob sie unsern Dank hören könnten, oder als ob wir überzeugt wären, daß sie sich blos um unsers Vergnügens willen bemühten. Und was uns ganz vorzüglich freute und in der egoistischen Täuschung erhielt, war, daß sie fast lauter Lieder spielten, die wir kannten und liebten, und gerade die beliebtesten mehr als einmal.

Erst als die Flöten schwiegen, und nichts mehr als das leise Murmeln des Wassers die Stille der Nacht unterbrach, suchten wir unser Lager, und lange noch tönten die befreundeten Melodien in mir, und ich sang mich mit dieser innern Musik in den Schlaf. Der Tag war noch nicht angebrochen, als uns der Vater verließ; aber der Schlaf fiel leicht von unsern Augenliedern; denn das gestrige Abendroth ließ

einen heitern Morgen erwarten. Die graue Dämmerung wich schnell, aber noch lag dichter Nebel über dem See und seinen Umgebungen. Als aber die Sonne höher stieg, und ihre Flammen auf den Nebel schoß, da wogte das Meer über dem Meere, drängte sich hier in Berge zusammen, trennte sich dort in dünnere Wellen, und plötzlich war der Spiegel des Wassers enthüllt, und die zerrissene Decke flatterte, wie ein fliegender Sommer, um die Hügel am Ufer. Bald sank auch am andern Gestade der zarte Schleyer, und freundliche Dörfer lachten uns an, und romantische Schlösser, und aus dem bunten Herbstgebüsch schauten die Kirchen und Klöster gar anmuthig vor. Da tönten die gestrigen Flöten wieder, und begrüßten den klaren Tag mit sanften aber ernsten Melodien, erst näher, dann immer weiter abwärts, bis sie endlich hinter einer Bucht verschwanden; denn die Flötenspieler fuhren in einem Nachen den See hinab. Wir aber hatten unser Zimmer schon längst verlassen, und saßen am Ufer des Sees, der still und dunkel vor uns lag, und

seine buntgeschmückten Umgebungen noch einmal verklärter und thauiger in der krystallnen Tiefe zeigte. Am Ufer wurde des Lebens immer mehr; die Fischer banden ihre Nachen los und ruderten; die Hirten trieben blökende Heerden aus; emsige Weiber und spielende Kinder erfreuten das Aug. Bey jedem Kahn, der vom Ufer stieß, winkte mir Clotilde, und sah die Mutter mit forschenden Blicken an, ob sie wohl in eine Wasserfahrt willigen werde. Indem wir aber stille mit einander zu Rathe gingen, kam unsre freundliche Wirthin, als ob sie unsre Wünsche errathen hätte, und erzählte, sie hätte etwas zu schaffen drüben in Allmannshausen, ob wir nicht Lust hätten, mit zu fahren. Es sey nichts anmuthiger als eine solche Fahrt bey so lustigem Wetter. Ihr Sohn solle uns begleiten, ein starker Bube, der das Ruder gut zu führen wisse. — Dieser Vorschlag kam so günstig, wir unterstützten ihn mit so zärtlichen Bitten—die Mutter, obschon ängstlich und dem Wasser abgeneigt, konnte nicht widerstehn.

Die Anstalten zu einer solchen Reise sind schnell gemacht. In wenigen Augenblicken war alles bereit; wir saßen ein, und schwebten auf den dünnen Bretern über dem gefährlichen Abgrund. Aber daran dachten wir nicht; etwa die Mutter nur—die Clotilden mit beyden Armen an sich drückte. Ich aber freute mich der leichten und bequemen Bewegung, und der Sicherheit, mit der wir den Spiegel des Wassers durchschnitten, und der goldnen Furchen, die der Nachen auf dem flüssigen Gefilde zog, und der Fische, die um uns her aufsprangen und uns begleiteten, und der herrlichen Gegend, die uns jetzt, wie ein Panorama, von allen Seiten umschloß. Der dünne Nebelschleyer der Ufer wich immer weiter zurück; die Strahlen des Tages drangen immer tiefer in die schattigen Thäler; auch die entfernten Alpen, zuerst einer grauen Wolkenbank ähnlich, standen jetzt in schärfern Umrissen, schroff und wunderbar vor uns. Das Ferne zog uns am meisten an, und unsre neugierigen Blicke schweiften immer wieder von den nähern Erscheinungen zu den weitern

Gebirgen ab, und senkten sich in die geheimern Tiefen, um das Verborgene zu erspähen. Worin nur liegt dieser Reitz der Ferne, da ja die Ferne, wenn sie nun Nähe wird, immer wieder ihren Zauber auf eine neue Ferne überträgt? Man weiß das, und doch bleibt es dabey. So haben wir uns ja auch sonst schon oft, vom Gasteig herab, in dem Anblick dieser wilden Alpen verloren, und uns nach den Schaudern gesehnt, die, meinten wir, auf ihren schwindelnden Höhen, oder in ihren düstern Thälern, oder an den schroffen Ufern ihrer Waldströme wohnten.

Als wir nach Allmanshausen gekommen waren, stieg unsre Wirthin aus, und übernahm es, uns ein Mittagsessen an dem Ufer zu bestellen; wir andern aber — auch die gute Mutter hatte Muth bekommen — ließen uns von dem Buben noch eine Strecke hinabfahren, bis wir an eine Stelle kamen, wo ein lichtes Gehölz, ein Boden mit frischem Moose bekleidet, ein zarter Wasserfaden, der über glatte Felsenstücke rieselte, und einige alte übermooßte Steine, die als Bänke dienen konnten, zum Anlanden ein-

luden. Erst beym Aussteigen bemerkten wir, daß schon ein andrer lediger Nachen an derselben Stelle angebunden war; und da wir von den Steinen an der Quelle Besitz nehmen wollten, sahen wir eine Flinte hier angelehnt, und einige erlegte Wasserhühner, und zwey Flöten, woraus wir abnahmen, daß die Flötner in der Nähe wären, die uns zweymal so angenehm unterhalten hatten. Während wir uns bedachten, und schon nach unserm Nachen zurückkehren wollten, trat ein junger Mensch von schlankem Wuchs und gefälligem Anstand, mit einer Flinte unter dem Arm hinter der Felsenecke hervor, und gleich nach ihm ein andrer, ohne Feuergewehr. Beyde grüßten uns flüchtig, ob schon mit Höflichkeit; da sie aber bemerkten, daß wir ihnen auswichen, näherte sich uns der erste, und bat, wir möchten uns nicht abhalten lassen, hier zu verweilen, da sie eben im Begriff wären, weiter zu fahren. Meine Mutter dankte ihm für seine Artigkeit; sie hatte aber kaum drey Worte gesagt, als der andre Jäger, der unterdeß ihre Geräthschaften und Beute zusammengerafft hat:

te, plötzlich aufsah, alles zur Erde warf, und mit einem lauten Schrey der Freude der Mutter um den Hals fiel. — Es war — o Du hast es schon errathen, daß es der Bruder, daß es Theodor war. — Die gute Mutter, wir alle, waren erschreckt; ihre Knie wankten; sie mußte sich setzen. Da kniete Theodor neben ihr, bedeckte ihre Hände mit seinen Küssen, und bat seinem Ungestüm zu verzeihen. — Die Mutter drückte ihn stumm an ihr Herz. Ich hing schon lang dem Ersehnten am Arm, und liebkoste ihm. Und als er auch mich in die Arme nahm und küßte, kehrte sich Clotilde weg, und sagte schmollend: Mich aber kennt der Bruder gar nicht, und ich will ihn auch nicht kennen. — Da bückte er sich lächelnd zu ihr herab, hob sie auf, küßte sie und fragte: Kennst Du mich nun? — Ach ja, sagte sie, aber doch noch nicht recht. —

Der Bruder stellte uns jetzt seinen Begleiter vor, einen jungen Franzosen, dessen Bekanntschaft er in Paris gemacht, und der sich

jetzt wieder mit ihm in Lindau zusammengefunden hatte. Wir setzten uns jetzt alle in einen Kreis; der Bruder in die Mitte; die Mutter auf der einen, ich auf der andern Seite. Clotilde stand an Theodors Knien, und sah an ihm hinauf, halb scheu, halb vertraut. Nun wurde viel gefragt und viel erzählt — was Dir einst Theodor selbst erzählen mag, wenn er Dir — diesen Brief bringt.

Denn gewiß wird er der Ueberbringer dieses Briefes seyn. — Saint-Val, so heißt der begleitende Freund — eilt nach dem Erzgebirge und wird dann in Freyberg einen längern Aufenthalt machen; Theodor wünscht auch dahin zu gehn. Willigt nun der Vater ein, wie er nicht zweifelt, so kommt er über O. und macht Deine Bekanntschaft, und Du die Seinige. Dann hoff' ich, wirst Du ihm ein wenig gut werden, oder vielmehr recht sehr gut, um meinetwillen, und noch mehr um sein selbst willen.

Jetzt war es Zeit nach Allmanshausen aufzubrechen. Wir fanden alles bereit, und viel Gesellschaft aus München, auch manche Bekannte, denen der so unerwartet gefundene Bru-

der vorgestellt wurde. Ich war ihm immer zur Seite, und ich glaube, daß ich recht stolz ausgesehn habe. Sehr glücklich war ich gewiß. Auch nahmen alle den Zurückgekehrten so freundlich und wohlwollend auf; und wir hörten im Flug manches lobende Wort über den schönen jungen Mann und sein edles Wesen. Aber selten ist doch eine Freude ganz rein und ungetrübt! Da war eine Frau von Tallmy, die auch gekommen war, sich des schönen Tages zu freuen. Seit langer Zeit hatte sie sich zum erstenmal wieder einer Zerstreuung überlassen, nach einer harten Krankheit, welche die Folge tiefen Grams gewesen war. Ihr einziger Sohn war im vorigen Jahr im Zweykampf geblieben; er war ihr Stolz und ihre Freude gewesen; sie hatte keine andern Kinder. Als sie meinen Bruder sah— der mit dem Getödteten einigen Umgang gehabt hatte—machte sie einige Schritte nach ihm hin— dann versagten ihr die Füße den Dienst—sie kehrte sich um und brach in Thränen aus. Nach

der Mahlzeit sahn wir sie wieder mit verweinten Augen, und so blaß wie ein Leichentuch.

Dieser Vorfall hatte uns ein wenig gestört, und wir waren froh, daß unsre sorgsame Wirthin einen besondern Tisch für uns in einer der schönsten Lauben auf der Anhöhe besprochen hatte, wo wir ungestört von lauter Gesellschaft unsre Gespräche fortsetzen konnten. Es ist nicht wohl möglich in einer anmuthigern Gegend, unter einem glänzendern Zeltdache, und mit vergnügterem Herzen zu essen. Der See breitete sich zu unsern Füßen aus; am Ufer Kähne und Gondeln; Fischer und Schiffer um sie her bey frugaler Mittagskost; geschmückte Fahrzeuge mit Musik auf dem Wasser schwimmend; gegen über die Insel mit ihren alten Bäumen; der bunte Saum des Ufers; Dörfer in duftiger Ferne, und über alles die blaue Decke des klaren Himmels gewebt, mit seinen zarten, leichten Wölkchen, die an ihm, wie die Nachen auf dem zweyten Himmel unter ihm, schwammen und die weite krystallne Fläche belebten.

Unser Mahl war bald geendigt; und wir säumten nicht, uns von neuem unserm Nachen anzuvertrauen, um uns nach der Fischerinsel hinzuwiegen, die, wie ein kleiner schwimmender Garten, mit ihrem einzigen rothen Ziegeldach zwischen den Schatten, zu sich einlud. Aber eh' ich weiter erzähle, was uns dort begegnete, muß ich Athem schöpfen vom Schreiben, wie Du vom Lesen.

Vergebens hab' ich gestern den ganzen Tag eine müßige Stunde erwartet, um weiter zu schreiben. Es waren so viele Besuche zu geben und anzunehmen! In diesem zerstreuten Leben verliert man sich selbst. Aber so lange Theodor und Saint-Val noch bey uns sind, muß ich schon auf die gewohnte Ordnung Verzicht thun. Das schlimmste aber ist, daß ich in aller der Unruhe des Bruders selbst nicht recht froh werde.—

Ich knüpfe den Faden meiner Erzählung wieder an. Wir verließen also Allmannshausen — jetzt sämmtlich in Einem Nachen — die

Mutter, Clotilde und Theodor auf Einer Bank; Saint-Val und ich auf der andern. Dieser Fremde war jetzt schon kein Fremder mehr, sondern ein Mitglied unsrer Familie. Er erzählte mir während der Ueberfahrt von dem Verlangen, das er gehabt, nach Deutschland zu kommen, dem ursprünglichen Vaterlande seiner Aeltern. Mit der Muttermilch habe er die Liebe zu diesem Lande eingesogen. "Ach meine arme Mutter, fuhr er fort, hoffte immer, mir einst selbst die vaterländischen Fluren zu zeigen, und die Rebenhügel des Rheins, das geliebte Land ihrer Jugendträume, das sie immer mit Entzücken pries, und in ihrem stillen Herzen den Gefilden der neuen Heimath vorzog, wohin sie als sechzehnjährige Gattin meinem Vater gefolgt war. Ihre Sehnsucht blieb unbefriedigt. Sie ward in ein schöneres Land abgerufen, in der Blüthe ihrer Jahre, ohne die geliebte Heimath wieder zu sehn."— Dieses und anderes erzählte er während der Ueberfahrt; mit Rührung sprach er von der geliebten, ihm zu früh entrißnen Mutter; mit Zärtlichkeit auch von einer jüngern

Schwester, welche die einsamen Tage des verehrten Vaters erheiterte. — Diese Gespräche machten uns immer bekannter. Was er sagte war verständig und einfach; seine Mittheilung leicht. Ein fühlendes Herz und ein rechtschaffnes Gemüth sprachen sich in jedem Worte aus.

So kamen wir zu der Insel, und stiegen unter einer Gruppe von schlanken Bäumen aus, die das Fischerhaus umgaben, dessen Bewohner mit ländlichen Arbeiten beschäftigt, an der Thür saßen. Einige goldlockige Kinder liefen umher; ein kleineres hatte die blasse Mutter an der Brust. Unsre Grüsse wurden freundlich erwiedert, und einiges Naschwerk, das wir bey uns hatten, von den rothwangigen Kindern dankbar angenommen. Als wir darauf unter den schlanken Erlen auf und abgingen, erblickte Theodor an einem der Bäume einen Kranz von frischen Herbstblumen, der einen eingeschnittenen Namen verzierte. Die Züge waren ein wenig verwachsen; aber bald entzifferte er ein S, ein A, ein I, endlich RO, und nun las er ROSALIE v. A. Mai. 1806. — Das ist meine

Rosalie, rief ich aus; in eben dem Jahr, in eben dem Monat ist sie mit ihrem Vater in diesen Gegenden gewesen. — Aber der frische blühende Kranz? — Zugleich sahen wir auf der Erde umher die Ueberbleibsel verwelkter Kränze liegen, wie zu einer festlichen Feyer gestreut.— Hier konnten die Fischer uns Aufklärung geben.— Ich hatte mich nicht geirrt; es war Dein Name, Du gute und geliebte Freundin; und diese braven Leute waren es, die das Andenken an Deine Gegenwart auf eine so zarte Weise feyerten. Du hättest sie sehen sollen, gute Rosalie, wie sie alle bey meinen Fragen lebendig wurden; wie sich die blassen Wangen der säugenden Mutter höher färbten; wie ihr Mann die Arbeit bey Seite legte, aufstand, und mit Rührung sagte: „Das Fräulein ist ein Engel des Himmels. Ohne sie wären wir wohl alle nicht mehr. So ein zartes Kind! Aber sie war unermüdet, und half uns armen Leuten und sorgte für alles. Dieß kleine Mädchen nahm sie zu sich, so lange wir krank waren—denn wir lagen alle hart darnieder, und keins konnte dem andern beystehn—

und wir hatten eben Gott gebeten um ein baldiges Ende — da trat so ganz plötzlich das Fräulein herein, mit einem Strauß von Wiesenblumen in der Hand, schön wie ein Engel, wie sie auch ist, um etwas zu schaffen von uns — und sah unser großes Elend — denn acht Tage hatte es gestürmt, und niemand war herüber gekommen — und von dem Augenblick an sorgte sie für alles, für Arzeney und Nahrung, und was wir sonst bedurften. So wurden wir durch sie mit Gottes Hülfe gerettet." — "Ja, setzte die Frau hinzu, sie ist wohl recht gut und fromm. Da wir wieder gesund waren, und die Thresel von ihr wieder zu uns kam — sie hatte sie ganz neu gekleidet, und auch die Nannerl hat von ihr Kleider bekommen — da wußte sie viele schöne biblische Geschichten und erbauliche Gebete, die sie auch noch weiß. Nicht wahr, Thresel? — Und da sie uns nun gar so vieles Gute erwiesen hat, so haben wir gelobt, mein Mann und ich, an dem Baum, wo ihr Name steht, so lang es Blumen gibt, alle Sonntage einen frischen Kranz aufzuhängen; und das thun wir auch nun

in das zweyte Jahr." — Ich war über das alles innig gerührt und erfreut; und da Du in dem Herzen dieser armen Leute so herrlich im Glanz einer Heiligen standest, wagte ich kaum zu sagen, wie nahe Du mich angehst, und wie mir jedes Dich ehrende Wort fast wie eine eigene Huldigung klang. Ich bat also nur ganz bescheiden um die Erlaubniß, den geehrten Namen auch mit einem Kranze schmücken zu dürfen. Diese Erlaubniß wurde gern gegeben. — Sie kennen wohl das gute Fräulein? fragte die Frau. — Ja wohl kenn' ich sie. — Ey so sagen Sie ihr doch, daß uns recht verlangt sie wieder zu sehn, und daß wir alle Tage für sie beten.— Das wird ihr Freude machen, antwortete ich.

Als unser Kranz gewunden war, zu dem Theodor und sein Freund emsig Blumen zutrugen, so daß er recht ansehnlich wurde, traten wir unsre Rückreise an, nicht ohne den herzlichsten Abschied von den guten Fischern und ihrer stillen Wohnung genommen zu haben, wo uns Dein Andenken so unerwartet entgegengetreten

war. Die Sonne neigte sich schon zum Untergang, und ihre letzten Strahlen mischten sich mit dem leise bewegten Wasser, und streuten Funken darauf aus. Bald umspann Dämmerung die Ufer; nur die höheren Spitzen leuchteten noch in das Seestück herein; und ehe wir Starnberg erreichten, hatte der Himmel schon seine Sterne ausgestreut, und lag mit unzählbaren Augen über der stillen ruhenden Welt.

Der Rest des Abends ging fröhlich hin. Saint-Val wurde uns immer bekannter und lieber. Mein Bruder hängt sehr an ihm. Und gewiß eine so edle Bildung, wie die seinige; eine so freye Stirn, ein so offnes und heiteres Aug kann keinem gemeinen Menschen angehören. Gegen mich ist er voll Aufmerksamkeit und spricht gern mit mir—was ihm denn in meinen Augen nicht zum Nachtheil gereicht.

Den folgenden Morgen erwarteten wir den Vater zurück. Als er ankam, öffnete ihm Theodor die Thür des Wagens, und mein Vater, der ihn für einen der Hausgenossen hielt, wurde ihn nicht gewahr. Erst nachdem er uns andern

gegrüßt und umarmt hatte, stellte ihn die Mutter als einen Reisenden vor, der uns in seiner Abwesenheit die Zeit recht angenehm vertrieben hätte. Die Ueberraschung, die Freude war außerordentlich. Sobald hatte er Theodors Ankunft nicht erwartet.

Noch an demselben Tag verließen wir den reizenden Aufenthalt, der mir durch so mannichfaltige freudige Ueberraschungen noch theurer geworden war. Es war Zeit. Der Himmel, der, drey Tage lang, rein und hell über dem See gelegen hatte, hüllte sich jetzt in Wolken ein, Stürme brausten von den Alpen herab, und hohe Wellen thürmten sich auf. Unter Strömen von Regen fuhren wir in München ein. Nun machen wir Besuche bey allen Verwandten und Freunden mit dem Bruder, der uns nur auf so kurze Zeit geschenkt ist, und verlieren meistens die Zeit, die wir ihm gern ganz und ungetheilt widmen möchten.

So eben ist Theodors Abreise auf den dritten November festgesetzt worden, und ich kann

diesem Brief — gewiß dem längsten, den ich in meinen Leben geschrieben habe, immer noch einiges hinzusetzen.

Saint-Vals Aufmerksamkeiten gegen mich fangen an mich zu beunruhigen. Er ist seit einigen Tagen ganz verändert, zerstreut und schweigsam; und das Scherzen und Plaudern, das ich nach meiner Weise treibe, scheint ihm bisweilen nicht ganz recht zu seyn. Sollte ihm etwa gar eingefallen seyn — —? Wahrhaftig, ich habe Mitleiden mit ihm. Er ist ein so braver, ein so geistreicher und edler Mensch! Ich will ihm auch recht wohl — aber ihn zu lieben, oder gar in ihn verliebt zu seyn — das geht wohl nicht. Ich liebe die Freyheit und das Leben zu sehr, um im Mondschein zu seufzen, und in Wäldern zu girren, und mir in meinem sechzehnten Jahre das Joch eines liebenswürdigen Despoten, oder eines despotischen Geliebten aufzubürden.

Es wird täglich schlimmer mit Saint-Val. Heute spielten wir Federball im Saal, Theodor,

ich, und zwey von Theodors Freunden. Saint-Val kam dazu, nahm eine raquette, und spielte anfangs vortrefflich; aber den ersten Ball, den ich ihm zuschlug, verfehlte er. Ganz stillschweigend legte er die raquette hin, und trat in das Fenster, während wir andern fortspielten, scherzten und lachten. Dann mit einenmal verließ er den Saal.

Als wir nun vor Tische wieder im Fenster neben einander standen, fragte ich ihn ganz ahndungslos, warum er unser fröhliches Spiel so schnell verlassen habe. Da sah er betroffen zur Erde und sagte: er habe kein Glück gehabt, und er sey jetzt in einer so wunderbaren Stimmung, daß er immer fürchte, die Freuden der Glücklichern zu stören. — Das klingt ja überaus tragisch! antwortet' ich. Was fehlt ihnen nur? Sie waren anders als Sie zu uns kamen. Suchen Sie Ihre vorige Laune wieder, sonst haben Sie meine Gnade verscherzt. Ein melancholischer Mann ist ganz und gar nicht liebenswürdig. — Bey diesen Worten wechselte er die Farben, und sagte mit einem tiefen Seuf-

zer: Ich fühle diese Wahrheit nur allzusehr! Aber ich würde meine Zufriedenheit und alles wiederfinden, wenn ich so glücklich wäre — das zu finden, was ich suche. — Das klingt ja wie ein Räthsel, lieber Saint-Val, antwortet' ich, wider meinen Willen lachend — und ich habe nie die Geduld gehabt, Räthsel und Logogryphen aufzulösen. — Aber kommen Sie; es ist aufgetragen."

Bey Tische sprach er kein Wort. Meine Lustigkeit schien ihn verwundet zu haben. Das that mir leid; und so war ich stiller als sonst. Glücklicherweise war Theodor so gut bey Laune, und Clotilde so voll komischer Einfälle, daß die Mahlzeit vorüberging, ohne daß unsre Verstimmung bemerkt wurde.

Nach der Mahlzeit zog mich Clotilde bey Seite und zeigte mir verstohlner Weise ein artiges Etui, das ich sonst bey Saint-Val gesehen hatte. „Sieh, Antonie, sagte sie, hab' ich da nicht einen guten Handel gemacht? — Legst du dich darauf? fragte ich. — Nun ja, gelegentlich, antwortete sie; wenn ich nur immer so

gute Kunden hätte, wie Adolph. — Wie so? — Ja, höre nur! Du weißt noch das blaue Band, das Du um den Strohhut trugst, als wir in Starnberg waren, und das ich Dir abbettelte für meine Puppe? — Ja, und weiter? Nun, heute früh sah Adolph das Band an der Puppe, und bat mich, es ihm zu schenken; er sagte, er wollte es zum Andenken an Baiern aufheben, weil es die baierschen Farben wären. — Die gnädige Frau können es nicht wohl entbehren; sagte ich. — O doch, wenn Sie ihr ein recht gutes Wort geben. — Ich glaube kaum; sie legt einen besondern Werth darauf, weil es von lieben Händen kömmt. — O ich will auch einen recht großen Werth darauf legen. Fragen Sie nur an! Ich bitte recht sehr. — Ich frug an; es wurde abgeschlagen. Die gnädige Frau läßt bitten, sagte ich, sie gefälligst zu entschuldigen. — Ich will ihr ein anderes geben. — Es ist nicht dasselbe, sagte ich; und dann können Sie ja das andere auch zum Andenken der baierschen Farben tragen. — Es ist nicht dasselbe, antwortete er. Ich muß die gnädi-

ge Frau nur selbst bitten. — Dann ließ er sich auf ein Knie nieder, und bat so schön, so schön, daß wir es ihm unmöglich länger abschlagen konnten. Er bekam das Band; und als er es in den Händen hatte, war er so vergnügt. — — Ich glaube gar er küßte es. Dann zog er das Etui heraus, und bat uns, es als ein Zeichen seiner Dankbarkeit zum Andenken anzunehmen. Es wäre unhöflich gewesen, es abzuschlagen. Nun hab' ich es von der Puppe geliehen, und gebe es ihr nur, wenn sie in Gesellschaft geht. —

Ich konnte nicht umhin, das närrische Mädchen für seine Erzählung zu küssen. — Adolph wollte mich auch küssen, sagte sie, weil ich ihm so behülflich gewesen wäre. — Aber ich antwortete ihm, ich hätte dazu keinen Auftrag; wenn er sich bedanken wollte, möchte er die gnädige Frau embrassiren; aber nur auf die Wangen; und dabey hielt ich sie ihm vor. Ich glaube aber, er hätte Dich noch lieber geküßt, als die Puppe, so schön sie auch ist. Denn gewiß, Antonie, er ist Dir schreckbar gut."

Ich wurde roth. Zum Glück war niemand in der Nähe. Doch schickt' ich das Kind fort, damit es in seiner naiven Plauderey nicht ein Geheimniß verriethe, das ich selbst kaum weiß.

Saint-Val hat sein Geheimniß dem Bruder entdeckt; der Bruder mir. Es ist also doch wahr? Er liebt mich. Wie ist er nur auf den Einfall gekommen?

Er habe, so klang die Entdeckung, seit dem ersten Tage unsrer Bekanntschaft, keinen andern Gedanken, keinen andern Wunsch gehabt, als meiner Liebe würdig zu seyn. Er hege nur wenig Hofnung. Ich hätte ein Herz für die Freundschaft, aber nicht für die Liebe, und wenn für die Liebe, doch schwerlich für die seinige. Er sey indeß entschlossen, mit Gefahr seines ganzen Glücks, dieser quälenden Ungewißheit ein Ende zu machen; und er würde sich schon gestern gegen mich erklärt haben, wenn ihn nicht mein Muthwillen — (eine Verschönerung meines Bruders, wie ich hoffe) — zurückgeschreckt hätte.

Theodor sagte noch vieles in seinem eignen Namen zu Gunsten seines Freundes, und bat mich ihn schonend zu behandeln, und ein liebendes Gemüth nicht durch unzeitigen Scherz zu kränken.

Aber was soll ich nur thun, sagte ich, wenn er so traurig neben mir steht, und in Räthseln spricht? — Ihm Theilnahme zeigen, antwortete Theodor, und wo möglich ihn lieben. Die trauernde Blume eines liebekranken Herzens richtet sich schnell auf in dem milden Thau der Theilnahme. Verachte sie nicht, weil sie der heiße Strahl des Tages getroffen hat, und knicke sie nicht mit unschonender Hand. Du wirst schwerlich ein zweytes Herz finden, wie das seinige, und das Dich edler und zärtlicher liebte."

Mit diesen Worten verließ mich Theodor, unruhiger und ängstlicher als ich je gewesen war. Ich sehe eine Erklärung auf mich eindringen, auf die ich nicht zu antworten weiß, und der ich bis jetzt durch Scherz ausgewichen bin. Ich bin Saint-Val herzlich gut; ich achte seinen Charakter; seine Talente, sein Geist unterhalten

mich; es wird mir weh thun ihn scheiden zu sehn — Aber ist das Liebe? Wahrhaftig ich weiß es nicht. Wenigstens sind ihre Symptomen verschieden von der Seinigen. Und wird er nicht verlangen, daß ich ihn auf eben die Art lieben soll, wie er mich? Wird er nicht, nach der Weise der Männer, so gefällig sie auch scheinen mögen, doch immer den Alleinherrscher im Herzen tragen? zu oberst, und vielleicht allein in meinem Herzen gebieten wollen? Und kann ich ihm je eine solche Anforderung zugestehn, ohne Verrath an Dir, meine Rosalie? — Nein, nein! Auf diese Bedingungen werden wir nie einig werden.

Der Schleyer ist aufgehoben — Gottlob! — und ich bin ruhiger.

Meine Bangigkeit wuchs nach der Unterredung mit dem Bruder jeden Augenblick. Ich fürchtete unserm Freund zu begegnen — wie sollte ich mich nehmen gegen ihn? — Sollte ich die Unwissende, die Unbefangene spielen? — Wie unredlich! — Oder sollt' ich ihm scherzend ent-

schlüpfen, und ihn von neuem und bitter kränken? Womit hätt' er das um mich verdient? Ich konnte zu keinem Entschluß kommen. Meine Verlegenheit wuchs — aber die größere Verlegenheit stand mir bevor. — Es war nicht Abneigung — nicht Gleichgültigkeit — Ich wollte mich beschäftigen — umsonst. Ich nahm alles vor, und legte alles wieder weg, Musik, Zeichnen, Bücher, Stickerey — es wollte nichts gehn.

Der Abend kam immer näher und die Zeit des gewohnten Spaziergangs. Da fand kein Ausweichen statt. Und hätt' ich auch einen Vorwand finden mögen, um zu Hause zu bleiben, so weh konnt' ich ihm doch durch absichtliches Vermeiden nicht thun. — Er war ja so schon so traurig! — Es sprach ja so vieles für ihn!

Jetzt that ich endlich, was ich schon früher hätte thun sollen — ich eilte zu meiner gütigen Mutter mit glühenden Wangen und klopfender Brust. Ich warf mich in ihre Arme und sagte ihr alles. Sie lächelte, und umarm-

te mich mit mütterlicher Güte. „Deine Bekenntnisse, sagte sie, überraschen mich nicht. Ich habe Saint-Vals wachsende Neigung bemerkt; auch daß Du ihm wohl wolltest; und ich konnte von meiner Antonie erwarten, daß sie mir ihr Vertrauen in dem entscheidenden Augenblick nicht entziehen würde. Adolph liebt Dich; Du bist ihm geneigt; er ist ein edler und liebenswürdiger Mensch. Seine Verhältnisse sind die günstigsten; oft wenn er von seinem Vater sprach, hat er uns gesagt, daß dieser gütige Vater nie seiner Neigung Gewalt anthun werde, wenn sie auf einen würdigen Gegenstand fiele. Beruhige Dich also. Wenn Du jetzt aus mädchenhafter Freiheitsliebe Saint-Vals Antrag zurückwiesest, so wirst Du doch über lang oder kurz eine Verbindung eingehen; und schwerlich dürftest Du einen Mann finden, der Deine Liebe in einem höhern Grade verdiente, als der Freund Deines Bruders, der Sohn des tapfern und großmüthigen Saint-Val, dessen Name oft in diesen Gegenden mit Achtung genennt wird. Halte also Rath mit Deinem eignen

Herzen, und du wirst, wenn er eine Erklärung wagt, sie mit dem Ernste beantworten, den ein ehrenvoller Antrag immer, und Saint-Val vor vielen andern verdient. Ich verlange keine unbedingte Ergebung. Aber wenn Du ihm nicht abgeneigt bist, so laß ihn hoffen, und verweise ihn an Deinen Vater und mich." Nachdem sie so gesprochen hatte, umarmte sie mich von neuem; mein Herz floß über; ich benetzte die Hände der gütigsten Mutter mit tausend Thränen.

Ich konnte jetzt viel ruhiger seyn. Die Ansicht meiner Mutter war klar und bestimmt; auch ihre geheimen Wünsche hatten sich deutlich genug kund gethan. Was sie von Saint-Val dachte, sprach sie jetzt zum erstenmal aus. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ihre Theilnahme an seinem Glück hatte in wenigen Augenblicken auch die Meinige erhöht. Ich dachte an ihn, wie an einen Bruder — aber doch mit andern Empfindungen, als ich an Theodor denke. Seine Trauer rührte mich tiefer. Der Wunsch, ihn zu erfreuen, wurde lebendiger.

Von meiner vorigen Bangigkeit war nur noch ein Rest übrig geblieben, und dieser war nicht quälend.

Nach kurzer Frist trat Saint-Val mit seinem Freunde in's Zimmer. Sein Blick war ernst; ein wehmüthiger Trübsinn schwebte um seine Stirn. Ich grüßte ihn freundlich, und sagte so unbefangen als möglich: Der Abend ist herrlich! Wir werden einen angenehmen Spaziergang machen. Aber wir dürfen nicht zaudern; die Tage sind schon allzukurz. Kommen Sie, Saint-Val, geben Sie mir Ihren Arm; meine Mutter läßt sich lieber vom Bruder führen, da sie ihn in wenigen Tagen entbehren muß.

Saint-Val sah mich dankbar an, aber der Trübsinn auf seiner Stirn blieb. Eine schwere Bürde schien auf seinem Herzen zu lasten.

Wir gingen fort. Die Mutter mit Theodor voraus; ich und Saint-Val ihr nach. Der Weg zog sich an dem Flusse hin. Saint-Val war still und sinnend; auch ich sprach nicht viel. Endlich, als wir etwas zurückgeblieben waren, um einige Wiesenblumen zu pflücken, sagte er:

„Bald werde ich mit diesem Flusse abwärts ziehen, den Pfaden nach, die seine grünen Wellen bezeichnen. Wahrscheinlich werde ich so wenig zurückkehren als dieser Strom, aber immer wird mein Geist an seinen Ufern verweilen, und an jenen, wo mich ein glückliches Schicksal zum ersten Mal in Ihre Nähe brachte.“ — Dann blieb er stehn, faßte meine Hand, und sagte mit weicherer Stimme: „Antonie, soll ich von hinnen ziehen, ohne Ihnen gesagt zu haben, daß jenes Zusammentreffen über das Schicksal meines Lebens entschieden hat? Die ersten Stunden unsers Zusammenseyns schlossen mir das Innere Ihres Herzens auf, und in dem schönen Augenblick, wo wir gemeinschaftlich den Namen Ihrer Freundin bekränzten, that ich das stille Gelübde, um Ihre Liebe zu ringen, und mich Ihrer Neigung werth zu machen. Ach ich fühle, wie weit ich von diesem Ziele entfernt bin — aber nehmen Sie mir die Hoffnung nicht, es einst zu erreichen. Ach ich kann ja nicht leben ohne diese Hoffnung! Sie ist ja

der einzige Trost, mit dem ich die Schmerzen der nahen Trennung lindern kann!" — —

Diese Worte rührten mich; noch mehr der Ton, mit dem er sie sprach. Meine Hand ruhte noch in der Seinigen; ich konnte sie nicht zurückziehen. — „Saint-Val, antwortete ich, indem ich meinen Arm zutrauensvoll in den Seinigen legte, um weiter zu gehn—Sie machen mir eine Erklärung, die ich vielleicht nicht anhören sollte. Aber Sie sind zu gut, als daß ich ein Mistrauen in Ihre Gesinnungen setzen könnte. Und so antworte ich Ihnen mit der Aufrichtigkeit, die ich bey Ihnen voraussetze, daß Sie meine ganze Achtung besitzen; daß Sie mir werth sind, und daß ich immer mit Vergnügen an den Zufall denken werde, dem ich Ihre erste Bekanntschaft verdanke."

Bey dieser Erklärung, die ihn zu beruhigen schien, drückte er meine Hand. Er wollte antworten, aber in dem Augenblick stieß eine Gesellschaft zu uns, unter welcher einige Bekannte waren, die uns anredeten, und den Fortgang des Gesprächs unterbrachen. Als aber

diese vorüber waren, fuhr er fort: "Ihre freundlichen Worte, gute Antonie, lassen in meine Seele einen Strahl schöner Hofnung fallen, an dem sich mein Leben mit frischem Muthe aufrichtet. Ach wie ich gezagt, wie ich mich den quälendsten Zweifeln hingegeben habe—wie ich oft in gänzlicher Hofnungslosigkeit an allem verzweifelte — das ahndet—nur ein Herz, das, wie das Meinige, den schönsten Preis des Lebens kennt, nach ihm ringt und ihn zu verfehlen fürchtet."

So sprach Saint-Val noch einige Zeit; seine Beredsamkeit war ihm wieder gegeben, und wie er sprach, wurde sein Gefühl immer lebendiger, sein Ausdruck blühender, der Ton seiner Stimme begeisterter. Endlich sagte er, mit Thränen in den Augen: "Gute Antonie, sage mir, daß Du meine Rückkehr wünschest! sage mir— daß Du mich liebst; daß Du Dein Schicksal an das Meinige knüpfen willst."— Die Lebhaftigkeit, mit der er dieß sprach, nahm mir den Muth. Ich antwortete, mit bebender Stimme, wie ich glaube: "Bestürmen Sie mich

nicht so, guter Saint-Val. Mein Herz ist zu sehr erschüttert. Ja ich wünsche Ihre Rückkehr." — Da faßte er meine beyden Hände, drückte sie sanft, und sagte, sich zu mir neigend, mit leiser Stimme: Darf ich mich Ihrer Mutter vertrauen? — Ich bejahte es ohne zu sprechen.

Ich konnte gestern die Geschichte des Tages nicht endigen. Die Erinnerung an das, was kaum vorher geschehen war, stürmte zu heftig auf mich ein. Meine Augen verdunkelten sich. Die Feder zitterte in meiner Hand. Heute, hoff' ich, werd' ich mit mehrerer Ruhe schreiben können. —

Doch kaum! Indem mir das, was ich schreiben will, wieder durch die Seele geht, indem ich es an den Gedanken an Dich, meine Rosalie, und an unsre Liebe knüpfe, tritt das Gefühl von neuem aus seinen Ufern, und ich finde die Fassung noch nicht, die eine ruhige Erzählung fordert.

Wie wunderbar und leichtbeweglich ist doch des Menschen Gemüth! Vor wenigen Tagen noch schlug mein Herz so sorgenlos und frey! Ich war so stolz auf meine Freyheit! Ich war so entschlossen, sie zu vertheidigen! Nun ist in wenigen Stunden alles anders geworden. Ich habe meinen Willen einem fremden dahingegeben; ein fremder Wille gibt sich dem Meinigen hin; und aus diesem gegenseitigen Austausch, aus diesem Entgegenkommen und Verschmelzen zweyer verschiedner Naturen scheint etwas Höheres hervorzugehn, als jene leere Ungebundenheit des eignen Willens bewirken konnte. — Ich sinne, wie sich dieß zugetragen, und finde es kaum. Haben so wenige Stunden, haben die leichtverrauschenden Worte eines fremden Mundes mir diese Empfindungen einimpfen können? oder lagen sie nicht schon früher verhüllt in meiner Seele, wie ein schlummerndes Rosenkind, das der leise Anhauch eines warmen Tages erweckt und entfaltet? Liegt nicht alles so in des Menschen Brust, wie eine Welt voll reicher Erscheinungen, in den Schleyer der Nacht gehüllt,

den Strahl erwartend, der sie entschleyert und belebt?

Ich will die einfache Geschichte zu Ende bringen.

Meine Mutter, in tiefem Gespräch mit Theodor hatte unser Zurückbleiben nicht zu bemerken geschienen. Wir gingen jetzt etwas schneller, und erreichten sie bald wieder; auch waren wir der Stadt schon nah. Der Rest des Wegs wurde unter gleichgültigen Gesprächen zurückgelegt. Denn von allen Wegen strömte es zu, und ging an uns vorüber und vor uns her; die Lichter brannten schon in der Stadt, und der heitre Abend erlosch in der Dämmerung. Noch in derselben Stunde entdeckte Saint-Val meiner Mutter sein Herz. Ihre Antwort lautete günstig; nur die bestimmte Einwilligung seines Vaters wurde verlangt. Meinen Vater zu unterrichten, übernahm die Mutter sogleich. Diese gütigen Aeltern wollten nichts als das Glück ihrer Tochter. Sie riefen mich zu sich, befragten mich, und – wünschten mir Glück. Ich wußte nicht, wie mir geschehen war.

Adolph benimmt sich seitdem mit einem Zartgefühl, das ihm meinen Dank gewinnt, und mich immer mehr an ihn knüpft. Er will nichts der Ueberraschung, er will alles der freyen Berathung meines eignen Herzens zu danken haben. Das entscheidende Wort soll erst nach seiner Rückkehr ausgesprochen werden. Ach in meinem Herzen ist es ja schon ausgesprochen — und ich glaube, daß ich es ihm nicht verbergen werde. Auch weiß er es ja wohl schon — denn ein liebendes Herz, wie das seinige, ahndet die Regungen des andern, und fühlt in der fremden Brust. Wenigstens ist er so zufrieden, als ob er es wüßte; und es herrscht eine Milde und Weichheit in seinem Wesen, die mit der natürlichen Lebhaftigkeit seiner Natur auf das angenehmste verschmilzt. Auch seine Freundschaft zu Theodor scheint erhöht; und mir schmeichelt mein Bruder mit mehr als gewöhnlicher Zärtlichkeit. So von Vater und Mutter, von Bruder und Freund geliebt — wie sollt' ich nicht glücklich seyn? — Ich bin es auch, und mein dankbares Herz demüthigt sich vor Gott, und ich lege meine stille Freu-

de zu den Füßen seines Throns, um sie dann reiner und heiliger wieder in meine Brust aufzunehmen.

den 1sten November.

In der Fülle meines Glückes und meiner Rührung fehlest Du mir, meine geliebte und einzige Freundin, jeden Augenblick. Meine Mutter ist gütig, herablassend, theilnehmend, mehr als ich sagen kann; aber sie ist meine Mutter, und die Verschiedenheit der Jahre legt der Vertraulichkeit Zügel an. Dir allein könnte ich mein ganzes Herz öffnen, und ich würde mich selbst besser verstehn, wenn ich mich in Deine Arme werfen, und ohne Worte mein ganzes Wesen Dir mit einmal mittheilen könnte. Ach was ist bey diesem Bedürfniß der Sehnsucht schriftliche Mittheilung? Was ist ein Brief gegen Ein liebendes, vertrauendes Wort, ja, gegen Einen Laut, der aus der Tiefe der Seele tönt? Was ein Schattenriß ist gegen die blühende, frische Gestalt; oder ein gedruckter Musik-Auszug gegen das ganze, vollstimmige Con-

zert. Ach ich fühle es, wie dürftig meine Sprache ist, selbst um diesen Mangel zu bezeichnen! aber wenn ich vollends den Strom der Gefühle, der durch meine Seele geht, mit der Feder auffassen will, wie schwindet er da zu einem dünnen Faden zusammen! Wie nüchtern alles, und lallend! kaum ein matter, seufzender Wiederhall einzelner Laute, statt einer reichen und mächtigen Harmonie!

Weißt Du wohl noch, was unsre gute Constant einmal von mir sagte, als ich bey einem ihrer kleinen Feste ausgelassen lustig war, und bey einer tollen Geschichte, die ich erzählte, abwechselnd lachte und weinte, ich sey wie eine galvanische Säule, die aus Wasser Funken sprühe. — Ach heute aber bin ich so weich, daß jede Berührung mir nur Thränen entlockt. Die Funken des Witzes und der Laune sind ausgelöscht. Ich lache nicht mehr. Ich denke nur wehmüthig an Dich, an den scheidenden Bruder und—seinen Begleiter.

Aber vor allen an Dich. Ich erwachte mit Deinem Bilde, und fühlte mich Dir so nah,

daß ich meinte, ich hätte nur die Arme auszustrecken, um Dich, Theure, zu finden und an mich zu ziehn. Das Bild vergangener Tage trat mir vor die Seele, wie ein freundliches Morgenroth meines beginnenden Lebens. Denn da begann mein Leben, als ich Deine Liebe erwarb. Man sagt, daß Mädchenherzen schnell in einander schmelzen und sich noch schneller trennen; aber unsre Freundschaft wurde langsam geknüpft. Es ist mir noch alles gegenwärtig.— Es war auf Allerheiligen Tag—und ich feyere diesen Tag mit doppelter Andacht in Beziehung auf Dich—und ich hörte mit meiner Mutter Messe bey den Carmeliterinnen. Ich kniete nah am Altar; Du tratst herein und knietest neben mich. Dein zarter Wuchs, die stille Anmuth Deiner Gestalt, auch das blendende Weiß Deiner Farbe, nur von blassen Rosen erhöht,— alles zog meine Blicke auf Dich, so wie Du auch die Aufmerksamkeit andrer auf Dich zogst. Ich läugne Dir nicht, daß Du mich ein wenig störtest, und daß die Andacht, mit welcher Du ganz in Dich gekehrt betetest, mich mehr als

der Gottesdienst selbst erbaute. Am Ende des Amtes schlugst Du die Blicke auf, und ich sah in Dein dunkelblaues Aug, das bis jetzt von den langen Wimpern bedeckt gewesen war, und es schien mir schon damals der milde Ernst und das tiefe Gemüth daraus entgegen, das ich späterhin in seinem ganzen Umfange kennen und lieben lernte.

Es war etwas mehr als mädchenhafte Neugier, was mich wünschen ließ, zu wissen, wer Du seyst. Aber niemand kannte Dich, und es waren mehrere Monate verflossen, als man in einer Gesellschaft unter den Fremden, die seit kurzem in die Residenz gezogen, auch deines Vaters und seiner Familie erwähnte, unter solchen Umständen, die mich nicht zweifeln ließen, daß von Dir, dem Gegenstande meiner stillen Wünsche, die Rede sey. Man sagte viel Gutes von Euch, und ich kann Dir das Vergnügen nicht beschreiben, das ich dabey fühlte, noch das wunderbare Verlangen, Dir wieder zu begegnen. Einige Zeit darauf wurde meine bisherige Er=

zieherin nach Frankreich zurückgeschickt, und ich ward Madam Constant übergeben, die kaum ihre Pension eröffnet hatte, als sich der günstigste Ruf von ihren Kenntnissen, ihrem Charakter und der treflichen Methode ihres Unterrichts verbreitete. Als ich nun anfing ihre Schule zu besuchen, wie groß war meine Freude, da ich erfuhr, daß Du auch eine der Unsrigen seyst — und ich erwartete Dich mit der größten Ungeduld — denn mehrere Tage vergingen, eh Du erschienst. Endlich kamst Du, noch blässer als das erste Mal, kaum hergestellt von einer tödtlichen Krankheit, die Dich mehrere Wochen an Dein Bett gefesselt hatte. Ich erröthete, als Du hereintratst, nicht anders als ob Du meine innersten Wünsche errathen könntest, etwa wie ein schüchterner Liebhaber bey der Annäherung der Geliebten, der er im Stillen huldigt. Dein Erscheinen war für alle, wie das eines freundlichen Schutzgeistes. Madam Constant umarmte Dich mit Thränen in den Augen — denn Deine Blässe rührte sie — und die jüngern Schülerinnen drängten sich an Dich, und küßten Dir

Hände und Mund, und die kleinsten, die Dich im Gedräng nicht schnell genug erfassen konnten, drückten ihr Gesicht in Dein Kleid. Du schienst sehr gerührt, und umarmtest alle; erst die Größern; dann bücktest Du Dich zu den Kleinern herab, und sagtest jedem ein freundliches und dankbares Wort. Von diesem Tage an begleitete mich Dein Bild noch treuer als vorher; was ich that, bezog sich auf Dich; ich warb im Stillen um Deinen Beyfall; und da ich bisher mein Leben ganz leichtsinnig dahin gescherzt hatte, zeigte ich mit einemmal einen Eifer, mich nützlich zu beschäftigen, den meine Mutter mit eben so großer Verwundrung als Zufriedenheit sah. Indeß trug ich meine Liebe zu Dir noch immer im tiefen und stillen Herzen, und es blieb mir lange in Deiner Gegenwart eine Schüchternheit, welche die Wirkung des ersten feyerlichen Eindrucks war, und wohl auch mit dem tiefen und heftigen Wunsche zusammenhing, Deiner werth zu seyn. Die zufällige Bekanntschaft, welche unsre Mütter im Bade zu Rosenheim errichte-

ten, brachte mich Dir etwas näher; und da wir um dieselbe Zeit unsre Wohnung veränderten, und in die Nachbarschaft Deiner Aeltern kamen, entstand bald ein noch engerer Verkehr, und eine fast schwesterliche Gemeinschaft. Dennoch blieb mir ein Rest der ersten Schüchternheit; ich fühlte Dich zu weit über mir, und oft, wenn sich mein Herz öffnen wollte, trat die Blödigkeit dazwischen, und hemmte die freye Ergießung; und ich mußte, um nur wieder in das Gleichgewicht zu kommen, wider meinen Willen scherzen und lachen.

Diese Zurückhaltung, welche niemand ahnden konnte, — denn unser Verkehr war schon sehr freundschaftlich, nur i n n i g noch nicht — wich endlich einem schmerzhaften Ereigniß. In der gemeinsamen Trauer erkannten wir uns vollkommner. Wie unsre Thränen sich mischten, so flossen unsre Seelen in Eins zusammen. Du sahst, vielleicht nicht ohne Ueberraschung, daß die lachende Freundin eines tiefern Gefühles fähig sey; vieles kam damals zwischen uns zuerst zur Sprache, und die Fülle Deines Gefühls,

Dein frommer, Gott ergebner Sinn, der wie das Licht einer höhern Welt durch das Gewölk Deiner Trauer brach, wurde mir damals in seinem ganzen Umfange kund. Von dieser Zeit an waren wir unzertrennlich. Aus gemeinsamen Thränen blühte eine neue Welt in meinem Innern auf; ich erkannte mich besser durch Dich; ich fing an über mich zu denken; ich ward frömmer, stiller und ruhiger; aus Deinem Herzen gingen die Funken der Andacht und religiöser Begeistrung in das Meinige über. So begann mein besseres Leben durch Dich. In einer entscheidenden Epoche des Lebens sandte Dich mir die Güte des Himmels, als einen freundlichen Engel, meine wankenden Schritte zum Guten zu leiten. Was ich geworden bin — wenn ich etwas bin — ich verdank' es nur Dir und Deiner edlern Natur. Ach Deine Gegenwart war nur kurz. Aber bist Du schon von hinnen gezogen, so folgt doch mein Herz unablässig Deiner lichten Spur, und nährt sich mit schönen Erinnerungen an die glücklichere Zeit, und erhebt sich dankbar zu Gott, daß er sich mir, in der heili-

gen Freundschaft zu einem geliebten und frommen Herzen, schöner und vollkommner offenbaret hat.

Ich habe an Theodors Arm die Gräber aller Freunde und Freundinnen besucht, die vor uns zu Gott gegangen sind — auch der Deinigen. Clementinens Grab war mit Blumen und Kerzen bedeckt. Viele beteten umher, wie um die Ruhestätte einer Heiligen, und ich freute mich des frommen Volkes, das das Andenken guter Menschen so dankbar ehrt. Theodor war ungewöhnlich bewegt. Er hatte das Bild der schönen Dilly immer in seinem Herzen getragen, und hörte jetzt zum ersten Mal von mir die Art ihres Todes. Ach es ist gar zu traurig, wenn so zarte und schöne Blüthen so früh, und noch mit dem Thau des Morgens beduftet, unter der Sense des Todes fallen.

d. 2. November.

Dieser lange Brief, dieses große Fragment meiner Biographie, geht zu Ende, wie die schö-

nen Tage des Zusammenseyns mit den Freunden, aus deren Händen Du ihn empfangen sollst. Die Glücklichen, sie werden Dich sehn, und Du wirst ihnen für die Grüsse danken, die sie Dir bringen; während ich Arme trauernd zu Hause sitze, und mir die Thränen in den Augen zerdrücke, und, einsam und verarmt, die Freundin, den Freund und den Bruder mit meinem sehnenden Herzen suche. Morgen ziehn sie davon. Saint-Val ist wieder ganz schwermüthig geworden; Theodor hingegen mit seinem freyen Herzen und seiner unersättlichen Schaulust, sieht in seinen Reisekleidern, die er, uns recht zur Kränkung, schon heute angelegt hat, so fröhlich aus, daß wir ihn alle schelten möchten. Ich weiß indeß doch recht gut, daß er mit ganzem Herzen an dem väterlichen Hause hängt; und daß die ersehnte Fremde nicht sobald vor ihm liegt, als er seine Gedanken hierher zurückwendet, und noch mehr in der Erinnerung als in der Gegenwart lebt. Gewiß, es ist das treflichste Herz, das man finden kann. Gerade, offenherzig, von unverbrüchlicher Redlichkeit; dabey immer frohen

Muths, hülfreich wo es gilt, und seinen Freunden zu nützen unermüdet. Nimm ihn freundlich auf, gute Rosalie, nicht nur als den Bruder Deiner Freundin, sondern um sein selbst willen, und weil er Dich, obschon unbekannt, fast so sehr liebt als mich. Und sieh, so wenig eifersüchtig bin ich, daß ich ihm erlaubt habe, das kleine Bild zu copiren, das Du mir an dem Vorabend unsrer Trennung in die Hand legtest. Es ist ihm gut gelungen.

Wie sehr ich Deine Gedanken über Adolph zu hören wünsche, brauche ich Dir nicht zu sagen. Er hat gestern an seinen Vater geschrieben, und seine Einwilligung erbeten, und zugleich an seine Schwester, die er mit unbegränzter Zärtlichkeit liebt. Er erwähnt ihrer oft, und was er von ihr sagt, erinnert mich so lebhaft an Dich, daß ich mich bisweilen verwirre, und meine, er spreche von Dir. Er hat mir ihr Bild versprochen, und dann werde ich sehn, ob ihre Gestalt der Deinigen auch so gleicht, wie ihr Geist und Gemüth.

Nun lebe wohl, meine geliebteste, meine theuerste, meine einzige Freundin. Gott gebe Dir frohe Tage, und führe Deine Mutter bald in Deine Arme zurück. Schreibe mir bald. Ich werde die Tage zählen, wo Theodor und Saint-Val bey Dir seyn werden, und die Unruhe meines klopfenden Herzens wird sich dann auch in Deinem Busen regen, und Du wirst mich bald durch ein Zeichen Deines liebenden Andenkens froh machen.

Immer und ewig die Deinige.

Antonie.

Aus Rosaliens Tagebuch.

Ich bin krank hier angekommen, recht sehr krank. Die Unruhe von der Reise, die Reise selbst — ach und so vieles auf der Reise, was meinem Herzen sehr weh that — haben mein altes Uebel fürchterlich aufgeregt. Niemand

kümmert sich groß darum — das mag seyn — aber warum bedauert mich Kunigunde mit so mistrauischen Blicken, als ob sie gar nicht an mein Krankseyn glaubte?

Womit hab' ich nur diesen feindseligen Sinn verschuldet? Ich forsche umsonst bey mir, und finde es nicht. Ich möchte ja gern ihr Vertrauen — oder wenn auch nicht das — doch ihr Wohlwollen gewinnen. Und wäre auch das unmöglich, wenigstens ihre Gleichgültigkeit.

Ich will ja gern noch mehr schweigen — ich will ja gern noch demüthiger seyn als ich war.

Ach oft übersteigt der Unmuth in mir alle meine Vorsätze. Mein Stolz empört sich. Ich will die unwürdigen Fesseln brechen — ich will mich in laute Klagen ergießen, damit sich meine Mutter erbarme, und wiederkehre. — Oft schon hatt' ich die Feder ergriffen — aber Gottlob, noch immer hat der bessere Vorsatz obgesiegt. Ach trägt denn die gute Mutter nicht schon schwer genug? ist ihr nicht schon diese lange Trennung ein langer Schmerz? warum soll sie denn durch mich auch noch leiden?

Vielleicht kömmt sie bald zurück — und dann ist ja alles vorbey.

Geduld überwindet alles — vielleicht auch das. Und bin ich denn nicht viel glücklicher, wenn ich so obsiege, als auf einem andern Wege?

Von neuem also gelob' ich mir, gelassen zu ertragen, was auch über mich ergehen mag. Ich will mein Herz fest halten, und die Stürme beschwören durch ruhiges Schweigen. Auch will ich ja gern den eignen Willen opfern, um des Friedens willen. Gott wird mir helfen.

Das Herrlichste in der Religion in Beziehung auf das Leben ist, daß sie das Rechte ohne alle Zweydeutigkeit lehrt. Ein Gemüth, welches Gott aufrichtig ergeben ist, kann sich über seine Pflichten schwerlich täuschen. Die Stimme Gottes spricht laut und vernehmlich in uns. Jede andre Belehrung ist mangelhaft, und verläßt uns eben in den Stürmen des Lebens, wenn kein Stern unsre Bahn bezeichnet und

überall die wilde Brandung um feindliche Klippen braust.

Wer auf dem grundlosen Meere schwimmt, würde nicht aufhören können für sein Leben zu zittern, wenn er immer daran dächte, daß ihn nur ein schmales Bret von dem Tode trennt. Aber er vertraut auf die Güte des Schiffs. Worauf vertraut aber der Mensch auf dem Meere des Lebens, da zwischen ihm und der Ewigkeit nur wenige, kärglich zugezählte Momente liegen, deren Reihe jeden Augenblick enden, und ihn dem bodenlosen Abgrund übergeben kann? Die Güte des Fahrzeugs kann uns hier nicht trösten.

Nie hab' ich die wunderbare Kraft der Musik so erkannt, wie jetzt, wo sie mir Gesellschaft, Trösterin und Heilmittel ist. Oft ist meine Brust von Schmerz und Jammer zusammengepreßt; ein schwerer Nebel liegt auf meiner Seele; kein freyer Athemzug erleichtert

mein Herz, das unter seiner Bürde erstarrt, und nur das dumpfe Bewußtseyn seiner Erstarrung hat. In diesem traurigen Zustande würde ich untergehn, wenn ich nicht die Musik hätte. So hab' ich ihre heilenden Kräfte nie gekannt. Wenn ich die rechten Weisen treffe, so lüften sich allmählig die krampfhaften Banden meiner Brust; wie weiche Strahlen gleiten die Töne durch das zerrinnende Gewölk, und legen sich warm und wohlthuend um mein wundes Herz. Dann zerfließt die harte Gegenwart; ich gleite auf den Flügeln der Töne in meine Kinderjahre zurück; alle Blumen der Vergangenheit öffnen ihre bunten Kronen, und lassen den verborgnen Thau auf meine Wunden fließen. Dann schweigt auch der Schmerz in meiner blutenden Brust, und aus dem schützenden Zauberkreise, der mich immer weiter und weiter umzieht, weichen die Larven feindlicher Einwirkungen. Erst dann kann ich mit rechter Freudigkeit beten. Die entfesselte Psyche schlägt ihre Schwingen jubelnd auseinander, und erschwingt in seligen Ahndungen ihre ewige Heimath.

Es ist ein wunderbares und unbeschreibliches Gefühl, wenn sich unter Schmerz und Jammer der Geist ermannt, und das Vertrauen zu Gott obsiegt, und nun der Farbenbogen sich aufrichtet in den Thränen an dem dunkeln Gewölk, und das Herz mit sich hinauf hebt, und dann aller Schmerz in freudiger Rührung untergeht.

Die Herrlichkeit des Tages steigt auf aus dem Dunkel der Nacht; das Leben des Frühlings aus dem Erstarren des Winters; das frohe Gefühl der Gesundheit aus dem Schmerz; die Fülle der Seligkeit endlich aus dem ungewissen, kummervollen Leben.

So viele Freude an Einem Tage hatte ich nicht erwartet. Heute früh kam ein Brief vom Bruder, lang und sehnlich gewünscht; nach Mittag ein andrer von Antonien, und wenige Stunden darauf Antoniens Bruder und ihr Verlobter.

Ich bin sehr, sehr angegriffen. Der Inhalt beyder Briefe, die neuen Bekanntschaften, die mannichfaltigen Gefühle in so wenig Stunden, Freude und Sehnsucht, Hoffnung und Besorgnisse — alles so heftig erregt — das jagt mein Blut durch die Adern, und meine Nerven zittern. Ich bin zu schwach für so großen Genuß.

Heute bin ich viel stärker. Auch ist der Bluthusten ausgeblieben. Der Arzt gibt gute Hoffnung, wenn ich ruhig bleibe, und seine Mittel gewissenhaft brauche. Das letzte soll gewiß geschehn, und auch das erste, wenn und so viel es möglich ist.

Meine eignen Hoffnungen sind gering, und ich fürchte den Tod nicht. Doch wär' es unrecht, die Mittel einer möglichen Rettung zu verschmähen. Hab' ich denn nicht eine Mutter, die mich liebt, eine Freundin, einen Bruder, die ja alle mein Leben wünschen, und die mir das Leben so wünschenswerth machen?

Aber wie kann ich ohne große Unruhe an meinen Bruder und an die Leidenschaft denken, die sich mit solcher Gewalt seiner ganzen Seele bemächtigt hat? Seine Liebe ist schön und edel; ein glücklicher Erfolg ist wahrscheinlich. Aber liegt dieser nicht immer in fremder Hand? Und was würde aus ihm werden, wenn ihn Nataliens Gesinnungen täuschten, oder ihr Vater sie einem andern bestimmt hätte?

Die Heftigkeit, mit der diese Liebe begonnen hat, macht mir bange.

Aber wie unerwartet hat mich die Bekanntschaft mit Nataliens Bruder erfreut, durch den ich nun auch die Schwester besser kenne. Und daß dieser auch der Verlobte meiner Antonie seyn muß! und daß alles, was ich liebe, indem es neue Verhältnisse anknüpft, sich doch so mit einander vereinigen, und sich mit einem solchen Bande umschlingen muß!

Was für ein schöner Segen ruht doch auf einem tugendhaften und frommen Leben! Er erbt von den Vätern auf die Kinder fort, und

wenn längst das liebende Aelternherz in Staub zerfallen ist, so schwebt ihr heiliges Andenken über dem Staub, und die Saaten, die sie ausgestreut, gehen in dem Leben ihrer Kinder auf. Wenn Eduard glücklich ist, wenn ihm die Erfüllung seiner Wünsche schon jetzt so freundlich entgegen tritt, ist es nicht die Tugend seines Vaters, die den Weg ihm bahnt, und die alte Dankbarkeit und Liebe eines befreundeten Herzens für ihn erweckt? So geht doch also nichts Gutes und Schönes verloren; es dringt von Geist zu Geist, von Herzen zu Herzen, und wenn auch die äußere Gestalt, in der es sich zuerst offenbarte, zerfallen, wenn auch Ort und Name vergessen ist, so geht doch seine Kraft nicht unter, sondern wirkt auf Kinder und Enkel fort bis in das tausendste Glied.

Ich habe Antoniens Brief noch einmal mit recht inniger Freude gelesen. Gott wird ihre Liebe segnen. Sollte ein so schönes Herz wie das ihrige unglücklich seyn können?

An meinem ersten Namenstage nach dem Tode meines seligen Vaters brachte sie mir einen Kranz von späten Rosen, an denen sie sorgsam die Dornen abgebrochen hatte, und sagte: Wenn ich alle Dornen von Deinem Leben ablesen könnte, ich wollte sie gern auf mich nehmen! — und als ich dann ihre Haud nahm, und sah, daß sie sich an mehrern Stellen verwundet hatte, fielen meine Thränen auf die wunden Stellen. Ach es rührte mich mehr als ich sagen kann, weil ich wohl wußte, daß sie auch die größten Wunden um der Freundschaft willen ertragen hätte.

Wer einmal die Freude recht innig gefühlt hat, die auf das freye Opfer einer eigennützigen und selbstsüchtigen Begierde folgt, der kann unmöglich zweifeln, auf welcher Seite die Bestimmung des Menschen liegt.

Rosalie an Antonien.

Wenn ich Dir heute, geliebte Antonie, statt des langen Briefes, den ich an Dich im Kopf

und Herzen trage, nur wenige Zeilen schreibe, so halte Dich deshalb an den allzusorgfältigen Arzt, der mich zum Müßiggang und zur Langenweile verdammt. Die Beschwerden der Reise hierher und die schlimme Jahreszeit haben das alte Uebel meiner Brust ein wenig aufgeregt, so daß ich das Zimmer hüten muß, und, was mich empfindlicher kränkt, die Freude entbehren soll, mit Dir, meine einzige und geliebte Freundin, recht von Herzen zu plaudern.

Aber wie soll ich es nur möglich machen, mit wenigen Worten über so vieles zu sprechen. Oder soll ich warten bis ich gesund bin? Wenn ich nun immer krank bliebe? Soll ich Dir nie mehr schreiben? Unmöglich. Nun, so will ich meiner Feder freyen Lauf lassen, fest überzeugt, daß die überströmende Freude der Gesundheit weit weniger schadet, — wenn sie ihr nicht vielmehr heilsam ist — als ein von Sehnsucht beklommenes, von zurückgedrängten Gefühlen überfülltes Herz. Und so war das Meinige von dem Augenblick an, wo ich Deinen geliebten Brief durch Deinen Bruder empfing. O Du

theure und geliebte Freundin, wie hast Du mir Dein ganzes liebendes Gemüth enthüllt! und wo soll ich Worte finden, um Dir für die überströmende Fülle Deiner innigen, aber allzuparteyischen Liebe zu danken? Ach ich weiß nur allzuwohl, daß ich nicht so bin, wie Du mich siehst; aber aus dem reinen Krystall Deiner Seele steigt Dir mein Bild verklärter und veredelter auf, und Du leihst mir Dein eignes Werk mit der Großmuth einer schönen und rührenden Freundschaft. Aber auch darum muß ich Dich ja noch mehr lieben, daß Du solcher Täuschung fähig bist, und Dich selbst in einem andern Wesen vergessen kannst. So erkannt' ich Dich jederzeit, und ich gab Dir mein ganzes Herz hin, und empfing das Deinige, und in der Brust einer jeden von uns schlägt nun die zwiefache Liebe wunderbar, nicht verdoppelt, sondern unendlich erhöht. Und so eng ist dieser Verein, daß selbst die Trennung des Raumes aufgehoben ist. Oder haben sich nicht die Wunder der Sympathie auch jetzt in dieser Ferne bewährt? Haben sich nicht am Allerheiligen Tage unsre Gedanken in denselben

Gegenständen begegnet? und haben wir nicht fast um dieselbe Stunde, der Freundschaft — die ja wohl auch einen Altar unter den Heiligen verdient — durch das Andenken an die Entstehung der unsrigen auf eine ganz zufällige, und eben darum gewiß nicht zufällige Weise gehuldigt? Die Erinnerung jener Zeit hat tiefe Furchen in mein Herz gezogen, und eine Saat von Freuden keimt daraus auf, obgleich mit dem Thau unzähliger Thränen benetzt. So wunderbar nah steht in diesem Leben alles, auch das Verschiedenartigste. Umwindet sich nicht in dem Thau der Thränen gebrochen, das Bild froher Zeiten mit ätherischem Farbenglanz? und wird nicht die Freude schöner durch den Schmerz, und der Schmerz milder durch die Freude, so daß man nicht weiß, ob man die eine auch nur haben möchte, ohne den andern.

Und hab ich nicht auch die freyen Stunden, die ich Dir jetzt widmen darf, hab' ich nicht die genußreichen Augenblicke, die ich mit Deinem Bruder und Deinem Saint-Val in dem Andenken der geliebtesten Freundin und eines mir

ewig theuren Orts zugebracht habe — hab' ich sie nicht eben dem Schmerz zu verdanken, der mich an mein Zimmer fesselt, während die Tante und Kunigunde kaum Zeit finden, sich an und auszukleiden, oder an irgend etwas anders, als an die Erfüllung ihrer gesellschaftlichen Pflichten zu denken? Wie soll ich Dir meine Freude beschreiben, als ich erstlich Deinen Brief, und darin die Geschichte Deiner Liebe las, und dann, wenige Stunden darauf, die lieben Reisenden bey mir sah. Deinen Bruder zu erkennen ward mir nicht schwer. Hat er nicht Deine seelenvollen Augen, Dein dunkles Haar und selbst den Ton Deiner Stimme? Als er mir so gegenüber stand, mit dieser Freundlichkeit um Mund und Wangen, und mit dem stillen Ernst auf der Stirn, der auch Deiner Fröhlichkeit so gut steht, hätt' ich mich fast in seine Arme geworfen, und gesagt: O Antonie, warum kömmst Du als Mann? — Ach meine Freude war zu groß — meine Knie wankten, und ich wäre niedergesunken, hätte nicht Dein Bruder mich aufgefaßt, und zu meinem Sitze zurückgeführt. Die ebben-

den Lebensgeister kehrten schnell zurück. Ich hatte ja so viel zu fragen und zu hören! und beyde sprachen so gern und zärtlich von Dir! Es war ein Trio aus drey gleichgestimmten Herzen, in die Ein Hauch der Liebe wehte — eine Musik der Geister, die mich mehr erfreute, als irgend eine je. Wir waren bald vertraut. Ich berührte Dein Verhältniß mit Saint-Val — da gingen die Flammen der Freude in seiner Seele auf, und sein ganzes Wesen verklärte sich, da er nun frey und offen mit mir sprechen konnte. Mit Thränen in den Augen faßte er meine Hand und sagte; „O Rosalie, Sie kennen sie. Gibt es ein würdigeres Streben, als nach diesem schönen Herzen? oder gibt es ein Glück, das man nicht opfern könnte um diesen Besitz?" — Dann sagte er weiter: „Ich spreche zu Ihnen, wie ich zu meiner Schwester sprechen würde. Ihr Anblick hat mich auf eine wunderbare Weise überrascht. Es ist etwas in Ihrem ganzen Wesen, das mich an meine Schwester erinnert, und mir ihr Bild lebendig vor die Seele ruft."

Ich erröthete, glaub' ich, ein wenig; dann antwortet' ich: „Ihre Schwester, Herr von Saint-Val, gehört seit diesem Morgen zu dem Kreise meiner Bekanntschaften; aber was ich von ihr weiß, überzeugt mich, daß mir diese Vergleichung allzuehrenvoll ist. Mein Bruder hat das Glück gehabt, in Vevay in dem Hause der Ihrigen eingeführt zu werden, und alles was er mir schreibt, hat mir ein großes Verlangen erregt, Ihre Schwester Natalie kennen zu lernen. Als ich seinen Brief las, konnte ich nicht hoffen, daß mir in dem Freunde meiner Freundin der Bruder Nataliens so nah wäre."

Hier nun, liebste Antonie, muß ich Dir Eduards Geheimniß verrathen, das ja, wenn es anders ein Geheimniß seyn soll, in Deiner Brust so sicher als in der Meinigen aufbewahrt liegt. Mein Bruder hat vor wenigen Wochen auf einer Reise um den See Saint-Vals Schwester kennen gelernt. Sie sehen und lieben war Eins. Auch Nataliens Herz scheint sich zu meinem Bruder zu neigen. Da traf es sich nun recht glücklich, daß ihr Vater ein Ju-

gendfreund des Meinigen war. Mein Bruder wurde auf das freundlichste von ihm aufgenommen und zur öftern Wiederkehr eingeladen. Er ist voll schöner Hoffnungen. Die ganze Kraft seiner energischen Seele ist erregt, und wenn das Glück ihn ferner wie jetzt begünstigt, so wird sich ein neues Band um uns schlingen, und ich werde in Eurer Mitte stehn, und Ihr werdet mich umgeben, wie ein Kranz der Liebe, Du und Saint-Val, Eduard und Natalie!

Saint-Val schien durch das, was ich ihm sagte, angenehm überrascht. Seine ganze Seele hängt an Natalien, die, wie er sagte, das Ebenbild einer geliebten, vor wenigen Jahren ihm entrissenen Mutter ist. „Sie ist so gut und sanft, sagte er, daß wenn ein wilder Sinn in mir tobt, und ich an sie denke, der Sturm augenblicklich schweigt. Sie ist die Freude und der Trost meines Vaters; und jetzt hat er sie, nach dem Tode der Mutter, zum erstenmal auf einige Tage verlassen, um mich durch die Gebirge der Schweiz zu der Gränze von Deutschland zu führen. Wollte Gott, sie wäre in Ihrer Nähe, und wir wä-

ren alle vereint!" — Auch ich? fragte Dein Bruder ein wenig erröthend. — „Auch Du, wenn Du willst; erwiederte Saint-Val. Aber ich wette, daß Du uns eher verlassen wirst, als wir Dich."

So ging der Abend unter freundlichen und vertrauten Gesprächen hin. Der Genius der Freundschaft schwebte über uns, und ich vergaß meine Schmerzen in seiner heilsamen Nähe. Ungern sahe ich die Freunde gehn. Doch haben sie versprochen, noch einige Tage hier zu verweilen, und ich werde mich also noch mehrmals des Zusammenseyns mit ihnen freuen dürfen.

Ich höre Wagen fahren. Die Tante kömmt aus dem Schauspiel zurück. Sie darf nicht wissen, daß ich so lange geschrieben habe. Auch bin ich ermüdet. Lebe denn wohl, gute Antonie. Freue Dich des Looses, das Dir einen Freund wie Saint-Val gegeben hat, oder danke vielmehr der weisen Vorsehung eines gütigen Vaters, der gleiche Herzen wunderbar vereint, und oft durch ein Zusammentreffen, welches zufällig scheint, das Glück des Lebens bestimmt. Wenn nicht alles an

dem Menschen lügt, so ist Saint-Val meiner Antonie werth. — Doch genug. Noch einmal lebe wohl und liebe

Deine

Rosalie.

Theodor von Lindau an seine Schwester Antonie.

Obgleich dieses Papier nur das Couvert und der Träger eines andern Briefes seyn soll, den Du viel lieber und eher lesen wirst — wie ihr Mädchen immer das Buch eher als die Vorrede, oder diese meist gar nicht leset — so will ich doch etwas hineinschreiben — wiewohl ich weiß, daß es unnütz ist. Und doch, glaube mir, wirst Du wohl thun, auch mich zu lesen. Denn was wirst Du am Ende aus Adolphs Briefe lernen, was Du nicht schon wüßtest, und besser? Kann ich nicht ohne die allergeringste Gefahr alles in der Welt wetten, daß er Dir nichts als die Geschichte der Rückreise seines Herzens zu Dir gegeben hat, mit schnöder Uebergehung alles

dessen, was vorzüglich wichtig und mit Ruhm zu erwähnen war, der wohlerhaltenen Straßen, der prächtigen Bogenbrücken, der gut bedienten Posten, der bequemen Wirthshäuser; desgleichen der berühmten Männer in Eichstädt, Neuburg, Nürnberg, Erlangen, Coburg, Jena und Weimar, die wir hätten besuchen sollen; der Bibliotheken, die wir nicht gesehen haben — der naturhistorischen und statistischen Bemerkungen, zu denen die Aecker am Wege und die Postillons reiche Gelegenheit geben konnten; mit einem Worte aller der Gegenstände, die eine Nicolaische Reisebeschreibung anziehend und belehrend machen; ja wohl nicht einmal, warum wir hier in E. sitzen, und nicht vielmehr in der mineralogischen Gesellschaft zu Jena, oder der Jablonovskyschen zu Leipzig, oder der naturforschenden zu Halle; auch nicht auf der Sternwarte zu Gotha, oder zu Dresden im grünen Gewölbe, oder in der Gnade Gottes auf dem Harz, oder in dem Himmelsfürsten im Erzgebirge; denn der gute Adolph ist so verkehrt, daß er nichts von dem sieht, was vor ihm liegt,

und nichts weiß, als daß er München, und in München eine artige Geliebte hinter sich gelassen hat, von der ich hier recht viel Gutes sagen würde, wenn sie nicht gerade meine Schwester und die Leserin dieses Briefes wäre. Geläufig wäre mir diese Melodie sonst wohl. Einmal, weil ich mir sie selbst im Stillen oft genug wiederhole; zweytens, weil ich auf dieser ganzen Reise kaum etwas anderes gehört habe. Wahrhaftig, ein treueres und festeres Lieben kann auf dieser wandelbaren Erde nicht gefunden werden. Er war unermüdet in der Nachfeyer jedes mit Dir verlebten Augenblicks; und mehr als einmal fiel er mir um den Hals, und küßte mich und rief aus: O Du glücklicher Bruder! — Wer uns so gesehen, der hätte glauben müssen, ich sey die verkleidete Antonie.

So kamen wir nach O. und unsre erste Frage im Gasthofe war nach dem Fräulein von Alban. Niemand wußte etwas von ihr. Erst nach einigem Herumfragen und Herumschicken kam man auf die Vermuthung, es müsse wohl das schöne Fräulein seyn, das bey der Generalin von

Wallburg wohne: diese sey vor einigen Tagen nach der Residenz gereiset. Nichts konnte uns ungelegner kommen. So sehr ich Rosaliens Bekanntschaft gewünscht hatte — um doch meine Copie mit dem Originale zu vergleichen, und gelegentlich zu verbessern — so hätte ich doch eben so gern meine Reise fortgesetzt, um zur rechten Zeit in Freyberg einzutreffen; aber Adolph war dazu nicht zu bewegen. Er hätte Dir sein Wort gegeben, sagte er, Rosalien zu sehn; wie er denn das rechtfertigen solle? Antonie erwarte bestimmte Nachrichten von ihrer Freundin durch ihn, und das sey ja auch das Einzige, was er Dir von der ganzen Reise mitzutheilen habe. Er hoffe auch bey ihr sich einmal recht über Dich auszusprechen; und dabey komme es auf einen Umweg von einigen Meilen nicht an. — Genug, ich mußte nachgeben; und es wäre mir vielleicht selbst nicht recht gewesen, wenn Adolph weniger darauf bestanden hätte. Es gab in E. so viel für mich zu sehn! so viele Bekanntschaften zu machen!

Oder wäre mir vielleicht an Rosaliens Bekanntschaft doch das meiste gelegen — und etwa noch mehr als Deinem Saint-Val? Wahrhaftig, ich weiß es nicht. Als Saint-Val seine Gründe erschöpfte, und ich stumm am Fenster stand, und in das Schneegestöber hinein schaute, und zugleich in meiner Brieftasche blätterte, kam mir auch das Porträt zwischen die Finger; ich schlug es auf, ohne etwas dabey zu denken, und schaute es eben so gedankenlos an. Da sah mir Adolph über die Schultern, und sagte. Und ist dieser zarte, aus Aether gewebte Seraph nicht eines kleinen Umwegs werth? — Jetzt sah ich erst, was ich in den Händen hatte. Mein Werk belebte sich, und sprach zu mir; aber ich vernahm die leisen Worte nicht, die mich doch mit unwiderstehlicher Kraft zu sich riefen. Da schlug ich das Papier wieder langsam darum, und sagte, ohne mich umzukehren: Du hast recht. Antonie würde es Dir nicht vergeben. —

Eine Stunde darauf saßen wir wieder im Wagen, fuhren auf den häßlichsten Wegen die Nacht hindurch, und kamen diesen Mittag hier

an. Saint-Val hat sich sogleich zum Schreiben niedergesetzt, und da ich nichts besseres zu thun wußte, hab' ich ihm nachgeahmt. Eben läutet man zu Tisch. Hier will ich die nöthigen Erkundigungen einziehn, und vielleicht kann ich Dir diesen Abend schon schreiben, daß das Original zu meinem Conterfey gefunden worden.

Nun, ich habe Rosalien gesehn — und das Bild, mit dem ich mich bis hierher trug, ruht nun für immer in dem letzten Winkel meines Coffers.

Sie ist ohne allen Vergleich schöner als das Bild.

Aber wie seyd ihr Mädchen denn? Wenn ihr einen Engel zur Freundin habt, so sprecht ihr davon mit einer Ruhe — höchstens mit einiger Zärtlichkeit — allerhöchstens mit einiger Sehnsucht. Ist das genug? Kann man von einem solchen Engel geliebt werden, ohne in beständiger Entzückung zu seyn? Wenn sie zu mir sagte: „Ich liebe Dich, Theodor!" wie sie zu Dir sagt; „Ich liebe Dich, Antonie!" —

wahrlich, die Erde wäre mir zu schlecht, um sie je wieder mit meinen Füßen zu berühren.

Gestern sah ich sie; diese Nacht träumte ich von ihr; und noch ist kein Augenblick vergangen, wo ich nicht an sie gedacht, über sie geträumt und von ihr gesprochen hätte. Sie ist der unerschöpfliche Text der Musik meines Herzens. Ihre Gestalt, ihre Worte, der Ton ihrer Stimme, ihr Reden und Schweigen — alles ist Musik an ihr — und die schönste, harmonischste und geistigste, die ich jedesmal vernahm.

Mit Saint-Val bin ich nicht zufrieden. Er ist zu eingenommen, zu partheyisch, um den Werth einer andern recht zu fassen. Er preist sie sehr. Aber was ist das? — Er lobt alles an ihr — wie könnt' er auch anders? — aber er ist nicht so entzückt, so begeistert, so außer sich, wie jeder seyn sollte, der Rosalien gesehen, der sie gehört, der mir ihr gesprochen hat.

Bey unsern gestrigen Nachforschungen erfuhren wir, das fremde Fräulein in der Nachbar-

schaft sey nicht wohl. Wir schickten also unsern Brief hin, und ließen fragen, ob wir aufwarten dürften und wenn? — Sie würde sich freuen, uns mündlich in einigen Stunden danken zu können, war die Antwort. Wir gingen hin um die bestimmte Stunde, und als uns das Zimmer geöffnet wurde, und sie uns sah, stand sie vom Sopha auf, kam uns, mit Deinem Briefe in der Hand, einige Schritte entgegen, faßte mich schnell ins Gesicht, und sagte: Seyn Sie mir herzlich willkommen, Herr von Lindau; Sie hätten mir kein angenehmeres Geschenk bringen können, als den Brief meiner Freundin. Ich danke Ihnen dafür. — Sie sagte die letzten Worte mit größerer Schnelligkeit — und da sie sich eben zu Saint-Val wenden wollte, änderte sie die Farbe, ihre Lippen wurden blaß, ihre Knie wankten, und sie war im Begriff niederzusinken, ehe sie den Sopha wieder erreichen konnte. Da warf ich meinen Arm um sie, hielt sie im Fallen auf, und ließ sie auf den Sopha niedersinken. Sie kam sogleich wieder zu sich, und sagte mit leiserer Stimme, noch

zitternd: „Verzeihen Sie mir den gehabten Schrecken. Die Reise hierher hat einige Schwäche in mir zurückgelassen.“ — Mein Schrekken war groß. Ich hatte sie kaum in das Auge gefaßt, noch geblendet von so vieler Schönheit, als diese zartbeschwingte Psyche schon das feine Gewebe ihres irdischen Genossen zu zerreissen drohte. Die Blässe, welche von ihrer Schwäche zurückblieb, machte sie noch ätherischer. Ein weites, weiches Gewand umfloß den schönen Bau ihrer Glieder. Ueber der gefalteten Krause, die knapp den schlanken Hals umschloß, ruhte wie auf der Krone der Sonnenblume das zierliche Haupt; die blonden vollen Haare waren aufgeschlagen, und sanken wieder zurück über die haltenden Kämme; aus den weiten Aermeln sahen die schmalen Hände wie Lilien heraus, ohne Schmuck von Ringen und Steinen. Und so war ihre ganze Kleidung, höchst einfach, schlicht, und doch unbeschreiblich zierend. Sie ruhte meist mit dem Kopfe auf dem rechten Arm; aber im lebhaftern Gespräch — wie wenn sie

von Dir erzählte — vergaß sie ihre Schwäche, und richtete sich auf; und oft, wenn sie recht innig und recht liebend sprach, hob sie beyde Hände, wie betend, ein wenig in die Höhe, drückte die Arme fester an sich, und schaute aufwärts mit unbeschreiblicher Anmuth. Sie hörte aufmerksam auf alles, was wir ihr von München erzählten; frug nach allem, und weckte emsig alle frohen Erinnerungen an ihr dortiges Leben auf. Mehr als einmal füllten sich dann ihre schönen Augen mit Thränen, die sie zwischen den seidnen Wimpern zerdrückte, und dann schien sie mir einer weißen Lilie gleich, auf die der scheidende Tag sein blasses Roth und seine letzten Thränen wirft.

Wärst Du nicht schon allzu stolz und allzuglücklich in dem Besitze der schönsten und zartesten Liebe, so wollt' ich Dir erzählen, wie sie von Dir sprach, und wie glücklich sie Deinen Geliebten pries. Denn sie sprach offen von Euerm Verhältniß und ohne mädchenhafte Ziererey — und auch Saint-Val sprach zu ihr, wie man mit einer Bekannten spricht. Denn es ist et-

was in ihrem Wesen, das Vertrauen gibt; und ihre offne Miene, ihr klares Aug, die Melodie ihrer Stimme, das reine Wohlwollen ihrer Gesinnungen, und die natürliche Anmuth ihrer Rede — alles das verbannte den Zwang einer ersten Bekanntschaft. Ohne langes Versuchen fand sich die gleiche Stimmung wie von selbst; oder sie hauchte uns vielmehr durch die Harmonie ihres Wesens und durch ihre Gegenwart den rechten Ton und die rechte Weise ein.

Sie fand, daß ich Dir ähnlich sey, recht sehr ähnlich. „Fremde haben das oft gefunden, antwortete ich; und als wir noch Kinder waren, wurden wir selbst von Bekannten verwechselt. Ich möchte wünschen, wir wären noch Kinder, setzte ich unbesonnen hinzu, und erröthete dann über die Albernheit.

Zufälliger Weise ward unsers Zusammentreffens in Starnberg gedacht. Ich erwähnte die Insel, und dann leise ihre Apotheose dort: auch die beyden Freundinnen, sagte ich, fanden sich dort zusammen. — Da ging ein leises Roth über ihr blasses Angesicht, und sie ant-

wortete: „Ich habe vormals dort einige frohe Tage verlebt; und es war immer mein Wunsch, sie einst mit Antonien zu erneuern. Nun hat sie die schönere Freude gehabt, da den Bruder und den Freund zu finden, wo sie mit ihrer Freundin nicht seyn konnte."

Auch auf Clementinen kam die Rede. Ich erwähnte die Scene auf dem Gottesacker, von der wir Zeuge gewesen waren. Da sagte sie: „Antonie hat mir den Tod dieser schönen Braut des Himmels herrlich beschrieben. Gewiß, ein solches Sterben söhnt mit dem Tode aus, und viele schreiten leichteren Herzens über die gefürchtete Kluft, wenn ihnen jenseits ein solcher Engel des Friedens winkt."

Bey diesen Worten fühlte ich mich wunderbar bewegt. Sie klangen mir wie eine Weissagung ihres eignen Verhängnisses. Die Braut des Himmels schien s i e mir. Erst jetzt fiel mir die blendende Weiße ihrer Farbe recht auf, und das bedenkliche Roth unter den Augen, und ihr zarter Wuchs — und es war mir, als schwebte sie, wie ein blasser Engel über dem Grabe, und

senkte den Lilienstengel gegen mich, und zöge mich schwebend ihr nach. Dieses Bild verließ mich nicht mehr. Die Unterhaltung spann sich fröhlicher fort; aber jedes scherzende Wort, das sie sprach, machte mich weicher, und ich war meiner Thränen kaum Herr, als sie beym Abschied sagte: „Eine so glückliche Stunde hab' ich lange nicht gehabt. Es ist dieß auch eine der Freuden, die ich Antonien danke. Da Sie noch hier bleiben, so hoffe ich, Sie werden mir noch öfter Gelegenheit geben, von dieser Freundin zu sprechen, und durch ihr Andenken froh zu seyn."

Wir hatten uns vorgenommen, den Abend im Schauspiel zuzubringen. Es wäre noch Zeit gewesen; aber keiner von uns hatte jetzt Lust. Der Abend war heiter und sternenhell. So gingen wir nach dem Fluß hinab, und an seinen beschneyten Ufern wandelnd, ließen wir unter den freundlichen Sternen das erregte Gefühl bald in lautem Gespräch, bald schweigend fortschwingen, und kehrten erst spät in unsre Wohnung zurück.

Ein ganz unerwartetes Glück erlaubt mir noch länger in der Nähe Deiner Freundin zu bleiben.

Mein erster Gang heute Morgen war zu unserm Gesandten, bey dem ich gestern schon meine Briefe abgegeben hatte. Als ich in sein Zimmer trat, rief er mir entgegen: „Seyn Sie mir gegrüßt, Herr von Lindau! Sie kommen so erwünscht als möglich. Unser Gesandtschafts-Secretär ist mir eben zur Unzeit krank geworden, und ich habe dringende Depeschen abzusenden. Haben Sie die Gefälligkeit für mich, einige Tage hier zu bleiben, und mir bey der Arbeit zu helfen." — Ich wollte einige Einwendungen machen. — „Ich weiß was Sie sagen wollen, fuhr er fort, daß Sie der Geschäfte nicht kundig sind, daß sie die Einwilligung Ihres Vaters nicht haben. Das letztere nehm' ich auf mich; jenes ist unbedeutend; es ist genug, daß Sie französisch wissen. Sie erzeigen mir und meinem Herrn einen angenehmen Dienst."

Gegen diesen Grund war nichts einzuwenden. Saint-Val setzt seine Reise also ohne

mich fort, und ich ziehe heute schon in das Ho- tel des Gesandten, um meine Geschäfte unver- züglich anzufangen. Sieh, so bin ich mit einem- mal eine diplomatische Person geworden, und zwar in doppelter Qualität. Denn kam ich nicht als Dein Botschafter hierher, und ist nicht meine zweyte Anstellung nur ein Nebenzweig der erstern?

Aber wenn Du vielleicht wähnst — was einer Liebenden und einer Freundin allerdings sehr nach läge — ich sey in Rosalien verliebt, so irrst Du. Ich bete sie an, wie man die En- gel und Heiligen anbetet — ich liebe sie, wie man die Mutter Gottes liebt — aber eben dar- um ist jeder andre Gedanke fern von mir. Sa- ge mir, daß ich mein Leben für sie lassen soll, und ich bin bereit; es wäre mir Freude ihre fliehenden Tage durch die meinigen zu erkaufen; ja, es wäre hoch verdienstlich, durch jedes Opfer ihr eine ewige Jugend zu schaffen, damit den Menschen dieses Muster schöner Tugenden blie- be. Es schmerzt mich, daß sie sterblich ist, und daß sie schon jetzt mehr dem Himmel als der

Erde angehört. Aber eben darum bleibt mein Herz frey von jeglicher Leidenschaft, die zu irdisch wäre für ein so heiliges Wesen. Vielmehr wird es still in meiner Seele, wenn ich an sie denke, und ein tiefer Friede geht durch meine Brust, selbst durch den Schlagschatten der Wehmuth nicht gestört, den der Gedanke an ihr flüchtiges Erdenloos in sie hineinwirft.

In einigen Stunden werd' ich sie wieder-sehn; Saint-Val, um Abschied zu nehmen, ich, um mir die Erlaubniß der öftern Wiederkehr zu erbitten. Vorher aber muß dieser Brief geschlossen werden; denn Dein pünktlicher Freund will den Posttag durchaus nicht versäumen. Ich lege noch einige Zeilen an die geliebten Aeltern bey. Küsse Clotilden. Freunde und Verwandte grüße. Du aber, gute Antonie, lebe wohl und liebe

Deinen

Theodor.

Rosalie an ihre Mutter.

Schon seit acht Tagen, meine theuerste Mutter, sind wir hier; aber erst seit gestern bin ich

es inne geworden. Die ersten Tage unsers Hierseyns gingen durch eine Unpäßlichkeit der Tante verloren; denn wir kamen alle von Witterung und Wegen etwas angegriffen hier an. Auch ich mußte dem Vergnügen, die Residenz zu sehn, meinen Zoll entrichten, und mich einige Tage im Zimmer halten. Erst gestern hab' ich einige Besuche geben können; und heute ist es mein erstes Geschäft, Dir, geliebte Mutter, von unsern Einrichtungen und meinen Bekanntschaften Nachricht zu geben.

Ich sage Dir nichts von der Stadt; Du kennst sie, und hast mir sie öfters unter den schönen Städten Deutschlands genannt; auch nach München erschien sie mir so. In den ersten Tagen wohnten wir in einer düstern und unfreundlichen Gegend der Altstadt; da aber die Tante bald inne wurde, daß sie einen längern Aufenthalt hier machen müßte, um zu ihrem Zweck zu gelangen, so haben wir vorgestern den Gasthof verlassen, und eine freundliche Wohnung auf Bellevue bezogen. Hier hab' ich ein kleines angenehmes Zimmer mit einer wei-

ten Aussicht, die im Sommer unvergleichlich seyn muß. Es hatte vormals der Tochter unsrer guten Wirthin angehört, die vor einem Jahre gestorben ist. Als uns die gute Frau unsre Wohnung anwies, und mir dieses Zimmer öffnete, sagte sie mit Thränen in den Augen: „Hier wohnte mein armes Malchen, als sie noch lebte. Dieses sind ihre Geräthschaften; der Flügel, an dem sie oft phantasirte, die Guitarre, zu der sie sang, ihre Bücher und ihre Zeichnungen. Ich habe alles gelassen, wie sie es vor ihrem Tode geordnet hatte. Brauchen Sie es nach Ihrem Belieben.“ Durch diesen Umstand hat das artige Zimmer noch ein höheres Interesse für mich gewonnen, und die gute Mutter, da sie meine Theilnahme an ihrem traurigen Schicksal sieht, behandelt mich mit einer Zärtlichkeit, als ob ich selbst ihre Tochter wäre. Sie hat mir ein Bild ihres seligen Malchens gezeigt, und ich habe sie gebeten, es mir so lange zu leihen, als ich hier wohnen würde. Nun hängt es mir, während ich schreibe, gegenüber, und lächelt mich freundlich und wohlwollend an,

und ich benutze gleichsam unter den Augen der ehemaligen Besitzerin das, was sie in gefälliger Ordnung hinterlassen hat, mit bestem Gewissen und größerer Freude.

Die Stelle am Hof, um welche sich die Cousine bewirbt, ist noch nicht, wie sie geglaubt hatte, erledigt, aber sie wird es bald; und nach dem, was ich höre, ist es wahrscheinlich, daß ihr Wunsch erfüllt werden wird. Mehrere Personen von Einfluß unterstützen ihr Gesuch. Die Tante gibt und empfängt viele Besuche. Ich habe wenig Theil daran nehmen können; und erst gestern, wo ich zum ersten Mal ausfuhr, hab' ich mich der Gesandtin unsers Hofs vorstellen können. Ich ward auf das gütigste empfangen. Diese Dame hatte den seligen Vater ein wenig gekannt, und hatte die Güte nach allen unsern Verhältnissen theilnehmend zu fragen. Auch von München, das sie vor sechs Jahren verlassen hat, mußte ich vieles erzählen, und was ich nur immer von ihrem Vaterlande wußte, an dem sie mit Liebe hängt. Als sie mich verabschiedete, umarmte sie mich mit großer

Freundlichkeit, und sagte: „Ich betrachte Sie als eine Landsmännin, und hoffe Sie oft bey uns zu sehn, und daß uns bald noch ein andres Interesse als das vaterländische vereinigen soll."

Die Tante war mit dieser Bekanntschaft weniger zufrieden, als ich. Es ist wahr, die Botschafterin hatte sie ein wenig vernachlässigt, und mehr mit mir gesprochen; aber das war ja wohl ohne Absicht, und ganz natürlich, da sich zwischen uns so viele Berührungspunkte fanden, die sie mit der Tante nicht hatte, noch haben konnte. Auch ihre Mundart war der guten Tante anstößig — mir aber machte sie eher Vergnügen, da sie so viele angenehme Erinnerungen in mir aufweckte, und mich in das Land versetzte, wo ich sie zuerst gehört, und gelegentlich auch selbst gesprochen hatte. Ich ging recht vergnügt und zufrieden weg, und freue mich auf die nähere Bekanntschaft dieser Dame, die außerdem daß sie jung und schön ist, die angenehmsten Sitten mit der geistreichsten Bildung vereinigt.

Wir machten noch einige andre Besuche von geringerer Bedeutung. — —

So eben kömmt die Tante vom Hofe zurück und kündigt mir an, daß ich morgen mit ihr zur Fürstin fahren soll, die nach mir gefragt und mich zu sehn verlangt habe. Der Tante scheint dieser Befehl nicht ganz angenehm zu seyn. Ich weiß wohl, daß es mir an der Weltübung gebricht, die man in Gegenwart der Großen haben soll; aber alles, was ich von der Fürstin höre, läßt mich hoffen, daß ihre Güte meinen Mangel an Welt übersehen wird. Ist doch ihr Befehl selbst schon ein Beweis ihrer Herablassung; und so will ich auch nicht bange seyn vor einem Besuch, der auf keine Weise von nachtheiligen Folgen seyn kann.

Ich werde diesen Brief erst morgen schließen, und kann Dir also, beste Mutter, den ganzen Verlauf dieser Vorstellung noch mittheilen.

Seit einer halben Stunde bin ich zurück, und habe gerade noch so viel Zeit, Dir, theuerste Mutter, zu schreiben, wie es mir erging.

Es ist alles so gut und besser gegangen, als ich hätte wünschen können. Eine so zuvorkommende Güte hätte mir Muth geben müssen, wär' ich auch noch verzagter gewesen. Ich war es nicht. Ging ich doch ohne Hoffnung und ohne Erwartung hin — nichts suchend, nichts wünschend, nichts fürchtend, als höchstens nicht so zu gefallen, wie man wohl immer geachteten Menschen gern gefallen mag. Aber das steht ja wohl überhaupt nie in eines sterblichen Menschen Gewalt; und warum sollte man sich ängstigen über etwas, was von so vielen Zufälligkeiten der äußern Umstände abhängt?

Schon der Anblick der Fürstin, ihre edle Gestalt, und die durch Freundlichkeit gemilderte Würde ihres Wesens, gab mir Muth. Die Tante stellte mich vor; ich küßte ehrerbietig ihre Hand, und neigte mich tief. „Die Gesandtin Ihres Hofs, sagte die Fürstin, hat mir von Ihnen mit Theilnahme gesprochen. Ich habe erst durch diese erfahren, daß Sie hier sind. Sie hätten mich früher, Sie hätten die Ge-

spielin und Freundin Ihrer Mutter früher besuchen sollen. „Dann setzte sie, ohne eine Antwort abzuwarten, hinzu: sie sey bis in ihr zwölftes Jahr in Frankfurt erzogen worden, und unter ihren dortigen Jugendfreundinnen sey ihr Amalie immer die liebste gewesen. — „Wie geht es ihr? fuhr sie fort. Warum ist sie nicht auch bey uns?" — Ich antwortete, wie es die Sache mit sich brachte. Die freundliche Anrede hatte jeden Rest der Verlegenheit verbannt, und das wohlwollende Andenken an die beste und gütigste Mutter öffnete mir das Herz. Die Fürstin zeigte Zufriedenheit; frug immer mehr, immer theilnehmender; und so spann das Gespräch sich zwanglos fort.—Endlich sagte sie, als ob sie sich an etwas Vergessenes erinnere: „Aber sie sind krank gewesen, gutes Kind. Ich will Sie nicht ermüden. Schreiben Sie Ihrer Mutter, daß Sie mich gesehen haben; grüßen Sie sie von mir, und sagen Ihr, daß ich die guten und frohen Kinderjahre noch in treuem Herzen bewahre. Adieu. Ich hoffe Sie bald wieder zu sehn." — Bey diesen Worten küßte sie

mich auf die Stirn, da ich mich neigte, und entließ mich. Gern hätt' ich ihr noch einmal recht liebend die Hand geküßt.

Ich war recht vergnügt, recht gerührt. Als wir nach Hause zurück fuhren, dankte ich der Tante für die Güte, die sie gehabt hatte, mich zu begleiten und vorzustellen. Die Tante aber scheint die Fürstin nicht zu lieben, und bemerkte, was mir weh that, ich sollte mich durch diese herablassenden Manieren nicht täuschen lassen; das sey immer die Art der Großen bey ersten Bekanntschaften, wenn sie die Menschen gewinnen wollten, um sie dann zu ihren Zwecken zu brauchen; und sie hielten sich über die auf, die das für baare Münze nähmen. — Die Tante hat allerdings viel Erfahrung und Kenntniß der Welt; aber ich glaube, daß mich hier mein Gefühl nicht täuscht, und daß diese Art theilnehmender Güte nicht die bloße Maske der Tugend seyn kann. Unmöglich kann eine solche Zusammenstimmung von Worten, Ton und Mienen ein erlogenes Gaukelspiel höfischer Sitten seyn; oder wenn sie es wäre, wenn Kunst und Uebung

den Menschen so durchaus verfälschen und zur Lüge machen könnte, nun, so will ich mich lieber dem Betruge hingeben, als einen Zweifel nähren, welcher die ersten Quellen meines Glaubens an die Menschen vergiften, den Verkehr der Freundschaft in ein leeres Spiel verwandeln, und alle Freuden, die der Umgang geben kann, in der Wurzel zerstören müßte.

Eine große Freude ist mir in diesen Tagen gegönnt gewesen — ein Besuch von München, und — — von Antoniens Bruder. Er hat mir die angenehmsten Nachrichten gebracht. Da er anfänglich nur hier durchreisen und seine Briefe abgeben wollte, ist er zufällig von dem Gesandten veranlaßt worden, länger hier zu bleiben, um bey der Legation zu arbeiten. — Lebe wohl, theuerste Mutter; man verlangt meinen Brief. Ach, daß ich doch bald, recht bald einen von Dir bekäme mit der so lang, so sehnlich erwarteten Nachricht von dem Tag Deiner Abreise! und daß ich bald, um Dir meine kleinen und großen Freuden mitzutheilen, nicht mehr nöthig hätte zu der Feder meine Zuflucht

zu nehmen, sondern mich in Deine Arme werfen, und Dir mündlich alles was ich fühle und denke sagen könnte. — Noch einmal lebe wohl, und denke an

Deine Dich mit inniger Zärtlichkeit liebende
dankbare
Rosalie.

Eduard an seine Schwester Rosalie.

Nimm zuerst, theure Schwester, meinen Dank für die schnelle Beantwortung meines Briefes, dann für Deine zärtliche Theilnahme an meinem Schicksale *). Ich war ihrer zum voraus gewiß; auch die Besorgnisse konnte ich ahnden, die Dein schwesterliches Herz beunruhigen würden. Du konntest mich nicht ohne Bangigkeit in diesem Meere der Leidenschaft fluthen sehn. Die Heftigkeit, mit der ich in die ungewissen Loose gegriffen, mußte Deine

*) Der Brief, auf den sich dieses bezieht, hat sich in der Sammlung nicht gefunden.

stille Seele erschrecken. Aber kann denn der Mensch, wenn Leben und Tod, oder, was noch mehr ist, wenn alle Seligkeit und alles Elend auf dem Spiele steht, kann er da die Würfel mit ruhigem Herzen fallen sehn? Glaube nicht, Rosalie, daß mir nur das hohe Ziel mit seinen flammenden Kronen vor Augen stehe, oder daß mich ein thörigtes Selbstvertrauen gegen die Gefahr des Mißlingens blende! Ach nein! Ich sehe die Nacht wohl, die am Horizonte lauert, um ihr schwarzes Leichentuch über diese Himmel zu rollen; ich fühle, wie unaussprechlich elend ich seyn könnte — aber ich kämpfe umsonst gegen mein heftiges Gemüth. Gott weiß, wie gern ich alles von seiner Güte erwarten möchte. Hab' ich denn nicht oft um diesen gottergebnen Sinn gebetet — hab' ich nicht oft meine Liebe vor den Thron des Höchsten gelegt? — Aber ich will nicht heucheln — ich will mich nicht selbst täuschen — das Opfer war nur ein scheinbares — eine Bestechung mehr als eine freye Gabe; die Hoffnung wiederzuempfangen, was ich gab, lag in dem Hintergrunde meines Her-

zens. Das ist nicht fromm — ich weiß es nur allzuwohl. — Und doch ist diese Liebe selbst sicher eine fromme Liebe. Fühl ich mich nicht besser in Nataliens Nähe? bin ich nicht freyer in mir selbst, seit ich mich ihr dahingegeben habe? und ist nicht die Huldigung, die ich ihr und ihrer Tugend zolle, eine Huldigung des Unendlichen, der sich in ihr schöner als in irgend einem seiner Werke offenbart? — Und kann man denn das unendlich Liebenswerthe mit beschränkender Mäßigung lieben? oder kann ich mich mit dem Gedanken befreunden, die aufzugeben, in der ich allein zu leben meine?

Eine Reihe von Tagen ist vergangen ohne Nachricht von ihr. Oft bin ich voll banger Unruhe. Aber immer siegt die Hoffnung ob und das frohe Vertrauen auf den glücklichen Anfang meiner Liebe. Alles war ja so voll guter Vorbedeutungen! Es kam mir ja alles so günstig entgegen! Nach solchen Hoffnungen wäre die Täuschung doch allzu grausam!

Rutland hat an Miß Beresford geschrieben; aber die Antwort bleibt aus. Lange darf

diese Ungewißheit nicht dauern. Sobald ich höre, daß sie nach Lausanne zurück sind, eile ich dort hin, und werbe um Nataliens Hand. Sie wird mich nicht verschmähen. Ihr Vater wird den Sohn seines Freundes nicht von sich weisen.

Oft wenn meine Hoffnung mit vollen Segeln geht, wenn ich mir die schönen Tage meiner beginnenden Liebe zurückrufe, und meine Wünsche noch schönere daran knüpfen — o Rosalie, dann bin ich so glücklich, als ob schon alles besiegt und alles erfüllt wäre.

Ob schon sie fern ist, leb' ich doch mit ihr in einer seligen Gemeinschaft. Sie flieht meine Nähe nicht, und wie in alter frommer Zeit schützende Engel die Träume der Gläubigen verschönerten und heiligten, so erscheint sie meinen Wünschen im Traum und im Wachen. Aus dem blauen Himmel neigt sich ihr Bild zu mir; es schwimmt in den Flammen der Abendröthe, und blüht in den Gärten des gestirnten Himmels, so daß ich wähne, es müßte meine Worte vernehmen und meine Bitten verstehn.

Und versagt mir bisweilen die Phantasie eigensinnig den Dienst, und schwankt das Bild in nebelnden Umrissen, so tönt doch die Stimme der Geliebten in der Tiefe meiner Seele, wie Aeolsharfen aus dunkeln Grotten ihre wunderbaren Accorde durch die Nacht senden — und ich rufe mir dann jedes ihrer Worte zurück und ihre Bewegungen; bis sich aus Tönen, Worten und Bewegung das Bild webt, und lebendig vor mir steht, und meine Sehnsucht zugleich stillt und entzündet.

So wie mein Geist jetzt angeregt ist, so hinweggerissen von dem gemeinen Pfade des Lebens, erscheint mir die Gegenwart so leer, daß ich mich wie von einem öden Strande hinweg auf die heiligen Berge des Alterthums gerettet habe. Von hier aus sehe ich froher und glaubiger in die Welt, als aus den dumpfen Thälern der gegenwärtigen Zeit, und dem Himmel näher entfaltet mein Geist in der Gemeinschaft der großen Menschen seine Schwingen mit größerer Kraft.

Wie dank' ich es meinem edeln Freunde, mir seinen Plutarch gerade jetzt in die Hände gespielt zu haben!

Wenn es mir je begegnen sollte, an der Menschheit zu zweifeln, oder wenn die Zeiten noch tiefer herab kommen, und der trotzige Eigennutz, die gemeine Selbstsucht, die niedrige Wollust alle Thronen der Tugend einnehmen sollte; dann will ich immer in jene Morgenwelt zu dem heiligen Grabe jener Helden pilgern, und in ihr den tröstenden Glauben beleben, daß ein guter Geist über jedes irdische Verhältniß obsiegen könne.

Mit größerer Erbauung sind diese Leben wohl seit langer Zeit nicht gelesen worden! O ihr großen und erhabnen Menschen, so war doch die Wirkung eines schönen Lebens nicht auf die kurze Spanne beschränkt, auf der ihr handeltet, oder auf den kleinen Raum der Zeit, den ihr bis zum Grabe durchlieft. Ihr steht noch jetzt da in eurer Herrlichkeit, und entflammt in empfänglichen Seelen eine höhere Liebe zur Tugend, und empfangt dafür das reine Todten-

opfer freudiger Thränen, die das entzückte und erhobne Gemüth eurer Größe weint. Mit unbeschreiblicher Lust und Rührung schaue ich in euer Thun und Wesen hinein, und richte mich an eurer Erhabenheit mit frischem Muthe auf. Zwar habt ihr auch nach menschlicher Weise gewankt; aber indem ihr der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur euren Tribut bezahlt, beglaubigt ihr eben dadurch den Ruhm eurer Tugenden noch mehr, und leicht werden eure Flekken von der größern Masse des Lichtes getilgt. Darum machen mich diese in dem Glauben an eure höhere Natur nicht irre, ob es mich gleich schmerzt, daß auch an dem herrlichsten Leben Mängel haften, die dem gemeinen Trosse der Menschen ein Vorwand der Geringschätzung sind. Aber diesem wäre auch das reinste nicht rein. Ich weiß nicht, ob ich ein guter Geschichtschreiber seyn würde, aber so viel weiß ich, daß ich die wie die Sünde hasse, die mit ruchloser Neugier auf jedes Gebrechen großer Menschen lauern, und das Größte so gemein zu machen wissen, daß der schlechteste ihrer Leser und sie

selbst meinen, sie könnten dasselbe. Solche Geschichtschreiber sind die Pest der Menschheit; und ihre Ansicht der edeln menschlichen Natur — die sie uns als feine Menschenkenntniß aufbringen, aber die nur das misgeborne Kind des armseligsten Neides ist — das ist die wahre Sünde gegen den Geist Gottes, der ja eben zum Troste der Menschheit und zur Stärkung des wankenden Glaubens in einzelnen großen Erscheinungen offenbar werden will.

Miß Beresford hat endlich geschrieben. Aber ach! sie reicht mir in dem Becher desselben Briefes den berauschenden Trank eines frohen Glaubens, und das Gift furchtbarer Zweifel.

Natalie liebt mich, ich kann nicht mehr zweifeln. Ihr Herz ist mein. Aber in dem Augenblick, wo ich nach ihrer Hand fasse, um das sichere Ufer zu gewinnen, tritt vielleicht ein fremdes Schicksal dazwischen, und das höchste Glück des Lebens wird mir vielleicht gezeigt, damit ich es schmerzlicher verliere.

Folgendes ist der kurze Inhalt des Briefs:

Die Geschäfte, welche den Baron nach Bern führten, zogen sich wider Vermuthen in die Länge. Einige Papiere, die er dort zu finden gehoft hatte, mußten von andern Orten her erwartet werden; ein Hauptinteressent, ohne den sie nicht abgeschlossen werden konnten, war durch Krankheit auf der Reise verspätet worden; und so hatte er einen Tag um den andern zugeben müssen. Um bequemer zu seyn, hatte er in dem Hause eines Freundes eine Wohnung angenommen. Dieser Freund, ein edler und reicher Patrizier, seit langer Zeit durch einen gegenseitigen Austausch von Dienstleistungen mit Nataliens Vater verbunden, sieht sie täglich, faßt Neigung zu ihr, und sucht bey dem Vater um die Hand der Tochter nach. Der Vater, indem er das Herz seiner Tochter für frey hält, und hier eine recht erwünschte Gelegenheit sieht, einen bewährten und edeln Freund durch seine Tochter und diese durch ihn glücklich zu machen, und zugleich den eignen Vorsatz, sich künftig in der Schweiz niederzulassen, auf die angenehmste Weise in Erfüllung zu bringen, er-

greift diesen Antrag und gibt mit geringer Einschränkung sein Wort. Nataliens glaubt er gewiß zu seyn; denn die Verlegenheit, in der er sie dem bewerbenden Freunde gegenüber bisweilen gesehen hatte, und die Aeußerungen ihrer Achtung gegen seinen Charakter, hatte er fälschlich als Zeichen der Liebe gedeutet. Er eilt zu ihr, und theilt ihr den Antrag mit dem ganzen Enthusiasmus seines feurigen Wohlwollens und seiner Freude mit. Diese Lebhaftigkeit macht sie bestürzt. Sie kann es nicht über sich gewinnen, den freudigen Hofnungen des gütigsten Vaters das Bekenntniß ihrer eignen Gesinnungen entgegen zu setzen. Sie erklärt also, daß sie seinen Freund achte und seinen Antrag ehre, in diesem Augenblick aber außer Stand sey eine Antwort zu geben. Sie bat um Aufschub. Der Aufschub ward zugestanden, und beyde Freunde reisten nach Freyburg, um dort eine Sache zu betreiben, die mit dem Geschäfte des Barons im Zusammenhang stand. Jetzt warf sich Natalie in die Arme ihrer Freundin. Sie gestand ihr alles, auch was sie sich selbst bis jetzt noch

nicht gestanden hatte. Sie tadelte sich bitter über ihre lange Verschwiegenheit, aus der nun dieses unselige Misverständniß entsprungen sey, und die schmerzliche Nothwendigkeit, die frohen Hofnungen des gütigsten Vaters zu zerstören, der den Gedanken einen Freund zu erfreuen mit der größten Lebhaftigkeit ergriffen habe. Auch um meinetwillen klagte sie sich laut an, daß sie vielleicht, statt mir mit Liebe zu lohnen, nur Leiden bereite, während sie bey der günstigen Stimmung ihres Vaters für mich bey mehr Entschlossenheit und Vertrauen alles hätte gewinnen können. Sie sey jetzt in einer ganz hülflosen Lage, und müsse entweder ihren Vater betrüben, oder zur Verrätherin an ihren theuersten Wünschen werden. Obgleich der zugestandene Aufschub unbestimmt sey, so kenne sie doch die Ungeduld ihres Vaters zu gut, um nicht zu wissen, daß er ihre Antwort bey seiner Zurückkunft erwarte, und sie werde sich dann, wenn schon bang, ihm ohne Aufschub zu Füßen werfen, ihm ihre Liebe gestehn, und seine Verzeihung erflehen. Sie fürchte eben so sehr die Heftigkeit ih-

res Vaters, als sie auf seine Güte rechne; und ob sie schon überzeugt sey, daß er sie durch eine erzwungene Einwilligung nicht werde zu Grunde richten wollen, so wisse sie darum doch noch nicht, ob er ihre Liebe begünstigen werde.

So lautet der Bericht, der mich in unbeschreibliche Verwirrung setzt.

Rutland will, daß ich sogleich nach Bern gehe. Auch mir scheint dieß gut. Meine Unruhe erlaubt keinen Aufschub. Aber wenn der Baron noch nicht zurück wäre? Würde es nicht scheinen, als hätte ich seine Tochter zum Ungehorsam gereizt — und würde nicht auch ein Schein der Schuld auf Natalien fallen, sie, die so unschuldig und die kindliche Ergebenheit selbst ist?

Besser also ist's, ich suche den Vater selbst in Freyburg auf, und komme einer Erklärung zwischen ihm und Natalien zuvor. Wenn er zürnt, so mögen alle Stürme über mich ergehen. Sie soll nicht leiden um meinetwillen. — O wie werden diese Ungewitter endigen!

Lebe wohl theure Schwester. Sobald mein Schicksal entschieden ist, und es muß in wenigen Tagen entschieden seyn, erhältst Du Nachricht von mir. Bitte den Himmel, daß er Deinen Bruder nicht allzu unglücklich werden lasse.

Eduard.

Aus Rosaliens Tagebuch.

d. 2. December.

Es ist so still und einsam um mich her. Die Nacht wandelt leise über die Welt, wie der Mond über den Himmel, und die ganze Natur schlummert unter ihrem breiten, weißen Leichentuch dem Morgen entgegen. Warum ist es denn in mir so laut? warum kehren meine Blicke so schüchtern und ängstlich von den weißen Feldern zurück, als ob sie den Anblick umgehender Geister scheuten? Meine Einbildungskraft ist furchtbar erregt. Unruhig sucht sie meine Mutter auf und meinen fernen Bruder. — Ach alles ist f e r n was mich liebt! — und ich forsche umsonst und frage: „O ihr Lieben, hat Euch ein Uebel betroffen, daß Ihr

nach mir verlangt, und Euer Andenken sich so ängstlich an mein Herz legt, und meine kranke Brust so schmerzlich beengt? Mit immer steigender Angst durchläuft mein Geist die ganze endlose Reihe möglicher Gefahren. Ich sehe meine Mutter mit dem Tode ringend, Antonien eingesargt, meinen Bruder von rollenden Felsen erschlagen, oder im Kampf mit den Wellen des Sees. — Wie mag ich diese Unruhe stillen? Das Schreiben versagt den gewohnten Dienst. Nur an einem liebenden Herzen würde ich Ruhe finden. Aber meine Arme öffnen sich umsonst. Keine bekannte Gestalt kömmt ihnen entgegen; kein freundlicher Ton bespricht mit wohlthätigem Zauber den Aufruhr meiner geängsteten Brust. Ach Rosalie! wie lang wird noch diese Verlassenheit dauern?

den 3ten December.

Ich ging noch lange in meinem Zimmer auf und ab. Meine Besorgnisse, die mir Ahndungen schienen, quälten mich fürchterlich. Der Mond, der am unbewölkten Himmel hing, er-

schien mir wie das blasse, eingesunkene Gesicht eines Todten. So mich ängstigend warf ich mich endlich auf den Sessel am Flügel; meine Hände berührten die Tasten unbewußt, und ich hatte eine ernste, einfache Weise schon einigemal wiederholt, als ich erst wahrnahm, daß es stiller und ruhiger in mir ward. Ich spielte fort. Der Krampf meiner Brust löste sich: ich konnte weinen und beten. Ach so war doch Ein liebendes Herz da, an das ich mich vertrauensvoll werfen konnte! Ich betete still in mich hinein; die düstern dumpfen Nebel zerstreuten sich; ich fühlte Vertrauen, Trost und Ergebung in den Willen des Ewigen. Ach warum verzagt denn mein thörigtes Herz so oft? warum vergißt es so oft, daß alle seine Seligkeit in dem Schoose eines gütigen Vaters ruht, und daß es nie verlassen ist, wenn es zu ihm sich kehrt, und zu ihm, der die Herrlichkeit des Vaters verließ, um liebend und lehrend den verzagenden Menschen zu den unversieglichen Quellen des Trostes zurückzuführen?

den 8ten December.

Ich erwachte mit dem dämmernden Tag, und trat an das Fenster, um die ersten Strahlen der Sonne zu begrüßen, die mit zartem Roth die fernen Höhen besäumte. Bald stieg sie selbst herauf an dem blassen Himmel, und schoß ihre flachen Strahlen über die beschneyte Flur, und spielte um die beduſteten Bäume, die, in dem neuen Winterschmuck, ihre Arme zum Himmel erhoben. Da war es mir, wie die einfarbige Flur mit ihrem mannichfaltigen zarten Schmuck ausgebreitet vor mir lag, als sey sie der Saum des Gewandes, das den Ewigen umhüllt, und von den Himmeln herab über die Erde schwebt. Und wie ich so in dem Fenster lag, den Kopf auf den Arm gestützt, und meine geblendeten Augen mit der Hand bedeckte, da stand alles noch glänzender und schöner vor meiner Seele, und ich sagte mit dem göttlichen Dichter: Herr mein Gott, Du bist sehr herrlich; Du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist Dein Kleid, das Du anhast. Du breitest den Himmel wie

einen Teppich aus. Du wölbest oben mit Wasser; Du fährst auf den Wolken, wie auf einem Wagen, und gehst auf den Fittigen des Windes. — Dann sagte ich zu mir selbst: Und was ist denn die Erde mit aller ihrer Herrlichkeit; was sind denn die Lichter der Nacht und das strahlende Gestirn des Tages gegen ihn, der sie hervorrief aus dem Nichts, damit sie dem blöden Auge des armen Menschen seine Herrlichkeit kund thäten? Nur der Schatten des Unendlichen ist diese glanzvolle Welt, nur der blasse Wiederschein dessen, den kein sterblicher Geist fassen, den er nur fühlen und anbeten kann. Aber in diesem freundlichen Lichte, das seinen Himmel umzieht, in diesem blauen Azur, das sich so mild um die Erde legt, in aller der freundlichen Herrlichkeit, die früh und spät unsre Blicke erfreut, tritt er unserm Herzen näher, und ruft uns zu dem Anschaun seiner Werke, bis unser inneres Auge hinlänglich erstarkt ist, um ihn selbst zu sehn von Angesicht zu Angesicht, und ohne Unterbrechung der unaussprech-

lichen Seligkeit zu genießen, die wir jetzt nur in einzelnen Momenten ahnden.

---

den 10ten December.

Recht heiter hatte ich den gestrigen Tag begonnen und mit geringeren Schmerzen. Aber ach! der Rest des Tages war traurig. Keine Freude kam in mein Herz. Die Tante war nicht wohl, und sehr übel gestimmt. Ich mußte viel Bitteres hören über Lindaus Besuche, über mein Verhältniß zu der Botschafterin, wo er jetzt wohnt, und die Güte der Fürstin gegen mich. Mutter und Tochter wetteiferten ihre Pfeile gegen mich zu schärfen, und die Ruhe, die ich ihnen entgegenzusetzen suchte, schien ihnen stolze Verachtung oder Bewußtseyn der Schuld. Ich muß hier wohl Verzicht auf Wohlwollen thun. So schlimmen Deutungen weiß ich nicht zu begegnen.

Ich bin tief betrübt. Ist es nicht schon traurig genug, daß die, welche mir zunächst sind, von denen ich, als den nächsten Verwandten meines Blutes, Liebe hoffen könnte — so schlimm

von mir denken? warum sollen auch andre mit diesen Gesinnungen erfüllt werden? In der Gegenwart des Leibarztes selbst fielen so bittere und deutliche Anspielungen, daß der würdige Mann seine Blicke verwundert und forschend auf mich richtete. Ich fühlte daß ich erröthete, und ich mochte vielleicht das Ansehn der Schuld haben. Doch war seine Miene wohlwollend und zweifelnd. Da konnt' ich mich der Thränen nicht enthalten. Ich verhüllte mein Gesicht und eilte hinweg. Mein Innres war heftig empört. Scham, Verdruß, Unwille kämpften in mir. Ich ging unruhig in meinem Zimmer umher. Bald sprach ich laut mit mir selbst, bald weinte ich — dann fiel ich ermattet vor meinem Sopha nieder, und bat Gott diesen Aufruhr meiner Seele zu stillen. Meine Thränen flossen reichlicher und mein Herz ward erleichtert. Die ungestümen Wogen legten sich. Aber als ich aufstand zitterten meine Knie, meine Augen verdunkelten sich; ich mußte zum Fenster eilen um Luft zu schöpfen. Der Tag war trübe gewesen und stürmisch; jetzt war der Himmel hei-

ter und mit Sternen besät; und es war mir, als ob er mit unzähligen liebenden Augen herabschaue auf die tief umflorte Erde, und als ob die Liebe des allgütigen Vaters durch sie in mein Innres strahle und die Nebel des Unmuths zerstreue. Da faßte ich Muth und kehrte in das Zimmer der Kranken zurück.

Der Arzt war weg; die Tante allein. Ich näherte mich leise ihrem Lager, kniete nieder und sagte: „Ach gnädige Tante, wenn ich irgend etwas gefehlt habe, so ist es zuverlässig ohne die Einstimmung meines Willens geschehn. Ach ich möchte Ihnen ja gern Freude machen, und es thut mir ja weh, wenn dieser Wunsch unerfüllt bleibt.“— Die Tante antwortete nicht, aber sie ließ es geschehn, daß ich ihre Hand nahm und küßte. Erst nach einiger Zeit zog sie sie zurück und sagte ohne Zorn: „Es ist gut, Rosalie. Geh auf Dein Zimmer. Ich habe Ruhe nöthig. Jusqu' à demain.“

Ich kam betrübt zurück; die grausame Kälte der Tante schnitt mir durch die Seele. — Als mir meine gute Nanny Licht brachte, verweilte sie

ein wenig und sah mich mit forschenden Blicken an. Sie mochte die Spuren meines Weinens sehn. Ich bemerkte, daß ihr die Augen übergingen und daß sie Lust hatte zu sprechen, und bald hätte mich ihr gutes, theilnehmendes Gesicht in meinen Vorsätzen wankend gemacht. Doch siegte der bessere Sinn, und ich sagte: Geh, gute Nanny, laß mich allein — ich habe nothwendig zu schreiben. Hast Du etwas nach München zu bestellen, so sprich. — Da drückte sie meine beyden Hände an ihren Mund und heiße Zähren fielen darauf, und sie sagte: Ach mein gutes, gnädiges Fräulein — ich sehe wohl, daß Sie Ihren Kummer verbergen und nicht reden wollen. Ich bin zwar nur ein gemeines Mädchen, aber ich liebe Sie doch mehr, und denke besser gegen Sie als manche vornehme Leute. Es ist unverantwortlich — Nun, Gott segne Sie, und erhalte Sie uns — — Sie wollte noch mehr sagen, aber ihre Thränen wurden so heftig, daß ihre Stimme erstickte, und sie küßte meine Hände noch einmal mit Heftigkeit, und ging hinaus. — Die Anhäng-

lichkeit dieses guten Mädchens rührte mich tief. Sie soll auch nie über mich klagen dürfen, so lange ich lebe. — Ach ich weiß wohl, warum sie so weinte, als sie sagte: Gott erhalte Sie uns — —

Kunigunde von Wallburg an Louise von Breschot.

Heute, ma chère Louise, schreib' ich Dir aus bloßer Ungeduld, und um meinen Verdruß zu vergessen. Mama ist nicht wohl, und da hört das Schelten und Befehlen nicht auf; und ich muß zu Hause sitzen und Grillen fangen, statt bey der Gräfin Penitz den Thee zu trinken. Und doch könnte das, was ich besorge, eben so gut von den Leuten besorgt werden. — Wofür sind sie denn da? — oder von meiner gnädigen Cousine, die ja mit ihrer Weltweisheit sich wenig um die irdischen Freuden bekümmert. Nun sie thut schon wohl daran, zum schlechten Spiel

gute Miene zu machen. Wären ihr nicht die Thüren des Hofs verschlossen, so würde sie wohl von ihrer philosophischen Erhabenheit zu uns Weltkindern herabsteigen. Die Fürstin läßt sie bisweilen zu sich kommen — ich weiß nicht warum. Aber da solltest Du sehn, wie vergnügt sie zurückkömmt! wie sie die Freundlichkeit und Güte der Dame rühmt! wie ihr die Thränen dabey in die Augen kommen! Die gute Cousine ist einfältig genug, jedes Compliment für baare Münze, und jedes gnädige Wort für eine Erklärung der Freundschaft zu halten. Zu belehren ist sie auch nicht. Sagte sie doch neulich, sie wolle immer lieber an die Aufrichtigkeit als an die Falschheit glauben. Man wäre ja, wenn man sich auch irrte, doch viel glücklicher dabey. — Bien au contraire, antwortete Mama, die in unaufhörlichem Kriege mit ihr ist — bey dem Glauben an die Aufrichtigkeit der Menschen wird man betrogen, das heißt, unglücklich gemacht. — Uebrigens hat sie auch ihre Geheimnisse so gut wie wir andern. Da ist ein junger Herr von Lindau hier, bey der

baierischen Gesandtschaft, denk' ich, ein schöner Mann, in den ich mich mit seinen schwarzen Augen und seinem krausen Kopfe wohl selbst verlieben könnte; der ist immer über den andern Tag bey ihr. Sie sagt auch ganz frey, er sey ein sehr liebenswürdiger Mann, und seine Gesellschaft sey ihr doppelt angenehm, weil sie von seiner Schwester und von München mit ihm sprechen könne. — O die Vaterlandsliebe ist eine schöne Sache — und eine Schwester ein so anständiger Vorwand — und die Freundschaft überhaupt ein so gültiger Paß in dem Lande der Liebe.

So könnte ich auch jetzt recht gut einen Bruder brauchen. — Erräthst Du mich, chère Louise? — Aber was könnte Dir denn verborgen bleiben, die Du immer die Vertraute meiner geheimsten Gedanken gewesen bist? — Wisse denn — nur verrathe mich nicht — wisse denn, daß ich in den Flammen einer neuen Liebe stehe, hell lodernd, bis über den Kopf. Ach mein Herz hatte es mir wohl gesagt, als wir hierher reisten, daß es an einem so glänzenden Hofe nicht

müßig bleiben würde. So geschah es denn auch gleich in den ersten Tagen, daß ich die Bekanntschaft des Lieutenant O Nellery machte, eines Blondin, so schön und schlank, als ich nie in meinem Leben gesehen habe. Er legt etwas Roth auf, und dann sieht er wie ein Engel aus. Ueberhaupt steht ihm alles gut. Unser Handel ging ziemlich rasch. Er kennt Berlin. Das knüpfte zuerst ein Band. Während des Gesprächs besah ich einen seiner Ringe; er zog ihn ab, damit ich ihn bequemer sehen könnte — es war ein Herkules mit dem Rocken — und als er ihn zurücknahm, drückte er mir die Spitzen der Finger. Ich erwiederte den Druck ganz flüchtig, und mit gesenkten Augen — dann thaten einige Blicke, einige unterdrückte Seufzer das weitere — genug, noch an demselben Abend lag er zu meinen Füßen. Wir sehn uns fast täglich, am Hof, im Theater, auf Bällen, in den Assembleen, bisweilen bey uns — und wenn wir uns nicht sehen können, schreiben wir einander. Er ist unendlich geschickt und weiß

tausend Mittel, um ein Briefchen zuzustecken oder eines von mir zu erbeuten.

Aber Carl? sagst Du. Nun, Carl muß es eben nicht wissen, und ich bleibe ihm auch gut, und schreibe ihm von Zeit zu Zeit. Was kann man in einer solchen Entfernung mehr thun? Ich denke, er wird auch nicht immer seufzen und nach seiner Gundel schmachten. Und dann — laß uns aufrichtig seyn — gibt es wohl ein größeres Vergnügen, als zwey oder drey Liebschaften auf einmal im Gang zu erhalten; hier die Fäden anzuziehn, sie dort zu verlängern; alles in einander zu wirren — Eifersucht, Zwist und Versöhnung, ein ganzes Drama, auf einmal spielen zu lassen? Diese Grundsätze sind etwas ketzerisch, ich weiß es wohl; aber darum gehören sie auch zu den Mysterien der Freundschaft, in welche die profanen Augen der Männer nicht blicken dürfen. Und gesteh es nur selbst, ist nicht eine Liebe, die sich mit unverbrüchlicher Treue und thränenvollem Schmachten nährt, die langweiligste und einförmigste aller möglichen Ergötzlichkeiten?

Die Hauptsache um derentwillen wir hier sind, ist noch immer nicht recht vorgerückt. Die Hofleute versprechen in's Gesicht goldene Berge, hinter dem Rücken aber thun sie nichts, oder wohl gar das Gegentheil. Die Mama ist darüber sehr übler Laune. Indeß gebe ich die Hoffnung noch nicht auf. Der Fürst will mir wohl — und, was an mir liegt — ich kann gehörigen Orts so gut schmeicheln, als irgend eine.

Apropos, mein blonder O—Nellery ist auch Dichter. Er hat eine Menge beissender Epigrammen gemacht auf die meisten Damen des Hofs, auch einige Portraits, unter andern eines auf eine ehemalige Geliebte, mit der er um meinetwillen gebrochen hat. Er sagte es mir in einer Gesellschaft in's Ohr, und da das Original nicht weit davon saß, und ich Zug für Zug mit dem Bilde vergleichen konnte, so starb ich fast vor ersticktem Lachen. Die Gesellschaft sah ein wenig auf uns, und ich werde ihn bitten, künftig etwas behutsamer zu seyn. Auch Charaden macht er, die ungemein witzig sind, meist

auch auf bekannte Personen, die er dann in der ersten und letzten Sylbe und wieder im Ganzen nach dem Leben conterfeyt. Er kann, was er will, und ich habe durch ihn in wenigen Stunden mehr von dem Hof und der Stadt erfahren, als ich wohl sonst in einem ganzen Jahre gelernt hätte.

Lebe wohl, chère Louise! Die Mutter hat schon während den letzten drey Zeilen dreymal nach mir geschickt. Kann ich nicht einmal einen Augenblick ungestört mit meiner Herzensfreundin plaudern? — Da kömmt die vierte Gesandtschaft! Nun ist es Zeit. Lebe wohl und liebe

Deine

Kunigunde v. W.

Indem ich siegeln will, erhalte ich Deinen Brief mit den Mustern. Aber um Gottes und seiner Heiligen willen, Louise, wo denkst Du hin? Was Du mir da als die neuste Mode von Berlin schickst, ist ja hier schon längst auf und abgetragen. Es ist eben das Neuste bey unsern eleganten Stubenmädchen. Bist Du denn so ganz aus der Mode gekommen?

Daß mir Karl einen Besuch en passant hier zugedacht hat, ist ja recht artig. Grüsse ihn von mir, und sage ihm, ich freute mich außerordentlich, ihn wieder zu sehn. Von dem übrigen — chut! Ich will für ihn thun was ich kann. Es müßte ja schlimm seyn, wenn ich nicht auf einige Tage den Blonden und den Braunen unter einem Joche zusammenhalten könnte. Vive l'intrigue!

So eben kömmt von der baierischen Botschafterin eine Einladung an meine hochadlige Fräulein Cousine, den Abend bey ihr zuzubringen — wo ja wohl Herr von Lindau auch nicht weit seyn würde. — Diese aber — lies und erstaune! — diese läßt sich entschuldigen, weil sie ihrer kranken Tante Gesellschaft leisten wolle. Nun, wenn eine solche Haupt- und Staats-Action kein Aufsehn macht!

Aus Rosaliens Tagebuch.

Ich höre immer so viel Böses von andern sprechen, und diese Gespräche mit einem solchen Ei-

ser verfolgen, daß ich mannichmal glauben möchte, das Interesse, was die Menschen an einander nehmen, sey öfterer ein feindliches, als ein wohlwollendes. Und die, welche sich diesem Interesse dahingeben, verfallen dabey in den sonderbaren Irrthum, daß sie zu steigen meinen, indem sie andere herabwürdigen. Es geschieht aber gerade das Gegentheil. Die Opfer, die man sich selbst und seiner Eitelkeit bringt, erniedrigen gewiß, während die uneigennützige Liebe zu andern, das freye Hingeben des eignen Willens, die Aufopferung dessen, was die Eigenliebe begehrt, das Gemüth unbezweifelt erhebt. Der Preis ist hoch; aber was dafür erkauft wird, ist durchaus unschätzbar.

Während die Menschen sonst alles für sich gewinnen wollen, kennen sie doch keine größere Lust, als sich selbst zu verlieren. Oder wie soll man das rastlose Jagen nach Zerstreuung anders nennen? Wie würden wir zürnen, wenn andere uns so flöhen, oder unsern Umgang so vermieden, wie wir selbst thun?

ine gute Musik versetzt mich in einen Frühlingsgarten, wo aus allen Zweigen Blüthen treiben, von mannichfaltigen Farben und Wohlgeruch, und so schnell und dicht, daß nur wenige sich entfalten können, bis die ganze Luft und die ganze Erde umher ein duftendes Blüthenmeer ist.

Eine verständige belehrende Rede ist wie ein Gang in Geschäften; die Poesie allein, wie ein frohes Lustwandeln unter heiterm Himmel; aber die Poesie von der Musik getragen ist einer Wasserfahrt vergleichbar, wo du lind hingleitest auf dem mächtigen blauen Strom, den crystallnen Himmel über und unter Dir, romantische Ufer zu beyden Seiten, Felsen mit Epheu umwebt, und schlanke Bäume, einströmende Bäche, geheimnißvolle Thäler, graue Burgen, lachende Dörfer, und Freude und Jubel überall — und alles wiederstrahlend aus den Tiefen, und wiedertönend von den Echo's der Berge.

Es ist doch nichts was mich immer von neuem mit einem solchen Staunen erfüllt, als zu sehn, mit was für gemeinen und geringen Mitteln die wunderbarsten Dinge hervorgebracht werden. Ein todtes Metall von einem andern Metall berührt; ein durchlöchertes Rohr, durch das ein menschlicher Athem zieht; einige getrocknete Därme auf ein schlechtes Holz gespannt und mit Haaren gerieben — das ruft aus dem Reiche der Lüfte die Geister der Harmonie herbey, und entführt die Seelen ihren Leibern, daß sie schon hier den Zusammenklang der himmlischen Chöre zu vernehmen glauben. Aus Steinen, Holz und Kalk erhebt sich ein Tempel, der mit seinen weitschweifenden Hallen, seinen mächtigen Säulen und seiner stolzen Kuppel Jahrhunderte hindurch zur Anbetung des Ewigen einladet, dessen würdige Wohnung er ist. Auf schlechter Leinwand schaffen die Haare eines gemeinen Thieres mit weniger Erde eine Welt von Gestalten und Farben schöner als irgend eine Wirklichkeit sie gibt; — und so bey vielen andern Dingen, welche das Gemüth bewegen

und heiligen; nicht anders, als sey die Kunst, ja die ganze Natur, ein Symbol der menschlichen Natur, und eine Hindeutung, daß die göttliche Herrlichkeit nicht verschmähe, auch in der schlechtesten Hülle zu wohnen, und daß das gemeinste Gefäß durch die köstliche Gabe, die es bewahrt, veredelt und geheiligt werden könne.

Wenn ich mich in diesen Gedanken vertiefe, so kömmt mir gerade das am wunderbarsten und unergründlichsten vor, was sich am allerhäufigsten zuträgt. Wenn ich nur bey dem stehen bleibe, was ich so eben thue; daß ich denke, daß diese Gedanken sich zu hörbaren Worten gestalten; daß diese flüchtigen Töne in Zeichen gebannt und sichtbar gemacht werden; daß andere, indem sie mit den Augen diese Zeichen verfolgen, wiederum dasselbe denken, was ich dachte, und daß also eine Menge von Menschen in den entferntesten Gegenden und von der verschiedensten Art, durch Einen Hauch belebt, und zu einer Melodie der Gedanken und Gefühle

vereint werden können. So ist alles, was Menschen thun, ein immerwährendes Wunder, und eine unbewußte Zauberey; und wenn ich diesen Betrachtungen nachhänge, belebt sich mir die ganze Welt; Boten gehen von Seele zu Seele; die Natur selbst spricht zu mir, und ich fühle den Athem des Allmächtigen, der durch alle Wesen geht, und jedem eine Sprache leiht, dem einen durch Töne, durch Gestalt und Farbe dem andern.

Was uns in der Natur entzückt, ist etwas ganz anders als der flüchtige Reiz gaukelnder Farben und schwindender Formen; es ist die große Harmonie in dieser Fülle, und der Zusammenklang so unendlich vieler einzelner Dinge; also das Bild des Ewigen, in welchem der höchste und reinste Zusammenklang ist.

Ich traf heute auf eine Versammlung von Armen, denen vor einem Hause Almosen ausgetheilt wurden. Mein Gott, welche Jammergestalten! welche Masse von Elend auf ei-

nem kleinen Raum! und dazu noch der Zwist und die Mißgunst unter ihnen!

Und das ist doch nur das offne, kundige Elend, das sich nicht scheut, an das Licht zu treten. Wie viel mag erst des verborgnen seyn!

Da dacht ich mir die Wände der Häuser geöffnet, und das ganze Innere einer großen Stadt den Blicken enthüllt. Ach wie viele Bilder des tiefsten Jammers erschienen mir da! Und nicht blos des Jammers, den die Dürftigkeit erzeugt, die ja wohl noch am leichtesten zu tragen ist, sondern des Zwiespaltes, des sittlichen Verderbens, und aller der Laster, welche Familien trennen. Ich ging noch weiter, und dachte mir die Brust des Menschen aufgedeckt — und sah auch hier Zerrüttung, böse Neigungen, innern Krieg, und wenig Zufriedenheit. Wer diesem Gedanken nachhängen wollte, dem würden alle Lichter des Lebens verlöschen, und in der dumpfen sternenleeren Nacht würde er sich lieber in das Grab legen, wo auch

wieder unter einem freundlichen Rasenhügel Moder und Verwesung haust.

Warum wird wohl in der Geschichte der Heiligen keine Tugend so oft und so laut gerühmt als die Wohlthätigkeit? Sie ist ja von allen wohl die leichteste, und es kann kein Verdienst bey Menschen seyn, menschlich zu fühlen. Auch ist das Abwehren der Noth bey Einzelnen etwas geringes, wenn es mit der ganzen Masse des vorhandenen, immer von neuem wachsenden Elends verglichen wird. Aber daß jene Frommen, indem sie dem eignen Genuß entsagten, das Reich Gottes erweiterten; daß sie dem Dürftigen und Kranken, wenn er sich vergessen glaubte von Gott, als eine hülfreiche Hand des Höchsten erschienen, und als tröstende Engel zu dem heißen Lager seiner Schmerzen traten, und ihm durch ihr freudiges Helfen die Güte des Ewigen kund thaten, der keines seiner Geschöpfe vergißt — das ist es, was sie jenes Ruhmes würdig macht. Darum ist es auch keine fromme Wohlthätigkeit, wenn der Reiche,

wie das im Fluge spendende kalte Glück, Almosen auswirft aus der überströmenden Fülle seiner Habe, während seine Blicke, unbekümmert um das Gefühl des Empfangenden, in das Weite gehn; denn mehr als das Almosen ist die Liebe des Gebenden werth, und seine Theilnahme, und der Trost, den er gewährt. Ach was der Arme noch mehr vermißt, als eine Lagerstatt und Brot, ist ja das Mitgefühl verwandter Wesen, die seine Noth des Anschauens und der Theilnahme würdigen, damit er doch auch fühle, daß er ein Mensch sey. Es ist daher gewiß eine recht fromme Sitte; den Armen, dem ich ein Almosen schenke, um sein Gebet zu bitten, damit er in dem Augenblicke seiner Erniedrigung wieder erhoben werde durch den tröstenden Gedanken der Gleichheit vor Gott, der den Aermsten wie den Reichsten hört.

Antonie an Rosalien.

Meine theure, meine geliebte Freundin.

Wem könnte ich eher als Dir die Freude mittheilen, die ich in diesem Augenblick fühle, oder

von wem könnte ich mir eine herzlichere und aufrichtigere Theilnahme versprechen! Unsre Wünsche sind erfüllt; Saint-Vals Bitte ist ihm von seinem Vater gewährt. Vor wenigen Stunden erhielt ich diese Nachricht durch einen Brief des geliebten Freundes, der mir mit jedem Tag theurer wird. Wie schön und wahr spricht er von Dir, meine Rosalie, und so ganz aus meinem Herzen! wie rührend dankbar von seinem Vater! wie zärtlich von seiner Schwester Natalie! Auch der Brief des Barons selbst, den er mir beylegt, zeugt von dem schönen Verhältnisse, in welchem alle Glieder dieser Familie unter einander stehn, von dem Zutrauen, das der Vater seinem Sohne schenkt, und von dem frommen Sinn, mit dem er die Ereignisse des Lebens an den Himmel knüpft. Daß ich mich künftig an diese Treflichen anschließen und unter sie treten soll, das darf ich nun wohl als eine der erfreulichsten Schickungen Gottes betrachten. Möchte er mich doch eines solchen Glücks würdig machen! Möchte ich doch einst die Hofnungen erfüllen können, welche die allzuparteyi-

sche Liebe meines Freundes den Seinigen eingeflößt hat!

Daß ich mich aber einer reinen Freude noch nicht überlassen kann, das hindern die Besorgnisse, die Du bey mir von Deiner Gesundheit erregt hast, und Theodors Briefe auf eine beunruhigende Weise bestätigen. Ich verberge sie Dir nicht; denn was andre dabey schrecken würde, das erregt Dir keine Furcht; ja, es ist in Dir eine Sehnsucht nach dem Himmel, die mich schmerzt, ohne daß ich sie tadeln kann. Ach, meine Freundin, wenn es Dir leicht wird, das Leben zu entbehren, so kann ich doch den Gedanken nicht ertragen, Dich auf immer aus dem Lande der Hofnungen, wo ja auch mir die Hofnung des Wiedersehens blüht, entschwinden zu sehn. Darum hänge doch, Du geliebte Freundin, jener Sehnsucht nicht allzusehr nach! schone das zarte Gewebe, das Dich umhüllt, um Deiner Freundin willen, die Dich ja in dieser Hülle zuerst liebte, als sie in ihr Dein Herz nur erst ahndete. Höre die Stimme der Freundschaft, gute Rosalie, die ja auch keine unheilige

Stimme ist, und verabsäume nichts was Deine Erhaltung fördern kann! Erfreue Dich der Erde — erfreue die Erde durch Dich — und sehne Dich nicht zu früh nach dem Himmel, den Du ja in Dir trägst, und den Du auch uns gibst, die wir Dich so innig lieben.

Seit der Abreise meines Bruders und des geliebten Freundes lebe ich einsamer als je. Die Vergnügungen des Winters haben ihren Anfang genommen, aber ich entziehe mich ihnen, nicht weil ich davon eine Verletzung meiner Treue fürchtete, sondern aus Vorliebe für die Einsamkeit und die häusliche Stille. Auch weiß ich nicht, wie es kömmt, aber seit einiger Zeit machen mich die Veranstaltungen des Vergnügens, und das hastige Drängen darnach ganz niedergeschlagen, da ich fast immer an dem Ziele der versprochnen Freude weniger Genuß als Ermüdung sehe. Ist nicht fast jedes Fest nur eines der Hofnung? so daß das gegenwärtige meist erst durch die Erwartung des nächstkommenden gewürzt wird. Seitdem sich mir diese Ansicht immer mehr aufdrängte, finde ich auch immer

mehr Freude an häuslichen Beschäftigungen. Auch dem Lesen räume ich einen Theil meiner Zeit ein, nicht bloß, wie sonst wohl, um die Langeweile zu bannen — wo ich dann meist bey dem leichtsinnigen Flattern durch irgend ein leichtes Buch nur eine Art der Langenweile mit einer andern vertauschte — sondern mit ernstlichen Absichten, und nicht ohne Buch über das zu halten, was ich lerne und denke. Du siehst, daß ich Deinen Rath, wenn auch schon spät, befolge; und seitdem ich mich gewöhne, meine Gedanken auf dem Papiere fest zu halten, gewinnt das Lesen einen Reiz für mich, den es vormals nicht hatte; und gerade das Ernsteste und was mir am meisten zu denken gibt, zieht mich am meisten an. Dadurch ist mir auch die Unterhaltung in freundschaftlichen Cirkeln werther geworden. Ich vermeide etwas sorgfältiger das müßige Plaudern, das die Zeit tödtet, und achte mehr auf das Gute und Nützliche. Sonst war mir der gegenwärtige Augenblick das meiste werth; ich sah selten rückwärts; und wenn die Zeit mir verfloß, so fragte ich nicht viel darnach, wie

sie verfloß. Dabey konnte ich nun dem drückenden Gefühle eines leeren Daseyns nicht entgehn, ja, dieses schien sich oft in dem Verhältnisse zu erweitern, in dem ich mich bemühte es auszufüllen. Jetzt ist mir die Einsamkeit nicht zur Last, und ich vertausche sie nur gegen das Zusammenseyn mit wenigen Freunden, bey denen ich Unterhaltung finde. So wird mir das eine durch das andre lieber. Und sollte nicht immer das Leben aus Einsamkeit und gesellschaftlichem Verkehr gewebt seyn, wie ein Gemählde aus Licht und Schatten? Die wehenden Winde befruchten die Welt der Pflanzen; aber nur in stiller Luft gedeiht der schwellende Keim, und die Blume will zu ihrer Entfaltung Ruhe. Wenn die Unterhaltung mein Gemüth auf mannichfaltige Weise angeregt hat, so freue ich mich den Gang des Gesprächs noch einmal im Stillen zu durchlaufen, die einzelnen Blüthen, die ihm entkeimten, aufzunehmen, zu pflegen und groß zu ziehn, eigne Gedanken daran zu knüpfen, und so das kleine Capital meiner Ideen durch den erlaubtesten Handel mit fremden zu vergrößern. Der

Genuß, den mir dieses gewährt, wirft auf alle Ergötzlichkeiten der großen Welt, an denen ich ehedem fast noch mehr Geschmack fand, als ich Dir gestehen mochte, einen breiten Schatten. Ehedem glaubt' ich Dir, jetzt weiß ich und fühle, daß die Welt mit ihrer Pandorabüchse voll beflügelter Freuden das Gemüth verarmen läßt, und daß man den gewiß nicht glücklich nennen kann, der durch das ganze unendliche Labyrinth von Ergötzlichkeiten hindurch immer umsonst nach dem Mittelpunkte der Ruhe und innern Genüge jagt. Ein Charakter bildet sich da sicher nicht, wo man immer nur nach Anderer Sinne lebt, nie mit sich selbst; wo man mit dem Strome schwimmt, und wie der Kiesel zwar glatter wird, aber nicht edler; und wo auch der beste nur allzu oft in Gefahr geräth, die eigne Einsicht den Launen der Gunst, der Eitelkeit, der Gewinnsucht und tausenderley andern Einflüssen Preis zu geben.

Alle Gesellschaften sind jetzt voll von der Geschichte eines Ehepaars, das, wie so viele, seinen Himmel in den Freuden der Welt suchte,

und seine Hölle darin fand. Auf mich hat diese Geschichte bey meiner gegenwärtigen Stimmung einen tiefen Eindruck gemacht, den ich mir für mein übriges Leben bewahren will, um auch die ersten Schritte zu dem schlüpfrigen Abhang zu meiden, auf dem sich nach Belieben aufzuhalten, nicht in unsrer Gewalt steht. Nicht jedem Irrenden zwar steht eine solche Katastrophe bevor. Aber wer kann wissen, wo er untergehn wird, wenn er sich einmal in den Strudel der Thorheit geworfen hat? Wenigstens ist das glücklichere Entkommen oder der minder schmerzliche Untergang dann kein Verdienst.

Wahrscheinlich erinnerst Du Dich noch von einem Grafen Nicola von Dorscheï gehört zu haben; vielleicht hast Du ihn sogar selbst noch gesehn; wenigstens zogen damals seine kostbaren Pferde, seine glänzenden Carrossen, und seine vergoldete Dienerschaft alle Augen auf sich. Dieser ist seit kurzem ein Gegenstand des tiefsten Mitleidens und eines Mitleidens, das durch keinen Zusatz von Achtung gemildert wird. Leider ist sein Schicksal größtentheils das Werk sei-

ner eignen Verschuldungen. Er war reich und unabhängig geboren, wie irgend ein Edelmann in Deutschland; und wie das Glück, so hatte ihn auch die Natur günstig bedacht. Sein Aeusseres war sehr gefällig; sein Geist lebendig und zu allem aufgelegt; er hatte hiezu noch eine Masse von Kenntnissen gethan, wie man bey natürlichen Anlagen in dem Umgange mit der Welt leichten Kaufes erwirbt. Leider aber war seine ganze Erziehung nur auf den Glanz des Aeußern gerichtet worden, und seine thörigte Mutter war entzückt, als sich ihr Sohn gleich bey seinem Eintritt in die Welt in gefährliche Liebeshändel verstrickte, und durch Aufwand in Spiel und Pferden den übrigen Adel der Hauptstadt verdunkelte. Damals war die junge Baronin von Fersatt eine der größten Zierden des Hofs; das schönste Fräulein in ganz Baiern, so wie das stolzeste, und eine reiche Erbin überdieß. Viele bemühten sich um sie; aber sie, der Triumphe gewohnt, hielt die angesehensten Bewerber in ehrfurchtvoller Entfernung. Graf Nicola schien bestimmt die Verschmähten zu rächen, und den

Stolz der spröden Schöne zu demüthigen. Von einer heftigen Leidenschaft gegen den liebenswürdigen Verschwender ergriffen, bemühte sie sich um ihn, wie sich andere um sie bemühten; doch in andre Liebeshändel verstrickt, achtete er anfänglich wenig auf sie, bis er bemerkte, daß sie entweder aus Verdruß über seine Sprödigkeit, oder aus List, einem italienischen Grafen Gehör zu geben schien, den er als einen Nebenbuhler seiner verschwenderischen Thorheiten tödtlich haßte. Jetzt veränderte sich sein Betragen gegen sie. Er forderte seinen Rival zum Zweikampf heraus, und brachte ihm eine gefährliche Wunde bey; brach dann mit seiner bisherigen Geliebten auf eine auffallende Weise, und stellte der schönen Fersan zu Ehren die glänzendsten und sinnreichsten Feste an, die man je in München gesehen hatte. Sie genoß ihren Triumph mit Entzücken, und in kurzem war sie seine erklärte Braut. Der Glanz ihrer Vermählung entsprach dem Reichthume beyder und ihrem Hange zur Pracht. So war auch ihr übriges Leben eine Kette von Festen und Vergnügungen. Ihr Haus schien ein Tem-

pel der Freude zu seyn, und wenn sie öffentlich erschienen, staunte die Menge nicht ohne Neid die Glücklichen an.

Aber in der Thgt war dieses beneidete Glück nur ein glänzendes Elend. Noch kein Jahr war vergangen, als aus dem Bösen, was in beyden lag, eine Saat des Verderbens aufschoß. Die Frivolität des Grafen, die keinen Zwang dulden konnte, ertrug den Stolz und die Ansprüche seiner Gemahlin mit einem Unmuth, der bald in Haß ausartete; während die Gräfin ihrer Seits jede Huldigung, die er einer andern brachte, als eine strafbare Beleidigung ihrer Würde ahndete. Beyde suchten sich jetzt absichtlich weh zu thun; der Graf stürzte sich ausgelaßner als je in den Strudel des Vergnügens, und vernachlässigte seine Gemahlin immer mehr, selbst vor den Augen der Welt. Dieses unselige Verhältniß ward also bald bemerkt. Einer der vertrautesten Freunde des Grafen benutzte es. Aber dieser sah das strafbare Verhältniß nicht ohne Wohlgefallen; theils weil es ihn freuen mochte, die stolze Gräfin von ihrer Höhe

herabsinken zu sehn, theils weil es seinen eignen nichtswürdigen Planen zu Hülfe kam. In einer neuen Liebe zu einer schönen, höchst verführerischen und listigen Frau befangen, ertrug er das alte Band nicht länger, sondern benutzte die kundige Untreue seiner Gemahlin, um sich von ihr zu trennen. Das öffentliche Aergerniß war ihm gleichgültig. So trennte sich mit gleicher Frechheit die neue Geliebte von ihrem Gemahl, und verließ, von Eitelkeit und Leidenschaft trunken, die liebenswürdigen Kinder, die sie ihm gegeben hatte. Aber bald wurde der strafbare Verein gestört. Die Brüder der Verführerin, durch die gröbliche Verletzung des äussern Anstandes empört, bemächtigten sich ihrer, und führten sie nach einem Kloster in Franken ab, wo sie in strenger Verwahrung so lange büßen sollte, bis man auf eine gänzliche Veränderung ihrer Gesinnungen rechnen könnte. Auf der Reise stellte sie sich sehr reuig an; dankte ihren Brüdern mit Thränen, sie der Schande und den Gefahren eines gänzlichen Unterganges entrissen zu haben, und gelobte eine solche Bes-

serung, daß ihr voriger Gemahl, wenn auch eine völlige Aussöhnung nicht möglich seyn sollte, ihr doch in kurzem die Erziehung ihrer geliebten Kinder anvertrauen solle. So waren sie etwa noch eine Tagereise von dem Orte ihrer Bestimmung entfernt, als sie zu Erlangen in einem Gasthofe übernachteten, wo gerade ein Maskenball gehalten wurde. Die Begleiter der Dame, ihrer völligen Ergebung gewiß, Freunde des Vergnügens und des Spiels, können sich die Theilnahme an dieser Lustbarkeit nicht versagen, und lassen ihre ermüdete Schwester unter der Aufsicht eines Mädchens, von dessen Treue sie sich überzeugt halten. Aber die List schlief nicht in dieser Nacht. Graf Nicola war unvermerkt der Entführten gefolgt, und durch das verschlagene Mädchen von allem unterrichtet, entführt er die Geliebte und ihre Dienerin fast unter den Augen ihrer Brüder, und hat die Gränze und sein Schloß schon erreicht, ehe jene, die in derselben Nacht ihr Geld und ihre Schwester verloren, die Ueberlistung wahrnehmen. Sobald der Graf in Sicherheit ist, tritt er, um eine

neue Verbindung zu erleichtern, zu einer andern Kirche über, und genießt sein neues Glück einige Monate lang in der Stille der Einsamkeit. Dieser Genuß war indeß bald erschöpft. Die große Welt zog beyde zu mächtig an, als daß ihnen die Reize einer schönen Natur genügt hätten. Sie eilten also nach Wien, wo der Graf bald wieder auf dem vorigen Fuß zu leben begann. Seine junge Gemahlin, im höchsten Grade gefallsüchtig, und unfähig irgend einer Lockung Widerstand zu thun, verwickelte sich in neue Liebeshändel; aus diesen entsprangen häusliche Zwistigkeiten; und aus diesen, da der Graf seine Gemahlin in der That weit über Verdienst liebte, neue Thorheiten und größere Verschwendungen. Sein Vermögen war erschöpft; die Schulden erdrückten ihn. Aber von seinen Gläubigern verfolgt, und der bittersten Reue dahingegeben, war doch sein eheliches Verhältniß die schrecklichste seiner Peinigungen. Seine Gemahlin schonte ihn nicht mehr. Sie wollte seine Einstimmung zu einer Trennung ertrotzen, um einem andern Liebhaber folgen zu können;

er aber, an ihr als an seinem letzten Gute hän=gend, versagte seine Einwilligung mit unerwar=teter Standhaftigkeit. Erbittert und von blin=der Leidenschaft oft fortgerissen, greift die Unglück=liche zu einem verzweifelten Mittel. Sie gibt ihrem Gemahle Gift, und da ihn dieses nur krank macht, nicht tödtet, rafft sie den letzten Rest seiner Habe zusammen, und flieht. Sie ward eingeholt, und büßte ihr Verbrechen unter der Geissel, die ihren schönen Leib zerfleischte, und bey harter Arbeit unter gemeinen Missethä=tern. Er mit Mühe vom Tode gerettet, der eine Wohlthat für ihn gewesen wäre, alles Ei=genthums beraubt, schleicht, mit einer kleinen Competenz, die ihn eben gegen den Hungertod schützt, von Gift zusammengezogen, ein junger Greis, durch die Straßen von Wien, und sucht, die Augen seiner vormaligen Freudegenossen vermeidend, in den einsamsten Winkeln der Spa=ziergänge die erquickende Sonne auf. Dieß al=les ist die Geschichte von einigen wenigen Jah=ren, in denen sich Thorheiten, Verbrechen und

Schmach aller Art auf eine eben so schreckliche als lehrreiche Weise vereinigten.

Solche Ereignisse, in denen sich eine furchtbare Verwirrung und ein tiefes sittliches Verderben kund thut, und die leider, wenn auch schon in kleinern Verhältnissen, häufig genug sind, möchten wohl als ein kräftiges Mittel gegen die Fascination der Welt dienen; aber es scheint mir, daß sie von den meisten nur wie andre Neuigkeiten des Tages, als ein Gegenstand der Neugierde aufgefaßt, einen Augenblick angestaunt, und dann auf immer vergessen werden. Glücklicherweise sind Saint-Vals Neigungen entschieden auf das Ernste gerichtet, und ich gelobe Dir und mir, daß ich in jedem Verhältnisse, in das mich sein Wille oder die Umstände überhaupt setzen werden, seiner würdig seyn will. Dieser Vorsatz steht mit mir auf und geht mit mir schlafen, und ich weiß gewiß, daß mir der Beystand der ewigen Güte zu der Ausführung dieses Entschlusses nicht fehlen wird. Es ist eine freudige Ueberzeugung in mir, die mit jedem Tage festere Wurzeln faßt, daß uns

ein frommer und schlichter Sinn und ein festes Vertrauen auf Gott auch aus den verwickeltesten Verhältnissen retten kann. Zwar wird sich Frömmigkeit in der Auflösung schwerer und verwickelter Aufgaben nicht eben mit der Klugheit messen wollen; aber sie wird sie überwinden, indem sie lieber auf jeden Vortheil der Lösung Verzicht thut, als daß sie sich zu einem schlüpfrigen Wege verleiten ließe. Die meisten Verwickelungen des Lebens werden ja wohl weniger durch nothwendige Umstände, als durch eigne Willkühr, durch die Begierden, den Ehrgeiz und die Habsucht verursacht, und es ist wohl nicht zu verwundern, wenn so schlimme Geister in Labyrinthe ohne Ausgang führen. Wenn man hingegen nur wenig begehrt, wenn man nur immer das, was recht ist, will, so wird ja auch wohl das Leben sehr vereinfacht, und eben dadurch leichter und heiterer. Weniger dramatisch zwar, und weniger schimmernd, aber wir wollen ja das Leben nicht als Comödianten spielen, die, indem sie andre ergötzen, selbst wenige Freude und große Noth und Mühe haben.

Ich habe mich dem Verlangen mit Dir zu sprechen, und Dir alle meine Gedanken mitzutheilen, fast über Gebühr hingegeben. Aber wenn ich meine Feder auch noch so lange habe gehen lassen, so hab' ich mir dennoch nie ein Genüge gethan, und, nach allem, bleibt dieselbe Sehnsucht zurück. Ach Rosalie, warum haben wir doch je getrennt werden müssen? warum muß ich Dich gerade jetzo entbehren, wo das Bedürfniß der Mittheilung so groß in mir selbst ist, und wo ich Deines Rathes, Deines liebenden Einflusses mehr als je bedarf? — Doch so hat es der Himmel gewollt, und ich bin ja schon glücklich genug, einmal in Deiner Nähe gelebt zu haben. Möge es doch sein Wille seyn, Dich noch lange zu erhalten, um Dich einst wieder in meine Arme zu führen, und die schönen Tage unsrer beginnenden Freundschaft von neuem zu feyern. Lebe wohl und liebe

Deine

Antonie.

Aus Rosaliens Tagebuch.

d. 12. December.

Es wäre thörigt, wenn ich mir die Gefahr verbergen wollte, in der ich schwebe. Mein Bluthusten ist seit einigen Tagen so heftig; meine Brust so schmerzhaft angegriffen. Meine Laufbahn geht schnell zu Ende. Lang hatt' ich sie mir nie gedacht. Schon in meiner Kindheit stand mir das Ziel nah vor Augen; und öfters schon an den Rand des Grabes gestellt, hab' ich mich früh gewöhnt, ohne Schauder und Schwindel hinab zu sehn. Sollt' ich jetzt mehr zagen, als damals? oder wollt' ich jetzt, bey mehrerer Erfahrung, lieber durch die Dornen des Lebens irren, als da ich kindisch die ganze Erde noch für einen Rosengarten hielt?

Alle Zeichen verkünden ein unheilbares Uebel; auch andern, dünkt mich, scheint es so. Meine gute Nanny weinte heute so bitterlich, daß sie mich ganz weich gemacht hat. — So hab' ich doch immer wahr geahndet, daß ich mein siebzehntes Jahr nicht überschreiten würde!

Immer glaubt' ich so, und habe es früher mehreren gesagt; aber da sie mich verlachten, hab' ich geschwiegen und meinen Glauben in mich verschlossen.

Man kann ja wohl das Leben genießen und lieben, und doch sich nach dem Tode sehnen. Ist nicht dieses Leben die Vorhalle des Tempels, in den wir einst treten sollen? Auch diese Vorhalle ist schön und heilig, und wir wandeln darin mit unsern Freunden auf und ab in heitern Gesprächen und unter frommen Gefühlen. Wenn aber aus dem innern-Heiligthum die Jubel der Musik ertönen, und die Wölbung des hohen Doms den Wiederhall zurücksendet, und das Flüstern frommer Gebete zu unsern Ohren dringt, und der Glanz der flammenden Altäre durch die geöffneten Pforten scheint — wen wandelt da nicht eine Sehnsucht an, sich in die Gemeinde der Gläubigen zu mischen, und in die dunkle Pforte einzutreten, um die innere Herlichkeit zu schauen, und niederzufallen vor Gott, und ihn mit seinen Heiligen zu loben?

Ein Wesen, das den Tod nicht vermeiden kann, sollte sich immer fürchten, das Leben zu lieb zu gewinnen. Das räth schon die menschliche Klugheit. Das Christenthum aber gibt noch weit höhere Gründe an, uns nicht zu fest von den Netzen des Lebens umstricken zu lassen.

---

d. 13. December.

Die Nacht ist stürmisch und ohne Sterne; der Regen schlägt an mein Fenster, und ich sehe in die endlose Finsterniß, wie in ein Grab. Vergebens streng' ich mich an, um ein heiteres Bild der Natur hervorzurufen. Nur trübe Gestalten ziehen an meiner Seele vorüber; kein mildes, wohlthuendes Gefühl legt sich weich an meine kranke zerrissene Brust. Auf der ganzen Erde dämmern mir nur drey Punkte in milderem Rosenlicht — die Gestalt meiner Mutter, meines Bruders und Antoniens. Ach diese fernen und zerstreuten Lichter treten in meinem Herzen zusammen, und entlocken ihm heiße Thränen einer unnennbaren Sehnsucht.

d. 14. December.

Während des Schreibens fielen gestern meine Blicke auf Malchens Bild. Das liebliche Gesicht schien mich anzulächeln, und stand so verklärt und lebendig vor mir, daß ich glaubte, es werde seine Stelle verlassen, und ich könnte ihm liebend in die Arme fallen. Da schauderte mir mit einemmal, und ich mußte das Bild verhängen; und als jetzt der Schleyer vor und zurückwehte, als ob eine lebendige Brust darunter athme, ward mir in der Nähe der Geister so bang, daß ich nicht fortschreiben konnte. Ich rettete mich an den Flügel, und die Musik versagte mir auch diesesmal ihre wohlthätige Wirkung nicht.

Meine Träume waren wüst und verworren. Todte standen auf in ihren Leichentüchern, mit halbverhüllten, blassen Gesichtern und hohlen Augen, und drängten gegen mich an, bis ich mit einem Schrey des Entsetzens erwachte. Als ich wieder eingeschlafen war, träumt' ich mich allein auf einem schmalen Nachen, mitten auf

dem See, und hohe Wellen brausten um mich her, und schroffe Klippen starrten aus der Tiefe herauf, und wunderbare, entsetzliche Gestalten gähnten mich aus dem geöffneten Wasserschlund an. Ich fühlte mich beym Erwachen sehr krank.

Warum nur so viele und so harte Prüfungen bey den letzten Schritten meines Erdenwallens? Die bittre Laune der Tante und ihrer grausamen Tochter vermehrt sich täglich, so wie ihre Hoffnungen sich schwächen, und ich muß büßen, was ich nicht verschuldet habe. Wie oft schon sind meine Thränen geflossen, und wie oft hab' ich Gott gebeten, ihnen den Irrthum zu nehmen, in dem sie gegen mich stehen. Er, der das Innre meines Herzens durchschaut, er weiß, daß kein feindlicher Gedanke darin wohnt. Ich möchte ihnen ja gern recht viele Liebe erweisen — ich möchte ja gern froh werden durch ihr Frohseyn — aber was ich in dieser Absicht thue, deuten sie falsch. Recht herbe ist es für mich, daß während sie selbst — auf eine recht peinliche Weise, immer uneinig sind,

sie doch immer gegen mich nur Einen Sinn zeigen, und nicht müde werden mich zu demüthigen. Ich will gern demüthig seyn — ich will gern Verzicht thun auf jeden Anspruch — wenn mir nur Ruhe wird. Aber es ist sehr hart, jede gleichgültige Handlung gemißdeutet, den guten Willen verschmäht und verhöhnt, und alles, was in freundlicher Absicht geschieht, als Heucheley und Tücke gebrandmarkt zu sehn. Ach oft wird es mir schwer den Unmuth niederzukämpfen, der wie ein dickes, giftiges Gewölk meine Brust erfüllt, und mich mit den Menschen zu entzweyen droht. Aber ich will ringen nach Geduld, und Gott wird mir Kraft geben, auch über diese Dornen hinwegzuschreiten.

Auch das vermehrt meine Bekümmernisse, daß ich weder von der Mutter, noch dem Bruder Nachricht habe. Eduard's Schicksal steht auf dem Spiel; er hatte versprochen, die Entscheidung unverzüglich zu melden. Hat er mich im Glück vergessen — oder was ist geschehen, daß er so lange schweigt?

Ich habe mir fest vorgenommen und von neuem gelobt, meine Mutter mit keinen Klagen zu ängstigen. Ist sie nicht schon traurig genug über die lange Trennung, und würde nicht jede Klage über mein häusliches Verhältniß wie ein Tadel ihrer Maasregeln lauten? Nein, nein, ich will lieber alles dulden, eh' ich das Herz der guten Mutter mit einem solchen Kummer belastete.

Auch von meiner Krankheit will ich ihr nichts schreiben. Ach es ist ja schon bitter genug, ihren Schmerz zu denken, wenn sie von der Reise zurückkehrt, und den Verfall meiner Gesundheit sieht. Und wie — denn auch das wäre ja möglich — wie, wenn sie statt meiner nur ein Grab fände, und die Arme, die sich so lange umsonst nach ihr geöffnet haben, von der Bürde des langen Schlafes niedergedrückt sich nicht mehr erheben könnten? Es wäre zu hart. Ach wenn ich daran denke, so wird mir das Leben wieder lieb, und ich bitte Gott, wenn es seyn kann, meine Tage zu fristen, und dem Herzen meiner armen, verwittbeten Mutter, nicht

auch durch den allzufrühen Tod ihrer Tochter eine neue Wunde zu schlagen.

---

d. 15. December.

Gestern wäre mir mein Geheimniß bald entschlüpft. Die Theilnahme der Fürstin rührte mich so! Sie hatte viel von ihren Kinderjahren gesprochen, und durch so viele herzliche Erinnerungen an meine gute Mutter alle Saiten meines Herzens getroffen. Da deutete sie leise auf meine häusliche Lage hin und forderte mich endlich so liebend auf, ihr vertrauensvoll jeden Kummer mitzutheilen, der auf meinem Herzen laste, daß ich Mühe hatte zu sagen „ich sey zufrieden". — Die Fürstin schwieg dann einige Augenblicke mit einer Empfindlichkeit, die mir weh that — und sagte dann, mit größerer Heftigkeit, als ich je an ihr gesehn, manches Harte über die Tante Wallburg, noch mehr über Kunigunden, die man ihr zur Hofdame aufdringen wolle. Meine Verlegenheit war unbeschreiblich. Kaum hatte ich den Muth, die Fürstin zu bitten, ihr strenges Urtheil zu mildern

und einiges Gute anzuführen, was Kunigunde wirklich hat.

Da war es mir denn heute früh recht bitter, die gewöhnlichen schneidenden Bemerkungen über die Gnade der Fürstin gegen mich — Bemerkungen, die mir zum Theil ein vollkommenes Räthsel sind — und endlich gar die Beschuldigung zu hören, ich habe ihr eine nachtheilige Meinung über Kunigunden eingeflößt; ich sey die Ursache, warum troz aller Verwendung so vieler Personen von Einflusse, ja des Fürsten selbst, ihre Ernennung nicht erfolgen wolle.

Ich bin tief gekränkt; aber was schlimmer ist, ich weiß mir nicht zu rathen. Soll ich etwas von den Aeußerungen der Fürstin erwähnen? Es könnte nützlich seyn — aber wird man mir glauben, daß ich keinen Einfluß auf jene Aeußerungen gehabt habe? — Und doch scheint es mir gar zu nothwendig, Kunigunden im Stillen wegen der Unvorsichtigkeiten zu warnen, welche die Fürstin ihr zur Last legt.— Ich will noch mit mir selbst zu Rathe gehn, wie sich das

am besten ausführen läßt. Aber geschehen muß es; und vielleicht, daß dieses Zeichen des Vertrauens sie zur Einsicht in ihren Irrthum führt, und unser Verhältniß dadurch verbessert wird.

Was ist das? Kunigunde ist ganz verstört von Hofe zurückgekommen, hat sich sogleich in ihr Zimmer eingeschlossen, und das Abendessen verbitten lassen. Die Tante glaubt, daß sie schmolle, weil sie vor dem Ausgehn einen Zwist gehabt. — Nun muß ich mein Vorhaben schon bis morgen aufschieben.

---

d. 16. December.

Mein Gott, was muß es gegeben haben? Kunigunde war beym Frühstück still und verstört. Dann ist jemand vom Hofe gekommen, und seitdem sind beyde außer sich. Ich höre die Stimme der Tante bis hierher, und zittre an allen Gliedern, und weiß nicht, was ich thun soll.

So eben ist Lindau bey mir gewesen und hat mir das Räthsel gelöst. Mein Gott, welch' eine widrige Geschichte!

Kunigunde, so sagt er, hatte hier die Bekanntschaft eines jungen Irländers gemacht, eines Menschen von sehr übelm Ruf, und ihr Verhältniß war in kurzem so vertraut geworden, daß es jedermann Anstoß gab. Auch gegen mich berührte die Fürstin „dieses unanständige Verhältniß" als einen Hauptgrund ihrer Abneigung gegen Kunigunden, und beklagte „die blinde Leidenschaft", die sie in die Netze dieses Elenden geworfen habe. Während sich gestern beyde am Hof auf die gewöhnliche Weise unterhielten, erschien ein preußischer Officier, welcher Kunigunden als eine Bekannte grüßte, aber wenig mit ihr sprach, dann den Irländer bey Seite zog, und mit ihm verschwand. Nach einer halben Stunde kamen sie zurück, und man hat seitdem erfahren, daß der Angekommene, ein früherer Liebhaber Kunigundens, durch den Verrath einer ihrer Berliner Freundinnen von ihrer Untreue unterrichtet, seinen Nebenbuhler zum

Zweykampf herausgefordert, daß beyde sich gegenseitig erklärt, und Briefe ausgewechselt haben, die Kunigunde an beyde zu gleicher Zeit, mit den heißesten Schwüren der Liebe und einer unverbrüchlichen Treue angefüllt, geschrieben hatte. — Jetzt kamen sie beyde Arm in Arm zurück, und gaben der Unglücklichen jedes Zeichen der Verachtung, das der Ort vertrug. Man sah Kunigunden die Farben wechseln, und vergebens bemüht, eine Haltung zu zeigen, die ihrem Zustande widersprach. Endlich verschwand sie in einem günstigen Moment, und, wie es schien, nicht ohne Furcht vor Verfolgung. Diesen Morgen ist ihr der Hof auf weiteres verboten worden.

So kommen also meine Warnungen zu spät und das Unglück ist ausgebrochen, eh' ihm konnte vorgebeugt werden. Was wird die Folge von dem allen seyn! Mir ist bange, der unglücklichen Mutter und ihrer Tochter zu begegnen, die so mit einemmal von der Höhe ihrer Hoffnungen herabgestürzt sind. — Unser hiesiger Aufenthalt wird nun zu Ende seyn, und ach

welchem Leben muß ich entgegen sehn! — Ach Mutter, Mutter, kehrst du denn nie zurück!

Was für ein fürchterlicher Tag! Dieses Haus ist eine Hölle geworden.

Ich war auf meinem Zimmer geblieben, immer ungewiß was ich thun sollte. Ungerufen zu erscheinen wagt' ich nicht, um nicht einer insultirenden Neugierde beschuldigt zu werden. Es schien mir das rathsamste, zu warten, bis zu Tische gerufen würde. Die gewöhnliche Zeit ging vorüber, niemand kam; endlich hört' ich, die Tante sey sehr krank. Nun eilte ich zu ihr, welch ein Anblick! Sie lag in den heftigsten Krämpfen, von zweyen ihrer Mädchen gehalten. Kunigunde ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Als sie mich in das Zimmer treten sah, blickte sie mich zornig an und sagte: Du fehltest noch hier! — Ich hielt mich nicht bey ihr auf, sondern eilte zu dem Lager der Tante, und holte eines der Mittel herbey, das in hnlichen Fällen immer am schleunigsten geholfen hatte. Auch diesesmal blieb

die Wirkung nicht aus. Aber kaum hatte sie die Augen aufgeschlagen, als sie in eine Fluth von Schmähungen gegen Kunigunden ausbrach, sie mit Namen belegte, und als den Schimpf ihrer Familie verwünschte. Kunigunde gerieth hierüber in den allerheftigsten Zorn. Sie drohte zu wiederholten Malen sich das Leben zu nehmen, wenn sie in diesem Tone fortführe. Dann wendete sie ihren Zorn gegen mich, überhäufte mich mit Vorwürfen, und behauptete, niemand als ich sey an diesem Schimpfe schuld, ich hätte die Fürstin gegen sie aufgebracht; darum nur sey eine Kleinigkeit, bey der sie selbst gar nichts verschuldet habe, so hoch aufgenommen worden. Was sie denn dazu könne, wenn sich zwey schlechte Menschen gegen ihren Ruf verschworen hätten? — Ich hatte noch nicht Zeit gehabt, etwas auf diese Vorwürfe zu erwiedern, als sich die Tante mit ihrer Tochter vereinigte, und mich fast noch schimpflicher behandelte, als Kunigunden vorher. Ich war mehr todt als lebendig. Alles, was ich sagen, was ich bitten mochte, vermehrte ihren Zorn. Zuletzt erklärte die Tan-

te, daß sie keine vier und zwanzig Stunden länger in dieser Stadt bleiben wolle, und verwünschte den Augenblick, wo sie dieselbe zuerst betreten hätte. Ich erhielt Befehl, mich zur Abreise anzuschicken. Eine Einrede fand jetzt nicht statt. Aber wie die Tante in diesem Zustande reisen will, seh' ich nicht. — Ach welche Reise wird das werden! Bey dieser Stimmung, in dieser Jahrszeit! Ich kann nicht daran denken, ohne zu zittern.

Gottlob, der Arzt hat die Abreise für die nächsten Tage durchaus verboten. Meine Brust athmet etwas freyer nach dieser Nachricht, und — nach dem Blute, das ich aufgeworfen habe. Nun kann ich doch mit größerer Muße packen, und von denen Abschied nehmen, die mich hier so gütig und liebreich aufgenommen haben. Ich werde sie nie wiedersehn!

Rosalie an ihre Mutter.

den 17ten December.

Dieses ist der letzte Brief, geliebte Mutter, den Du von mir aus der Residenz empfängst. In wenigen Tagen reisen wir zurück. Die Tante hat ihre vorigen Plane aufgegeben, und wäre wahrscheinlich jetzt schon abgereist, wenn eine Unpäßlichkeit, die sie befallen hat, und die heftige Kälte, welche seit einigen Tagen eingetreten ist, sie nicht daran gehindert hätte.

Dieser schnelle Abschied fällt mir schwer, ich läugne es nicht. Sehr gern hätte ich die Blüthenzeit hier erwartet, um mich der Aussicht zu erfreuen, welche dieses weite Gefild im Frühling gewähren muß, da schon jetzt an schönen Wintertagen das Auge mit Freuden darauf ruht. Aber weher noch als von diesen Umgebungen, wohin ich auch mein freundliches Zimmer rechne, thut mir der Abschied von der liebenswürdigen Gesandtin, die mich auf dem Fuße einer Freundin behandelt; von der treflichen Fürstin, die mir wie eine zweyte Mutter war; und von Antoniens Bruder, welcher mir ein angenehmer

und lieber Gesellschafter geworden ist. Diese drey Personen haben meinen hiesigen Aufenthalt überaus angenehm gemacht, und ich habe andre Zerstreuungen, an denen ich, um meine Gesundheit zu schonen, nur selten Antheil genommen habe, nicht vermißt. Durch die Gefälligkeit meiner zuvorkommenden Wirthin mit allem versehn, was ich zu meiner Unterhaltung brauchte, widmete ich den Morgen und den größten Theil des Nachmittages der Arbeit; die Abende brachte ich meist bey der Botschafterin — die an dem Geräusche der großen Welt selten Antheil nimmt — oder mit ihr bey der Fürstin zu. Die Güte dieser beyden Damen gegen mich ist so groß gewesen, daß ich fast fürchten muß, als ein verzogenes Kind in Deine Arme zurückzukehren. Jene Abende sind mir eben so belehrend als erheiternd gewesen. Ich entsage ihnen nicht ohne Schmerz; aber auch in der Ferne wird mir die Erinnerung daran erfreulich und wohlthätig seyn.

Von Eduard sind seit mehreren Wochen keine Nachrichten eingegangen; auch von Dir, lieb-

ste Mutter, fehlen sie mir seit eben so langer Zeit. Dieses doppelte Schweigen beunruhigt mich sehr, und ich weiß oft nicht, wie ich meinen Muth aufrecht halten soll. Bisweilen überrede ich mich — und möchte mich doch diese Hofnung nicht täuschen! — daß dieses Stillschweigen auf eine nahe Vereinigung deute, und daß Du vielleicht, eben wegen der bevorstehenden Abreise, mit Geschäften aller Art überhäuft keine Zeit zum Schreiben finden könnest. Vielleicht geht dieser Wunsch bald in Erfüllung. Vielleicht werde ich bald die beste der Mütter in meine Arme schließen, und mit ihr einen neuen Lauf glücklicher Tage beginnen — ungetrennet künftig und ungestört. Ach diese Hofnung macht mich so glücklich, daß ich ihr schon darum mistrauen möchte. Aber nein, ich will ihr vertrauen, und ihre frohe Erfüllung von dem erwarten, der mir die beste der Mütter, und mit ihr das schönste Gut des Lebens gegeben hat. Ach bist Du nur wieder mit mir vereint, so hören alle meine Bekümmernisse auf, und ich richte mich froh empor an der mütterlichen Brust. Ach dann sol-

len alle Augenblicke meines Lebens Dir gewidmet seyn, und ich will schwelgen in Deinem Besitz, und....

O mein Gott! so ist auch diese Stütze gebrochen, und ich bin allein auf der Welt! O meine Mutter, warum hast Du Deine Tochter verlassen. — — O meine Hofnungen — meine frohen Erwartungen! Ist denn die ganze Erde nur Ein gähnendes Grab — und warum verschlingt dieser Abgrund alles was ich liebe, und schont doch meiner? — Ich kann nicht schreiben — ich kann nicht weinen — Ach wo soll ich Thränen, wo soll ich Trost suchen?

Der Advocat Spilker an Rosalien.

Danzig, den 10ten December.

Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein.

Durch diese Zeilen entledige ich mich der traurigen Pflicht, Ew. Hochwohlgeb. Gnaden eine Nachricht mitzutheilen, die Ihnen eben so unerwartet als schmerzlich seyn wird. Ihre Frau

Mutter ist nicht mehr. Nach einem eilftägigen Krankenlager ist sie gestern gegen Abend von dieser Welt geschieden.

Dieses Ereigniß ist um so trauriger, da die Selige eben im Begriff war, ihre Rückreise anzuordnen. Die verwickelten Geschäfte der Erbschaft waren durch ihre unermüdliche Arbeitsamkeit, mit der sie die seltensten Einsichten verband, glücklich geendigt; ein großes Vermögen war, nach Abzug aller Passiven, gegen Erwarten gerettet, und die Selige eilte mit mehr als gewöhnlicher Ungeduld die letzte Hand an ihr Werk zu legen, um sich, wie sie oft wiederholte, mit einer geliebten Tochter zu vereinigen, die sie schon allzu lange in fremden Händen gelassen habe. Ich weiß nicht, ob die Ungeduld und Unruhe, die sie hierbey zeigte, ein Vorbote oder eine Veranlassung ihrer Krankheit war; aber mitten unter ihren Vorbereitungen ward sie von einem Fieber überfallen, das dem Arzte schon bey den ersten Symptomen gefährlich schien. Sie ließ mich zu sich kommen, gab mir einige Aufträge, und bat mich, wenn es, wie sie doch

nicht glaube, Gott anders mit ihr schicken solle, vermittelst der in Händen habenden Vollmachten das Erforderliche zu thun und das Beste ihrer Kinder zu wahren. Sie sprach dann noch lange mit mir über verschiedene Gegenstände bey heftigem Fieber, aber mit klarem Bewußtseyn. Die Freude, die sie an ihren Kindern habe, und die Zufriedenheit, die sie fühle, das Loos dieser geliebten Kinder gesichert zu sehn, war der vornehmste Gegenstand ihres Gesprächs. Sie sagte mir, es sey ihre Absicht, wenn sie genese, nach München zurückzukehren, theils, um ihre Tage an einem Orte zu beschließen, welcher die Ueberbleibsel eines geliebten Gemahls besäße, theils, um Sie, gnädiges Fräulein, durch diesen Entschluß auf eine angenehme Weise zu überraschen. Dieser Gedanke schien sie sehr zu beschäftigen. Sie kam oft darauf zurück, und in den folgenden Tagen, wo sie bey immer steigendem Fieber selten mehr zum vollen Bewußtseyn kam, war sie in ihren Phantasien unaufhörlich mit ihren Kindern beschäftigt, die sie bis zu dem letzten Augenblicke ihres Lebens

immer mit Ausdrücken der größten und rührendsten Zärtlichkeit nannte. Ihr Tod war ruhig und schmerzlos. Ich darf übrigens Ew. Hochwohlgeb. versichern, daß sowohl von Seiten des Arztes, als der Personen, die die Selige umgaben, nichts unterlassen worden ist, was zu ihrer Rettung, oder zu ihrer Erleichterung dienen konnte. Vorzüglich kann das Betragen ihrer Jungfer und die Sorgfalt, mit der sie die Kranke wartete, nicht genug gerühmt werden. Jetzt betrauert sie weniger den Tod einer gütigen und verehrten Gebieterin, die ihren Leiden entnommen und bey Gott sey, als den Schmerz, der Sie, gnädiges Fräulein, durch diesen Todesfall betroffen habe. Sie ist durch dieses unglückliche Ereigniß so danieder geworfen, daß sie in diesem Augenblicke nicht im Stande ist zu schreiben; aber so bald es ihre Kräfte erlauben, wird sie unverzüglich zu Ihnen zurückkehren, und Sie dann von allem, was dieser Brief nur andeuten kann, ausführlicher benachrichtigen. Ueber den zeitlichen Nachlaß Ihrer seligen Frau Mutter, welcher sich in der vollkommensten Ord-

nung befindet, können Ew. Hochwohlgeb. und Ihr Herr Bruder jeden Tag verfügen, und ich bitte, mich bald mit den nöthigen Instructionen über alles zu versehen, was das Vertrauen der Seligen in meine Hände gelegt hat. So glücklich ich mich schätze, das Vertrauen einer so würdigen Frau genossen zu haben, welcher die Achtung aller, die sie zu kennen das Glück hatten, nachfolgt, so schmerzhaft ist es mir, ihren allzufrühen Tod gesehen zu haben, und ihnen, gnädiges Fräulein, die traurige Nachricht davon ertheilen zu müssen. Möge Gott Ihnen Stärke senden, dieses harte Geschick zu ertragen, und ihnen vieles, vieles Gute schenken zum Trost für so großen Verlust. Ich bin mit ausgezeichneter Hochachtung

gnädiges Fräulein

Ihr

gehorsamster

S.

Rosalie an ihren Bruder Eduard.

den 18ten December.

Während ich ängstlich auf Nachrichten von Dir harre, und Dich, mein geliebter Bruder, voll banger Sorgen mit meinen Gedanken aufsuche, hat uns Gott in einer andern Gegend ein herbes Leiden zubereitet. Der beykommende Brief, wenn er Dich trift, wird Dir das Unglück melden, dessen wir uns so wenig versahn. Warum sind doch die Rathschlüsse Gottes so hart? warum löst er so früh die heiligsten Banden auf, und überläßt mich Einsame den wilden Wellen eines hülflosen Lebens?

Ich bin noch zu tief bewegt, um viel schreiben zu können. O daß es doch der Wille des Höchsten wäre, mich bald wieder mit den geliebten Aeltern zu vereinigen, die er mir, als ich ihres Schutzes, ihrer Führung am meisten bedurfte, entrissen hat! Meine Sehnsucht ist nach dem Grabe, wo die Theuern schlummern.

Schreibe mir bald, theurer Eduard, ich beschwöre Dich, verlängere nicht die tödtliche

Angst, die ich auch um Deinetwillen leide. Laß mich Dein Schicksal bald wissen. Möchtest Du doch glücklich seyn! Möchte eine liebende Hand auch Deine Thränen trocknen! Lebe wohl und beklage

Deine
betrübte, trauernde
Rosalie.

Aus Rosaliens Tagebuch.

den 19ten December.

So bist Du also vor mir dahingegangen, geliebte Mutter, und zeigst mir den Weg, den ich nun auch bald betreten soll, und der sich mir jetzt wie ein Sonnenstrahl durch das düstre Gewölk der Erde zum Himmel hinauf schwingt. Mein Tod wäre mir schwerer geworden, hätt' ich Dich in Thränen zurücklassen müssen. So hat die Natur ihr Recht! Nur um Eins darf ich klagen, daß ich nicht Deine letzten Stunden durch meine Pflege erleichtern, daß ich nicht den letzten Hauch Deines verglühenden

Lebens von Deinen Lippen haschen, nicht die Augen schließen konnte, die so oft, wenn sie forschend und liebend über Deiner kranken Tochter hingen, sie gestärkt und getröstet haben. Mein Schmerz würde jetzt minder herbe seyn. Aber Dir hätte vielleicht meine Nähe den Abschied erschwert. Deine Gedanken waren ja immer bey Deinen fernen Kindern; Dein mütterliches Herz schlug für sie noch in der letzten Todesnoth. Ach es hätte sich ja noch schwerer losgerissen, hätte Dich meine Hand gehalten, hätten meine Thränen um Dein Leben gebeten. Also hat Gott auch dieses gut gemacht, und ich muß seine Güte mitten in meinem Jammer und meiner tiefen Trauer preisen.

---

d. 20. December.

So ist denn die Furcht des Todes noch nicht überwunden! Sie liegt noch in einem Winkel meines Herzens, und drängt sich in meine Träume hervor. Diese Nacht lastete sie furchtbar auf mir.

Ich sah den Tod. Er stand wie ein ungeheurer Riese auf der beschatteten Erde. Sein Schädel war wie ein Gebirg, die Augen wie finstre Höhlen, sein Mund wie der Abgrund des Meeres. Seine Linke war aufgehoben und beschattete die Sonne, in seiner Rechten schwang er ein schwarzes Panier, das wie eine sternlose Nacht über den Himmel fluthete, und die tiefere Erde in grauenvollen Schatten hüllte. Alles Leben auf ihr war ausgebrannt; sie selbst zitterte in Todeskrampf. Da erhob das Ungeheuer seinen Fuß, und stieß die Bebende hinab in die unermeßliche Tiefe, und sank ihr dann selbst nach, und die Nacht zerfloß, und ein Strom des Lichts, ein Meer ohne Gränzen, breitete seinen unermeßlichen Spiegel aus.

Die bairische Botschafterin an Rosalien.

In diesem Augenblick komme ich von Frankfurt zurück, und höre zu meiner größten Bestürzung, was für ein trauriges Schicksal, liebste Alban, Sie betroffen hat; zugleich auch, was

Ihre Leiden vermehren muß, die Verwirrung, die in Ihrem Hause über ein Ereigniß herrscht, das ich nur in Beziehung auf Sie, meine gute, arme Rosalie, beklagen kann. Sie können mit Schicklichkeit keinen Augenblick länger in der Gesellschaft von Menschen bleiben, die Ihrer in jeder Rücksicht so unwürdig sind, und Sie, wie ich nur allzu gut weiß, auf eine nichtswürdige Weise behandeln. Die Rücksichten, welche Sie ehedem gehabt haben mögen, diese lieblosen Menschen zu schonen, finden in diesem Augenblick nicht mehr statt, und ich bitte Sie deshalb, eine Freystatt in meinem Hause anzunehmen. In einer Stunde werde ich bey Ihnen vorfahren, um Sie abzuholen. Wegen Ihrer Trennung von Frau von Wallburg — von der Sie sich am besten schriftlich beurlauben werden — seyn Sie ohne Sorgen. Ich nehme alles auf mich. Ihre Ehre, Ihre Gesundheit, alles fordert diese Trennung. Die Freundschaft öffnet Ihnen die Arme. Kommen Sie, gute Rosalie, und weinen Ihren gerechten Schmerz an einem Herzen aus, das Ihre kindlichen Gefühle kennt, sie ehrt und theilt.

In der sichern Erwartung, Sie bereit zu finden, um mich nach meinem Hause zu begleiten,

Ihre

aufrichtige, mit Ihnen trauernde Freundin

Francisca von Guthy.

Ich habe Befehl gegeben, das grüne Cabinet für Sie einzurichten, das an mein Schlafzimmer stößt. In einigen Tagen, wo Herr von Lindau abreist, erhalten Sie seine bequemeren Zimmer.

---

den 21sten December.

Der gestrige Tage hat gewaltsam an meinem Leben gerissen. Ich bin sehr krank. Meine Kraft richtet sich nicht mehr auf.

Ich hatte mein wundes Herz umhergetragen, ohne Trost, ohne Theilnahme; tief betrübt über mein herbes Geschick; eben so sehr über die furchtbare Kälte, mit der meine nächsten Verwandten es ansahn. Da kam gegen Abend die Einladung der guten Botschafterin. Ich war sehr gerührt. Hier war doch ein Weg der Rettung aus so vielem Jammer; eine stille Frey-

statt, um ruhig zu sterben. Was ich erduldet, hatte ich um meiner geliebten Mutter willen erduldet; jetzt würde sie mich selbst getadelt haben, hätte ich das Anerbieten der Rettung ausgeschlagen. Auch konnte ich glauben, daß man dieser Trennung froh war. Aber wie nun Abschied nehmen? Schriftlich, wie die Gesandtin rieth, das widerstrebte meinem Gefühl; und doch hätt' ich besser gethan. Aber meine Absicht war gut; ich wollte in Frieden scheiden; ich wollte nicht durch den Schein des Zürnens, oder durch Erwiederung der Kälte kränken. Nun ist aber doch alles gegen meine Wünsche gegangen. Der Sturm war heftig. Das Anerbieten der Gesandtin ward als eine absichtliche Beleidigung, mein Zurückbleiben als eine Bestätigung des Argwohns gedeutet, daß ich nach dem Platze trachte, der Kunigunden bestimmt gewesen. Ich konnte nur wenig sagen; Thränen erstickten meine Worte; aber meine Thränen rührten niemanden. Auch mein Dank ward mit Härte abgewiesen. Tief betrübt ging ich von ihnen weg; mein Herz blutete und faßte sich kaum.

Ach, sie werden doch endlich sehn, daß ich nach nichts getrachtet habe, als nach dem letzten Ziel, und daß mein Weg dahin ging, wo jeder Ehrgeiz und alles Mistrauen schläft.

Mit welcher rührenden Aufmerksamkeit ist hier für mich gesorgt! Alles ist wieder so, wie ich es verlassen habe. Auch Malchens Bild hängt wieder über meinem Schreibtisch, wie dort. Als ich die arme Mutter bat, es mir noch einige Wochen zu leihen, weil es mir gar zu lieb geworden war, rollten ihr heiße Thränen über die Wangen, und sie sagte mit gerührter Stimme: „So lange Sie wollen. Möchten Sie sich noch lange daran freuen. Mir steht es im Herzen."

d. 22. December.

Lindau ist heute abgereist. So geht denn ein Freund nach dem andern und alle Banden lösen sich, ehe die letzte reißt. Auch so ist es gut. Wenn alles hinweg genommen ist, woran ich mich aufrankte, wenn mich nichts mehr auf der Erde hält, so werd' ich mich inniger zu Gott

wenden, und ihm mein ganzes Herz ungetheilt darbringen.

Schmerzlich aber war der Abschied doch. Der Gedanke der letzten Trennung zog düster durch meine Seele; auch in Lindaus Herzen schien eine Ahndung meines nahen Todes aufzugehn. Seine Augen waren trübe, und er sagte mir viele freundliche Worte von Genesung und Wiedersehn, als ob er sich und mich in den Irrthum reden wollte. Ich schien standhafter als ich war. Ach er hat mich immer so redlich geliebt, und es mir nie gesagt; und auch jetzt kämpfte er sichtbar sein Herz nieder, und nur seine Thränen fielen auf meine Hand. Auch diesen Kampf dank' ich ihm. Ach ich hätte ihn auch lieben können — aber ich durfte ja nicht — und hätte ihm Liebe versagen müssen mit blutendem Herzen.

Gott sey Dank! Mein Weg wird immer leichter und ebner.

Mariannens Rückkehr von Danzig hat mir eine schmerzliche Freude gemacht. Sie war be-

troffen, mich so krank zu sehn, und glaubte mich zu schonen, wenn sie nicht von meiner seligen Mutter spräche. Ach wenn die Schmerzen nur an Worten hingen! oder als ob Wunden heilten, wenn man nicht davon spricht! Ein freyer Schmerz wird ja eben dadurch leichter, daß er sich zeigen und mittheilen darf; gehemmet und versteckt zehrt er am innersten Leben, wie ein fressendes Geschwür. Die gute Marianne dankte es mir ja selbst, da ich sie von dem Zwange befreyte, den sie sich auflegen wollte; und da sie mir alles erzählte von Anfang an, und jedes Wort der geliebten Mutter wiederholte, ihr Sehnen nach ihren Kindern, ihre liebenden Phantasien in den letzten Tagen, die schönen Züge ihrer Wohlthätigkeit und Großmuth, die Verehrung, die man ihr gezollt, die Thränen, die an ihrem Grabe geflossen — da strömten auch die Meinigen reichlicher, und mein Herz ward sehr erleichtert, durch die Freude an allem dem Schönen und Guten. —

Endlich Briefe von Eduard. So wäre mir auch dieser bald auf eine traurige Weise entrissen

worden! Aber Gott sey gelobt; er ist dem frohen Ziel nah. Wohlan, so kann ich auch dem Meinen froher entgegen gehn.

Eduard von Alban an seine Schwester Rosalie.

Lausanne d. 12. December.

Mein letzter Brief „geliebte Schwester" ließ Dich eine baldige Fortsetzung meiner Geschichte erwarten. Mit banger Besorgniß wirst Du der Entscheidung meines Schicksals entgegen gesehen haben, und ich habe dein theilnehmendes Herz so lange harren lassen! Der Inhalt dieses Briefes wird meine Entschuldigung seyn. Mein Loos ist entschieden; der Knoten gelöst. Ich kann freyer athmen, und mein erstes Geschäft ist, dir die unverschuldete Ursache meines Schweigens und die Ereignisse zu melden, die auf eine unerwartete Weise die Erfüllung meiner heißesten Wünsche herbeygeführt, und mich zu dem glücklichsten unter allen Menschen gemacht haben.

Du weist, daß ich im Begriff war, nach Freyburg abzureisen, um mich Nataliens Vater in die Arme zu werfen. Dieser Vorsatz wurde unverzüglich ausgeführt. Von einer heftigen Unruhe gespornt, nahm ich, um keinen Augenblick zu versäumen, auch die Nächte zu Hülfe. Da geschah es, daß ich in der Nähe von Moudon umgeworfen ward. Ich war gegen Steine gefallen, und wurde ohne Bewußtseyn aufgehoben. Mein rechter Arm war entzwey; ich hatte mehrere Wunden im Hinterkopf, und war auch sonst beschädigt. Wie ich nach Moudon gebracht worden, weiß ich nicht. Ein heftiges Fieber, die Folge meiner Wunden und der peinlichen Unruhe, in der ich mich wegen Nataliens befand, führte mich an den Rand des Grabes. Ich wollte immer fort, und die Wächter, die mich aufhielten, schienen mir Geister der Hölle, die mich in einem finstern Pfuhl anketten, und von dem Paradiese, das ich in der Ferne leuchten sah, abhalten wollten.

Endlich siegte die Natur. Mit dem sinkenden Fieber kehrte das volle Bewußtseyn zurück.

Die Gefahr des Todes war vorüber, aber meine Unruhe größer als je. Ich ließ daher einige Zeilen an Rutland schreiben, um ihm zu melden, wo ich sey, und wie sehr ich seiner Hülfe bedürfe. Dieser bewährte Freund zögerte nicht. Seine Ankunft goß Balsam in meine Wunden, und mein Herz wurde erleichtert, da es seinen Kummer ausschütten konnte. Als er meine Unruhe sah, und wie sehr sie meine Herstellung erschwere, verließ er mich den nächsten Tag unter einem wahrscheinlichen Vorwand, eilte nach Bern, benachrichtigte Miß Beresford, und durch diese Natalien von dem unglücklichen Ereigniß, und beschwor sie, unverzüglich das Mögliche zu thun. Während sie sich berathschlagen, kömmt der Baron von Freyburg zurück. Die Traurigkeit auf dem Gesichte seiner Tochter, und die Spuren der Thränen, welche die Freude über sein Wiedersehn nicht hatte austilgen können, blieben ihm nicht verborgen. Betroffen fragt er nach der Veranlassung, und Natalie mit Strömen von Thränen wirft sich ihrem Vater zu Füßen, beschwört ihn bey seiner Zärt-

lichkeit, und bey dem Andenken an ihre verewigte Mutter ihr zu verzeihen, wenn sie ihm ein Gefühl ihres Herzens verborgen hätte, das ihr selbst erst in dem Augenblicke recht kund geworden, wo er ihr die Hand seines Freundes angetragen. Dann sagte sie ihm alles, was in Vevay vorgefallen war, und zuletzt, was sie eben von meinem Freunde erfahren, die Absicht meiner Reise, meinen Unfall und meinen jetzigen Zustand. Der Baron hörte ihre Erzählung stillschweigend an, indem er ernst vor sich hin sah, entfernte sich dann, und schloß sich, wie er im Unmuth zu thun pflegte, in sein Zimmer ein. Während dieser Zeit lag Natalie in den Armen ihrer Freundin, weinend über ihres Vaters Unwillen, sich selbst anklagend, jammernd um sich und mich. Ihr schönes Herz fluthete zwischen Hoffnung und Furcht; die Liebe zu dem Vater und dem Freunde kämpften; bald wollte sie sich ganz in des Vaters Arme werfen, ihre Liebe ihm opfern, und nur seine Wünsche hören; dann aber, wenn sie an meinen Zustand dachte, ging ihr muthiger Vorsatz in schmerzli-

cher Liebe unter. Nach einiger Zeit ward Natalie zu ihrem Vater gerufen. Sie ging, ohne Entschluß, ohne Willen, zitternd und blaß, mit rollenden Thränen. Der Baron öffnete ihr die Thür. Seine Miene war ernst, aber nicht streng, noch zornig. Nach kurzer Frist kam sie zurück, noch blaß zwar und weinend, aber durch ihre Thränen leuchtete die Freude, und der Ausdruck des bangen Zweifels war von ihrem Gesicht entflohn. Rutland wurde gerufen. Es ist alles vergeben, sagte sie zu ihm: der gütige Vater will nichts als das Glück seiner Tochter. Er verlangt Sie zu sprechen. — Als Rutland zu dem Baron herein trat, sagte dieser zu ihm: „Ihr Freund hat unrecht gehandelt, mir ein Geheimniß aus seiner Liebe zu machen. Bey mehr Vertrauen hätte er uns vielen Kummer, und mir einige Verlegenheiten erspart. Sagen Sie ihm, daß ich seinen Unfall aufrichtig beklage, und daß ich ihn bey mir zu sehn wünsche, so bald es sein Zustand erlaubt.“ — Jetzt kehrte Rutland unverzüglich zurück, ritt die ganze Nacht hindurch, und stand beym An-

brüch des Morgens vor meinem Bette. Mit behutsamer Schonung unterrichtete er mich von seinem Unternehmen; wie er Natalien gefunden, wie sie sich ihrem Vater entdeckt, und von diesem die Genehmigung ihrer Liebe erbeten habe. — Mein Erstaunen, meine Freude war wie Du denken kannst. Ich warf meinen gesunden Arm um seinen Hals, und zog ihn mit an meine Brust. Ihm zu danken fand ich keine Worte.

Der Taumel der Freude hatte meinen Zustand ein wenig verschlimmert; aber die quälende Unruhe war doch von meiner Brust genommen; mein Blut floß leichter; meine Phantasien waren heiterer. In wenigen Tagen, schien es, würde ich nach Bern gebracht werden können, um aus Nataliens Munde selbst die Bestätigung meines Glücks zu erfahren.

Doch war ich noch nicht am Ziel. Eine neue Prüfung war mir aufgespart. Sie ist vorüber, und dem Himmel sey Dank, sie hat mein Glück auf mehr als eine Weise befestigt.

Ich war in der Nacht aufgewacht und verlangte zu trinken. Der sonst besonnene und kluge Wächter vergreift sich schlaftrunken, und gießt der Limonade eine beträchtliche Menge Laudanum zu. Zu spät ward ich den Irrthum gewahr. Der Arzt wurde gerufen; aber eine geraume Zeit verging, ehe ich Hülfe erhalten konnte. Die Folgen waren gewaltsam. Ich brachte mehrere Tage in einem fieberhaften Wahnsinn zu.

Während ich in diesem Zustande war, von den schrecklichsten Phantasien gefoltert, oft mit Todten kämpfend, oft von Gebeinen bedeckt, die sich von selbst auf meiner Brust aufthürmten, und mich einbauten; blühende Wangen küssend, die sich wendend einen grinzenden Schädel zeigten; von gräßlichen Gespenstern über Felsen gejagt, und von schroffen Klippen herabgestürzt — in diesem Zustande, wo ich immer nach Natalien rief, oder nach der geliebten Mutter, oder nach Dir, hielt mich Rutland für verloren, und schrieb an meinem Bette, das er weder Tag noch Nacht verließ, einige Zeilen an

Miß Beresford, und auch an Nataliens Vater, um sie auf eine traurige Katastrophe vorzubereiten. Der Baron, in dessen edler Seele jeder Rest des Unmuths ausgetilgt war, zumal er immer deutlicher erkannte, wie frey von Schuld Natalie sey, faßte sogleich einen Entschluß, und ohne seiner Tochter das ganze Geheimniß mit einenmal aufzudecken, reiste er unverzäglich mit ihr nach Moudon ab. Es war Abendzeit. Ich hatte den größten Theil des Tages geraset, und lag jetzt in einem Schlummer der Ermattung, mehr einem Todten, als einem Lebenden gleich. So brachte ich mehrere Stunden in einer heftigen und entscheidenden Krisis zu. Die wilden Phantasien zogen abwärts, und machten heiterern Bildern Raum. Ein lachendes Gefild blühte in neuem Frühling um mich her; Nachtigallen flöteten aus duftenden Schatten; ein flammendes Abendroth brannte durch grüne Zweige; silberne Bäche rauschten über Blumen hin, und an dem klaren Himmel schwamm der Nachen des Mondes. Mir war es, als läg ich in kühler Grotte vom

Schlafe gebunden, und sehnte mich mit unendlicher Wehmuth nach einem geliebten fernen Wesen, das ich nicht zu nennen wußte; und während ich so in die Ferne schaute, und mit dem fesselnden Schlafe rang, trat Natalie zwischen Rosen hervor, und faßte meine Hand und legte sie in die Hand ihres Vaters. Ich hatte träumend Nataliens betende Hände gefaßt; denn sie kniete an meinem Lager, still in sich hinein weinend und glaubte mich sterbend. Ihr Vater stand neben ihr. Ein Strahl des Abendroths fiel durch die Gardinen der Fenster, und streifte mein Gesicht und das ihrige, und ich schlug die Augen auf, und sah die Kniende neben mir im Rosenschimmer, und noch in dem Wahne des Todes sagte ich: „Auch du hier, gute Natalie? Ach der Tod ist ja noch schöner mit Dir als das Leben." „Du lebst, Eduard, rief sie aus, ohne aufzustehn, und meine Hand zwischen die ihrige nehmend — Du lebst, und ich sehe Deine Augen wieder. Aber wie bist Du so blaß und verändert!" — Ihre Stimme rief mich in die Wirklichkeit zurück. Auch der

Vater redete mich jetzt an, und fragte theilnehmend nach meinem Zustande. Ich fühlte Genesung. Meine Wunden hatten sich sehr gebessert. Die Freude that das Uebrige, und in wenigen Tagen war ich im Stande, die Geliebte hierher zu begleiten, und bey besserer Bequemlichkeit meine Heilung zu vollenden.

So hat Gott dieses Ereigniß gewendet. Nichts ist meinem Glück gleich zu schätzen. Natalie liebt mich mit der ganzen Fülle ihres schönen Herzens, und ihr edler Vater billigt und freut sich ihrer Liebe. Sobald ich hergestellt bin, wird uns ein schöneres Band vereinigen, und um dieselbe Zeit soll auch sein Sohn mit der Hand Deiner Freundin beglückt werden. Das Uebrige ist noch unbestimmt. Der Wunsch des trefflichen Mannes wäre, uns alle um sich zu versammeln, um, wie er sagt, den stillen Festtag des Alters in der Mitte seiner Kinder zu feyern, und von ihnen geleitet den letzten Weg leichter zu vollbringen. Natalie führt diese Plane im Stillen weiter aus, und es gibt nichts, was das Leben des edelsten Mannes und des gütig-

sten Vaters verschönern könnte, worauf sie nicht sinnet. Du, gute Rosalie und unsre geliebte Mutter, ihr gehört auch in diesen Plan, ob wir schon noch nicht wissen, auf welche Weise wir euch in unsern Kranz flechten werden. Natalie, die Dich aus den Briefen ihres Bruders kennt, liebt Dich mit schwesterlicher Liebe und legt diesem Brief einige Zeilen an Dich bey. Daß Du sie lieben wirst, bin ich gewiß. Sie ist Dir gleich, nicht an Gestalt allein, sondern an Sinn und Gemüth.

Noch sind meine Kräfte schwach, und ich gebrauche meinen Arm nicht ohne Schmerzen. Zum Schreiben that er heut' seinen ersten Dienst. Ich sehe hier niemanden, als die, welche mir alles ist, und ihren Vater. In dieser Einförmigkeit des äußern Lebens genieße ich mein Glück schöner und inniger. Meine Freude ist jetzt ruhiger, da ich des schönsten Besitzes gewiß bin; und die Gefahr der Krankheit, in der ich geschwebt habe, hat die ungestümen Wellen meines Gemüths besänftigt. Wenn man von dem Grabhügel aus in das Leben schaut, da erscheint

es ganz anders als zuvor; andere Lüfte wehen von jenseits herüber, und alles wird stiller, heiliger und heimlicher. Die Heftigkeit, mit welcher ich mich vorher der Leidenschaft oft überließ, erscheint mir jetzt wie ein Rausch, der nicht ohne Genuß, und selbst in der Mitte der Leiden begeisternd, aber seines Gegenstandes nicht würdig war. Diese himmlische Seele ist einer stillern und edlern Liebe werth. Auch ihre Liebe ist still. In ihrem ganzen Wesen ist Gleichmäßigkeit und Harmonie, und ihre Seele spricht weniger von ihren Lippen als aus ihren Augen, die ruhig, wie ein klarer Himmel, in die Tiefe ihrer Seele schauen lassen. Selten werden ihre Empfindungen in Worten laut; von dem Schleyer jugendlicher Schüchternheit wie ein schönes Geheimniß eingehüllt, thun sie sich durch den Ton ihrer Stimme kund, und sie erfreut und entzückt um desto mehr, je weniger sie selbst das Bewußtseyn ihrer Vortrefflichkeit hat. Täglich, scheint es mir, lieb ich sie mehr und inniger, und ich danke Gott ohn' Unterlaß für dieses herrliche

Geschenk, das mein ganzes Wesen reinigt, und mich fester an seinen Geber knüpft.

Ich lege diesem Briefe noch einige Zeilen an die geliebte Mutter bey, die nun schon so lange schweigt. Wie sehne ich mich, sie wieder zu sehn, sie um ihren Segen zu bitten, und ihr die zuzuführen, die so würdig ist, ihre zweyte Tochter zu seyn. Ein Land schöner Zukunft rollt sich vor meinen Blicken auf, wo wir uns in ungetrenntem Verein des schönsten Glückes der Liebe und Freundschaft erfreuen werden. Lebe wohl, gute, theure Schwester. Ich umarme Dich in Gedanken, bald vielleicht in der That.

Dein

Eduard.

Natalie von Saint-Val an Rosalie von Alban.

Bekannt und unbekannt zugleich, geliebte Schwester eines geliebten Bruders, schreibe ich Dir diese Zeilen, um auch durch sichtbare Zei-

chen ein Band anzuknüpfen, das unsichtbar schon längst sich um meine Seele geschlungen hat. An den Felsen von Meillerie las ich Deinen Namen zuerst mit froher Ahndung, und gesellte ihm, mit dem dunkeln Vorgefühl künftiger Liebe, den Meinigen zu. Schon damals warst Du mir aus Deines Bruders Munde theuer geworden; nun bist Du es mir noch mehr durch die Liebe, die er zwischen uns theilt. Dich eint Dein Bruder mit mir; an Dich reiht Antonie sich an; an Deine Freundin mein Adolph. So ist die Kette geschlossen, durch die der Strom der Liebe kreist, ohne daß Du sagen kannst, wo er beginnt oder endet. Wundere Dich nicht, daß ich so vertrauend schreibe, als hättest Du mich schon schwesterlich an Dein Herz gedrückt. Gibt nicht die Liebe Vertrauen und Hoffnung; und darf ich nicht stolz seyn, da ich die Braut Deines Bruders bin? Begegnen sich unsre Herzen nicht in dem Seinigen? und kehren nicht meine Reden und die Seinigen unaufhörlich auf Dich zurück? Du bist es ja, von der Eduard sagt: „Sie war klein schon

weniger ein Mädchen als ein Engel; und wenn sie auf den Dornen des Krankenbettes lag, eine verklärte Heilige. Und dann wieder: „Wenn ich Dein Geschlecht lästern hörte, oder seine Verkehrtheit sah, kehrte ich mich nach Rosalien um, und augenblicklich war alles vergessen und allen verziehen, um Einer Gerechten willen.“ Auch wiederum: „Sie ist so fest und so rein, wie der Diamant; und dennoch zerfließt ihr schönes Herz so leicht, wie eine Perle des Thaues, die an dem Kelche der Rose zittert.“ — Ihre Sprache kennt kein hartes Wort, sagt' er weiter, und wenn das Böse der Welt über ihre Lippen geht, so reinigt es sich wie die Töne verstimmter Instrumente in freyer Luft.“ — Dieses und vieles andre sagt' er von Dir, und die begeisterte Liebe, mit der er Dich erkennt und mir schildert, knüpft mich immer fester an Dich und ihn. Darum bin ich so voll von Vertrauen, wie ich voll der Liebe bin; und wenn wir uns einst begegnen — ich hoffe, bald — so werden wir uns als alte Freundinnen begrüßen, und uns ohne Worte

erkennen und verstehn. Dann wird mein Herz zugleich an dem Deinen und an Eduards Herzen schlagen, und wie unsre Namen dort ein Kranz von Immergrün vereint, so wird sich um unsre Herzen, ich zweifle nicht, ein unvergängliches Band der Liebe schlingen, und wir werden uns so lieben, als ob keine irdische Hülle mehr den innigen Verein der Seele hemmte. Lebe wohl und sage mir bald, daß mein Glaube kein Wahn ist.

Natalie.

Aus Rosaliens Tagebuch.

den 23ten December.

Ja Du sagst wahr, liebes unbekanntes und doch so theures Wesen, „wenn wir uns einst begegnen, so werden wir uns ohne Worte erkennen und verstehn.“ Wir werden uns einst begegnen, aber nicht hienieden mehr. Die Hand, die Du mir reichst, wird mich nicht fassen, und das Herz, an das Du fallen willst, wird bald

stille stehn und Asche seyn. Ehe die Blüthen Deiner Freude alle ihre Blätter aufschlagen, sind die Meinigen für immer abgefallen, und ich werde Dich nicht sehn und an meine Brust drükken. Aber der Geist, der aus dem Grabe sich erhebt und den Staub überwindet, der soll sich an Deinen Busen legen, und, wenn Du um mich weinst, Dich trösten, und Dir alle die Liebe in das Herz thauen, die meine Lippen Dir nicht sagen können. — —

So wie meine Schwäche zunimmt, so werden meine Zufälle heftiger. Diese öftern Wiederholungen, die zweifelnde Miene des Arztes, die ängstlichen Fragen meiner Freunde, die versteckten Thränen der guten Nanny — alles das spricht deutlich genug. Wollt' ich meine Ohren verschließen vor so vielen Boten, die Gott mir sendet? Wollt' ich jetzt die Sehnsucht nach dem Himmel vergessen, mit der ich geboren bin, und mich mit thörigter Begierde an das Vergängliche halten, das ich nicht mehr besitzen kann?

Als ich das erste Abendmahl genoß, da gelobt' ich Gott, ihm mein ganzes Leben zu weihen, und durch Heiligung meines Herzens nach seiner Liebe zu streben. Ach ich habe dieses Gelübde nicht so treu erfüllt; als ich jetzt wohl wünschte; aber die unendliche Güte wird ersetzen, was meine Schwachheit mangelhaft ließ. Nun sendet Gott den Engel seines Todes und ruft mich von dannen. Das Opfer ist vollbracht; die Zeit der Prüfung endet; er würdigt mich seines Anschauns schon jetzt. Warum sollt' ich denn trauern? Freuen will ich mich vielmehr des frühern Lohnes, und daß ich der Erde und so vielen Versuchungen entnommen werde.

---

d. 24. December.

Ich bin heiterer erwacht als ich seit vielen Tagen war. Gottlob, auch die Nacht steht mir tröstend bey, und erquickende Träume thauen lindernden Balsam in meine brennenden Wunden.

Ich träumte, es sey Nacht um mich her. Von dumpfen Schmerzen gedrückt, lag ich in einem tiefen Thal an dem feuchten Boden ge-

fesselt, und kein Stern zog freundlich über meinem Haupte hin. Meine Augen brannten, von einem schmerzhaften Krampfe zusammen gezogen. Ich wollte reden; aber ich konnte nicht. Da betet' ich still um Linderung, und nur mein Herz regte sich, aber meine Lippen bewegten sich nicht. Indem ich so in mir betete, schwoll der Boden unter mir; die Berge umher sanken ein; das Thal, wo ich lag, erhob sich zum Hügel, und ich ruhte auf seinem Scheitel unter fremden hohen Blumen, die sich über mir küßten. Und wie sich die Blumen gegeneinander neigten, thauten Thränen von ihnen auf mich herab, und der Krampf meiner Brust zerging, und ich erhob mich selbst wie eine der Blumen und schaute umher. Ueber mir zerrann jetzt die Nacht, und der blaue Himmel schien klar und herrlich herein, und ein neues Land stieg auf aus dem fernen Nebelmeer, wie jenseits der Gränzen der Erde, und mein Aug hing an dem Land. Was ich dort gesehn, ist mir aus dem Gedächtniß verschwunden; aber die Seligkeit, die ich bey dem Anblick fühlte, ist in meiner Brust geblieben, und

ich sehne mich wieder nach dem Schlafe und nach jenem Aufschauen, das mich so selig machte.

Ich will meiner Leiden nicht mehr denken; meine Schmerzen sollen mich nicht mehr stören. Ich will nur an Gott denken und an den letzten Schritt durch die dunkle Pforte, die mich zu seiner unaussprechlichen Herrlichkeit führen soll.

Ach oft, wenn ich sonst meine Augen zu dem gestirnten Himmel erhob, und mich verlor in diesem Meere mit flammenden Inseln besät; wenn ich dann dachte, daß auch ich auf einer dieser Welten in dem gränzenlosen Raume schwimme, und obgleich nur ein Atom in der Unermeßlichkeit dennoch diese Wunder zu fassen, und durch sie bis zu dem Throne dessen, der die Unendlichkeit selbst ist, zu dringen vermag — da fühlte ich oft eine so hohe Freude über mein menschliches Daseyn, daß ich mitten in meinen Leiden niedersank, und Gott dankte für dieses selige Gefühl. Nun hab' ich ja nur noch wenige Schritte zu thun, und alles, was mich von Gott trennt, zerrinnt, und ich werde ihn

sehen, wie er ist; nicht mehr durch den Schleyer seiner Werke, sondern wie er ist, in seiner Herrlichkeit. Diese Hofnung soll meine Seele erheben, und meine Schritte beflügeln, daß ich froh und leicht den Rand erklimme, der die Welt von der Ewigkeit trennt.

---

den 25ten December.

Daß ich diesen schönen Tag noch einmal erlebt habe, daß ich noch einmal, so kurz vor meinem Tode, das wundervolle Ereigniß habe feyern dürfen, das mir den Tod leicht und wünschenswerth macht, das ist auch eine der herrlichen Wohlthaten Gottes, durch die er mich bis zu meinem Ende erfreut. Ja, ich will jubeln und danken, wie in jener geheimnißvollen Nacht die Erde jubelte, als das wundervolle Kind zum ersten Mal an der Brust der seligen Mutter lag, Engel herabstiegen das Wunder zu schauen, heilige Stimmen vom Himmel erschallten, und die Menschen entzückt dem neuen Tage der Welt entgegen sahen. Und herrlich brach der Morgen dieses neuen Tages an. Der

Glaube war erstorben; nur bange Furcht brütete über der verlaßnen Erde. Da ward das Sehnen der Menschen gestillt: Gott trat unter sie: die unendliche Heiligkeit kam ihnen tröstend in menschlicher Hülle entgegen. Die frohe Botschaft der Liebe erschallte. Bey dieser Botschaft richtet sich noch jetzt die zagende Menschheit auf, und wenn alle Hülfe sie verläßt, schaut sie getröstet auf zu dem, der ein Knecht ward, um die Menschen von der Knechtschaft zu lösen. Aus einer dunkeln und niedrigen Hütte ging der Strahl des Lichtes aus über die Welt, und die göttliche Liebe stieg zur Erde herab, und ein freudiger, frommer Schauer ging durch die ganze Natur. Damit die Menschen Dich recht lieben konnten, darum, o Ewiger, erschienst Du als ein hülfloses Kind, und verließt Deinen Strahlenkranz im Himmel, und schmücktest Deine blutende Stirn mit der Dornenkrone, und starbst unschuldig den schmerzlichsten Tod. Zu Dir dem Erniedrigten, der doch so göttlich war, zu dem Gemishandelten, der doch so unschuldig und heilig war, zu Dir wendet sich nun

jedes verzagende Herz mit vertrauender Liebe. Du kennst ja seine Schmerzen; Du warst ihm ja gleich. Durch Dich kehrt er — auch wenn er fehlte — vertrauensvoll zu Gott. Die Sünde ist ja von ihm genommen durch Dich, denn die Furcht ist von ihm genommen, die vor Gott flieht, und, weil sie die Liebe des Vaters nicht kennt, vor der ewigen Gerechtigkeit und dem Zorne des Allmächtigen zittert. So ist der Friede in die Welt zurückgekehrt; die Zwietracht der Sünde ist getilgt; die versöhnende Reue löst jeden Miston auf. Wir fühlen Gott wieder in uns; Gott offenbart sich in uns; die Herrlichkeit des Himmels scheint schon in das Dunkel dieser Welt und erleuchtet das Grab, das nun dem Frommen nicht mehr schrecklich ist.

So froh war ich lange nicht, als an diesem heiligen Tag. Ich habe noch einmal meine Stimme vereinigt mit denen, die sich der Menschwerdung Gottes erfreuen. Ach ich war so glücklich! Meine Thränen flossen so leicht und erquikkend! Hätt' ich doch mit ihnen den kleinen Ue-

berreſt meines Lebens an den Altären der ewigen Güte vergießen können!

Ich habe meine Sünde vor Gott niedergelegt, und die Zuſicherung ſeiner Gnade hat mein Herz erfreut. Ich habe an ſeinem Altar gekniet und mein letztes Abendmahl gefeyert. Jetzt ſind alle Wolken zerronnen, die auf meiner Seele lagen. Mit einem tiefen Frieden ſeh ich die Sanduhr meines Lebens zu Ende rinnen. Ich weine auch nicht mehr den geliebten Aeltern nach, ſandern freue mich, daß ſie bey Gott ſind, und daß ich in wenigen Tagen mit ihnen vor dem Throne des Ewigen anbeten werde.

Noch einmal will ich mich an die Bruſt der Geliebten ſchmiegen, die ich zurücklaſſe — zum letzten Mal. Sie werden um meinen Tod trauern; aber meine letzten Thränen werden ihr Troſt ſeyn. Dann iſt alles vorbey. Dann will ich nicht mehr trauern, und kein irdiſcher Gedanke ſoll meine Seele trüben.

Am Grabe des Erlöſers zu knien, den heiligen Boden zu küſſen, den ſeine Füße betraten,

die Orte aufzusuchen, wo sein Leiden der Welt Seligkeit schuf — das war wohl oft der stille Wunsch meiner geheimsten Sehnsucht. Nun endet meine Pilgerschaft an meinem eignen Grabe, und ich werde nicht bloß den Schatten seines Andenkens, sondern ihn selbst finden, und alle meine Sehnsucht wird in der Seligkeit seines Anschauens untergehn.

Daß ich jetzt meinen Tod mit Ruhe erwarten kann, und daß auch die Thränen, die ich meinen zurückbleibenden Freunden weine, ohne Bitterkeit sind, das danke ich meinen frommen Aeltern, die mich früh gelehrt haben mein ganzes Leben und alle seine Ereignisse auf Gott zu beziehen. Hierdurch sind mir alle meine Leiden leichter, und mein Leben froher geworden; und ich fürchte den Tod nicht, und auch nicht was nach dem Tode folgt. Ich weiß ja, daß ich durch ihn allein zu der Erkenntniß dessen komme, den ich von Kindheit an in meinem Herzen und in seinen Werken mit Sehnsucht gesucht habe; und so ist mir der Tod nicht das Ende meines Da-

seyns, sondern der Anfang desselben. Ich werde nicht mehr den Wechsel der Jahreszeiten sehn; kein neuer Frühling wird mir seine Blumen bringen; aber die Erde mit allen ihrem Schmuck ist ja nur der Saum seines Gewandes, und der Himmel mit allen seinen Sonnen nur der Schleyer seiner ewigen Schönheit. Die Harmonien der Erde werden nicht mehr zu meinen Ohren dringen; aber was mich in ihnen so tief und innig bewegt, ist ja nur der ferne Wiederhall jener höhern Harmonie, die in Gott ist, und die zu fassen kein sterbliches Ohr vermag. Und ist es nicht so mit allem, was das Leben Schönes beut? Ist es nicht selbst so mit den Thaten, die wir hienieden bewundern, und den Tugenden, die wir an andern lieben? Warum bewundern und lieben wir sie denn, als weil sich in ihnen der Gegenstand aller Bewunderung und Liebe spiegelt? weil sie uns aus der Verwirrung des niedrigen Lebens zu der Ahndung der ewigen Klarheit und Reinheit erhebt, die bey Gott auf den Höhen seiner Herrlichkeit wohnt? So kömmt ja alle hohe Freude von Gott, und führt zu

Gott; und das Beste, was die Erde und das Leben beut, ist ja doch nur ein unnennbares Sehnen nach etwas Andern, Höheren und Unbegreiflichern. Aber was hier unbegreiflich ist, wird es nicht immer seyn. Der Vorhang zerreißt, der die Gräber der Erde von den Gefilden des Lichts und der Wahrheit trennt, und das innere Heiligthum jener erhabnen Mysterien wird uns enthüllt. Dann werden unsre Ahndungen in Erfüllung gehn, und unser Sehnen nach Wahrheit wird durch die volle Genüge eines beglückenden Schauens in die Tiefe der Wahrheit befriedigt werden.

Rosalie an Antonie von Lindau.

C. den 26 December.

Wenn Du diesen Brief erhältst, gute Antonie, ruht die Hand, die ihn schrieb, in dem Schooße der Erde, und das Herz, das ihn eingab, steht auf ewig still. Der, welcher Dir ihn bringt, weiß nicht, daß es die letzten Worte einer Sterbenden

sind. Ich wollte ihm nicht vertrauen, was ihm einen zu langen Schmerz gegeben, und seine frohe Erwartung Deines Wiedersehns getrübt haben würde. Aber jetzt werdet ihr eure Thränen mischen, und der Schmerz zweyer liebenden Herzen wird leichter werden, indem er sich vereint. Darum hab' ich auch Dir von meinem nahen Sterben nichts gesagt. Ich weiß, daß Du schmerzlich um Deine hingegangene Freundin trauern wirst; Dein treues Gemüth hing ja so fest an ihr; Du lebtest ja in ihr, wie sie in Dir lebte; nur Ein Sinn war in beyden; Eine Freude; Eine Hofnung. Auch getrennt waren wir Eins. Nun ist die Trennung noch größer, und die Hofnung des Wiedersehns auf Erden ist in das Grab gelegt. Weine nur, gute Antonie; ich weine ja auch, indem ich diese letzten Worte mit zitternder Feder schreibe — auch mir schien ja diese Hofnung so freundlich in das Leben herein und tröstete mich, wenn jeder andre Trost mich verließ. Der Morgen unsrer Liebe war mit Thränen bethaut; nun zieht auch der Abend mit neuen Thränen heran. Von

dem Grabe ging unser Weg aus und endet am Grabe.

Ich will Deiner Schmerzen nicht schonen, Geliebte meiner Seele, Du mein zweytes schöneres Leben; ich will mir keinen Zwang auflegen, um froher zu scheinen als ich bin. Ich spreche ja zum letzten Mal mit Dir, und wie mein Herz immer offen vor Dir gelegen hat, so sollen auch jetzt, bey dem letzten Abschiede, meine Thränen ohne Zurückhaltung auf die Wunden Deines Herzens fließen. Besser strömt ja dieser große Schmerz mit einem Mal aus allen Adern des Herzens aus, damit dann Ruhe zurückkehre, und Freudigkeit, und stille Ergebung in Gott. Du wirst nicht ohne Tröstung seyn. Die milde Hand eines geliebten Freundes wird Deine Thränen trocknen, und wie wir einst über dem Grabe meines Vaters, so werdet ihr über dem Grabe der Freundin ein engeres Bündniß schließen; eure Herzen werden sich besser verstehn in der gemeinsamen Trauer, und das Morgenroth, das Euch hinter meinem Grabhügel auf-

geht, wird Euch einen schönen Tag inniger Lie=be für ein ganzes Leben verkündigen.

So war auch unsre Liebe ein schöner, wenn gleich kurzer Tag, oder, vielmehr ein heiterer Vorabend des großen und herrlichen Festtages, dessen Jubel von den Ufern einer andern Welt herübertönen. Ach wie gern verweilt meine Seele bey der Erinnerung an jene glücklichen Tage, die immer in ihrer Tiefe leuchten, auch wenn ich vor Gott knie, und ihm alle mei=ne Freuden und mein Leben opfre. Wohl hab' ich bisweilen gezweifelt, ob ich ihm nicht auch diese meine letzte und höchste Freude opfern müßte, um aller irdischen Banden ledig vor sei=nen Thron zu treten; aber diese Zweifel sind in einem bessern und tröstlicheren Glauben unterge=gangen. Unsre Liebe war ja sein Werk! Sie hat ja vor den Altären seiner ewigen Liebe be=gonnen! Sie hat ja unsre Herzen gereinigt und frömmer gemacht. Ach wie oft, wenn ich an Deiner Brust gelegen, wenn ich mich selbst in Dir und Deiner Liebe vergessen hatte, wie oft bin ich da zu der heiligen Stelle zurückge=

kehrt, wo wir uns, unbekannt, zum ersten Mal gesehen hatten, und habe Gott mit Thränen gedankt für Deine Liebe, und ihn gebeten, sie immer mehr zu segnen, und bin dann froher und seliger aufgestanden, wie nach erhörtem Gebet! Wie oft, wenn dumpfer Unmuth, wie schwere Gewitterwolken, über meinem Herzen brütete, oder wenn sich Bitterkeit und Haß in die Schale meines Lebens ergoß, und mich nichts rettete, und nichts half, — wie oft hat da ein leiser Gedanke an Dich, und die Erinnerung an eines Deiner freundlichen Worte die Stürme beschworen, die mein Innres zerrissen! Wie ein guter Engel standest Du neben mir, wortlos warnend, durch Dein Daseyn allein. Ach so vieles bin ich Dir schuldig, was Du nicht weißt, und was ich dankbar niederlegte in den Schoos der ewigen Güte; so vieles, was ich mit Entzücken denke, und jetzt, da ich ihm auf immer entsagen muß, mit Wehmuth beweine.

Laß uns denn noch einmal zurückschaun in dieses schnell verblühte Eden unsers seligen Pilgerthums, ehe sich die Pforte des Lebens, durch

die kein Blick mehr dringt, auf immer verschließt. Laß mich noch einmal Deine Hand fassen, gute Antonie, und Dich an mein Herz ziehn, und meine Wangen an die Deinigen drücken, hier an dem Rande des Todes, eh' ich in die dunkle Tiefe hinabsinke, und mich einhülle in den Schleyer der düstern Erde. Wie auf meinem Grabe aufrecht sitzend, will ich noch einmal in das helle, sonnige Leben sehen, mich seines Blüthenfrühlings erfreuen, und seines Morgen- und Abendroths, seiner Gestirne und seiner entzükkenden Harmonien. Die Jahre meiner Kindheit ziehen vorüber vor mir mit ihren kindischen Spielen, ihren unschuldigen Irrthümern, ihren schnell versiegten Thränen und ihren unerfüllten, aber frohen Erwartungen; das frohe Zusammenseyn mit dem geliebten Bruder, die kleinen Zwiste, die herzlichen Versöhnungen, und der harmlose Wettstreit um die Gunst der Aeltern. Ach indem ich so meine Blicke in die Thäler des stillen Lebens versenke, dringen die frohen Erinnerungen von allen Seiten auf mich ein, und um alle Blumen und Zweige schwe-

ben die Geister glücklicher Tage. Und wie ich heraustrete aus dem Traume der Kindheit in den hellern, bewußtvollern Sonnenschein der Jugend, da kömmst Du mir entgegen, meine Antonie; und wie Du mir die Hand bietest, und die Blüthen der Liebe, die an Deiner Brust aufgegangen sind, an die Meinige drückst, da entfaltet sich mit einemmal das zusammengedrängte Herz, und die Seele schlägt jubelnd ihre Fittiche, und alle Quellen der Freude ergießen sich schäumend und glänzend, und ein schöneres Leben blüht mir aus Deiner Freundschaft auf. Daß ich Muth zum Leben bekam, daß ich mich seiner mit größerer Innigkeit freute — das verdank' ich nur Dir. Durch Dich ist es mir vervielfältigt worden, — und ob ich gleich, nach menschlicher Weise zu reden, allzufrüh davon scheide, so darf ich doch nicht klagen, daß es zu kurz sey. Murre Du auch nicht, Du Gute, gegen den Rathschluß des Himmels, sondern bete in Demuth seinen Willen an, und freue Dich, daß ich den Gefahren des Lebens entnommen bin. Zwar hätt' ich mich gern noch einmal in

Deine Arme geworfen, noch einmal gern an Deinem Busen geweint; ich wäre noch freudiger gestorben an Deiner Seite und unter Deinen Gebeten. Jetzt werden Fremde meine gebrochnen Augen schließen; eine fremde Hand wird den Myrtenkranz um meine kalten Schläfe winden, und fremde Stimmen werden zu mir sagen: Ruhe sanft. — Aber so hat es Gott gewollt, damit nicht der Schmerz über Deinen Schmerz mich in dem Leben zurückhielte, oder irgend etwas meine Seele von dem abwendete, was ja in diesen ernsten Augenblicken meine Gedanken ausschließend beschäftigen muß.

Wenn ich gestorben bin, wirst Du meine Papiere erhalten, meine Tagebücher und Briefe, so wie ich alles in diesen letzten Tagen geordnet habe. Du wirst oft Deinen Namen darin lesen, wie Du ihn auch in meinem offnen Herzen lasest, und die Erinnerung unsrer glücklichsten Stunden. Das roth und schwarze Kreuz, das ich dazu gelegt habe, trage zu meinem Andenken; es ist das letzte Geschenk, das ich aus den Händen meines seligen Vaters em-

pfing, und seit seinem Tode hab' ich es nie abgelegt. Die andern kleinen Geschenke vertheile nach den darauf geschriebenen Namen an unsre ehemaligen Gespielinnen. Der guten, verehrten Constant sind meine Zeichnungen bestimmt. Die letzte, auf der sie sich selbst finden wird, ist nicht ausgeführt. Meine Augen wurden zu dunkel, meine Hand zu schwach; so mußte ich sie unvollendet lassen, wie so manchen Plan meines Lebens.

Deinen Bruder, gute Antonie, grüße herzlich von mir. Ich habe sein schönes Gemüth erkannt, und in seiner Stimme hörte ich oft den Wiederklang der Deinigen. Ach er liebte mich mehr, als ich mir gestehn durfte; darum mußte ich ihm kalt und lieblos scheinen. Aber zutrauensvoll und freudig hätt' ich ihm gern meine ganze Liebe gegeben, wenn ich, im Scheiden von dem Irdischen, noch ein irdisches Band hätte knüpfen dürfen. Als ich Abschied von ihm nahm, that es mir weh, ihm mein Inneres verschließen zu müssen. Meine Augen waren trocken, aber mein Herz weinte in mir;

er ging traurig von mir, und ich sah ihm trauernd nach. Ach, als er mir aus dem Gesichte war, da strömten meine Thränen, und ich fühlte, daß ich ihn mit schwesterlicher Zärtlichkeit liebte.

Auch Deinem Saint-Val sage meine letzten Grüsse, und daß er mir verzeihen möge, wenn ich ihn zum Boten meines Todes erkohr. Er wird auch Dein Tröster seyn, und das süße Geschäft, die Thränen der schönsten Seele zu trocknen, wird mir seine Verzeihung schaffen. Laß Deine Trauer Dich nicht hindern, Deinen Bund zu schließen, und das edelste Herz durch Deinen Besitz zu erfreuen. Nimm ihn, den Dir Gott gegeben, noch einmal von Deiner Freundin an, und gib dem Geliebten, was Du der Freundin gegeben hast, die Fülle Deiner heiligen und frommen Liebe. Gott wird euren Bund segnen, und aus den Sitzen der Seligen, wenn mich, wie ich hoffe, seine Gnade zu ihnen eingehen läßt, werde ich Deine frohen Tage zählen, und auf Dich harren, bis uns vereint eine ewige und unvergängliche Seligkeit umfängt. Wie weit auch immer das Ziel Deines Lebens gesteckt

seyn mag, so ist es ja doch nur ein augenblicklicher Zwischenraum, und wir werden uns wiederfinden, wenn wir uns kaum verloren haben. Vor diesem Gedanken zerrinnen die Wolken meines Schmerzes in dem Thau einer unendlich süßen Wehmuth, und es geht mir ein so heller Himmel der Seligkeit auf, daß meine Brust zu eng' ist der Wonne, die aus ihm herabströmt. Ach da erscheint mir die Erde nur wie ein düsteres Thal von Nebeln eingehüllt, und von schroffen Klippen umringt, und meine ganze Seele kehrt sich nach den Quellen des Lichts, das den Thron des Höchsten umfließt. In diese heiligen Quellen werde ich mich tauchen; dort werde ich die wiederfinden, die vor mir unter die Erde gegangen sind; dort werde ich Dich erwarten, und wir werden vereint, in das Anschaun der göttlichen Herrlichkeit versenkt, die Freuden genießen, die uns Gott verheißen hat, und die, obgleich unnennbar und unaussprechlich, doch hier schon dem frommen Herzen in leisen Ahndungen begegnen.

Zögernd schließe ich diesen Brief, den letzten, den Du von mir empfängst. Oft haben sich meine Augen getrübt, indem ich ihn schrieb; oft hat meine Hand geruht. Meine Kraft ist schwach; bald ist das Oel verzehrt; die letzte Flamme zittert an dem ausgebrannten Docht. Noch wenige Tage, so fällt der Vorhang über dieses bunte Leben, und die Thore der Ewigkeit thun sich mir auf. So lebe denn wohl. Noch einmal reich' ich Dir meine Hand, zum letzten Mal, eh' ich mich niederlege in das kühle Grab, und wenn ich jenseits stehe, werde ich sie Dir auch herüberreichen, und der zarte Faden des Mitgefühls wird sich, ich weiß es gewiß, von dieser Welt in die andre spinnen. Gott segne Dich, gute Antonie, und gebe Dir frohe Tage. Mögen die, mit denen Du künftig den Pfad des Lebens gehst, Dir so viele Freuden geben, als Du andern gibst; und wenn er Dir Leiden beschieden hat, so trage sie mit dem frommen Sinn christlicher Ergebung. So ergib Dich auch in dieses kurze Scheiden. Ich sterbe gern.

und mit der frohen Zuversicht eines schönern und heiligern Lebens. Bis in den Tod

Deine

Rosalie.

Rosalie an Adolph von Saint-Val.

C, d. 26. December.

Man sagt mir, daß Sie in den nächsten Tagen des neuen Jahres nach München zurückkehren. Diese Nachricht veranlaßt mich, Sie mit dem beykommenden Briefe an unsre gemeinsame Freundin zu belästigen, den sie aus Ihren Händen am liebsten wird empfangen wollen. Sie gehen, Herr von Saint-Val, den schönen Tagen einer Vereinigung entgegen, die das Glück ihres Lebens machen wird; auch Sie werden das Glück einer schönen Seele machen. Lassen Sie sich meinen Bruder empfohlen seyn, der nun auch bald der Ihrige ist. Er ist ihrer Freundschaft werth, und Sie werden ihn freundlich aufnehmen, wenn er Ihnen an der Hand einer geliebten Schwester entgegen kömmt. Wie

sehr ich mich dieses doppelten Vereins freue, kann ich nicht ausdrücken. Wenn Sie in demselben glücklich sind, wenn Sie an dem Arme der Gattin, der Schwester, des Bruders selige Tage feyern, so erinnern Sie sich einer fernen Freundin, deren letzte Stunde noch der Gedanke an diesen schönen und glücklichen Bund erfreuen wird.

Rosalie von Alban.

Rosalie an ihren Bruder Eduard.

Vergib mir, geliebter Bruder, wenn ich immer, wie eine böse Vorbedeutung, in Deine Freuden hereinbreche, und als eine Botin des Todes Deine Feste mit Trauer umhülle. Ach ich möchte Dir gern nur Freude senden; aber ich bin so arm, mein Loos ist so traurig, daß ich die betrüben muß, die ich am innigsten und treusten liebe. Meine Tage gehen zu Ende, und wenn Du diesen Brief erhältst, guter Eduard, bin ich nicht mehr Jenes unheilbare Uebel einer kranken Brust, das mich

wie ein Engel des Todes von der Wiege an begleitet hat, führt mich jetzt in das frühe Grab, und in wenigen Tagen ist der geringe Rest meines Lebens ausgeblutet. Klage nicht um mich. Ich selbst sterbe gern und ohne Klage. Von frohen Hoffnungen erheitert, betret' ich unverzagt die Schwelle des Todes, wo die geliebten Aeltern ihre Arme nach mir ausbreiten, und mich aus dem Leben hinweg in ihre Seligkeit winken. Unverzagt folg' ich ihrem Ruf, ob ich schon oft meine Augen und mein Herz nach Dir wende, mein Bruder, und mit Wehmuth von dem scheide, der der geliebte Gefährte meiner ersten Jahre war. Ach in diesen glücklichen Jahren, in diesen Frühlingstagen des beginnenden Lebens, war unser schönster Traum die Hoffnung eines ungestörten Zusammenseyns, und ein gemeinsamer Genuß aller Freuden, die uns das Leben verhieß. Von dieser Hoffnung ist wenig in Erfüllung gegangen. Jetzt sinkt sie mit mir in das Grab, und ein Hügel von Staub deckt auf immer alle unsre Wünsche und Träume zu. Aber indem ich Deinen Armen entschlüpfe, findest Du ein

andres liebendes Herz und eine zweyte Schwester, die Dir erfüllen wird, was ich verhieß. Dieser Gedanke erleichtert meinen Tod. Ward auch der Anfang eures Glücks durch Thränen getrübt, so ist ja nichts hienieden ohne Thränen, selbst die Freude nicht und kein heitrer Morgen und Abend — und aus euren Thränen wird ein schönerer Frühling zarter Lieben aufblühn. Wie Du Natalien an dem Abgrund des Grabes zuerst als Braut begrüßtest und dann zum Leben erstandest, so werdet ihr auch jetzt über meinem Grabe euren Bund mit noch größerer Innigkeit schließen; und dann wird eure Freude zu mir hinabsteigen, und aus der Asche meines zerfallenden Herzens werden die Flammen einer freudigen Liebe auflodern. Gott wird den Bund eurer frommen Liebe segnen, und was ihr tugendhaft begonnen, werdet ihr heilig enden.

Jetzo, geliebter Bruder, nimm von meinem brechenden Herzen den letzten Dank für alle Liebe, die Du mir fern und nah erwiesen hast, für Dein brüderliches Vertrauen, und das Beyspiel Deiner edeln Gesinnungen. Möge

Dich Gott mit aller Fülle seines Glücks segnen; mögest Du, das Ebenbild unsres würdigen Vaters, Dich eines längern Lebens erfreuen, und am Ziele Deiner irdischen Laufbahn, so wie er, den Tod des Gerechten sterben! Seine letzten Segnungen waren für Dich. Mit einer Fülle von Liebe in seinem edeln und großen Herzen trat er vor Gott. So ist auch die beste Mutter von hinnen gegangen. Auch sie betet jetzt an dem Throne Gottes für ihre scheidende Tochter und für Dich, guter Eduard, den Liebling ihres Herzens. Heilige Spuren sind dem Pfade Deines Lebens eingedrückt. Folge ihnen mit frommen und kindlichen Sinn; still im Glück, ergeben im Leiden, wenn der Rathschluß des Ewigen dir Leiden schickt. Ach ich habe Deinen letzten Brief mit tausend Thränen gelesen; und indem ich bey Deinen Gefahren zitterte, hab' ich doch Gott gedankt, daß das Bild des Todes so nah an Dir vorübergangen, und daß Du Dich in dem Entzücken der Rettung und des errungenen Glücks inniger zu dem gewendet, von dem alles Glück und alles Gute kömmt. O

mein Bruder, der Traum des Lebens ist verworren und wüst, wenn er nicht durch einen frommen Sinn und den Gedanken an Gott gereinigt wird. Ohne ihn sind die Lichter, welche das Leben erleuchten, nur furchtbare Blitze durch eine feuchte, sternenleere Nacht geworfen; die Freude selbst läßt, ohne ihn, nur Unmuth nach sich und Schmerz; ja, das glücklichste Leben, nach menschlicher Ansicht, ist, ohne Gott, nur ein Sumpf mit gaukelnden Irrlichtern bedeckt, der den Verführten unter Schauder und Entsetzen verschlingt. Nur mit Gott geht der Mensch sicher und froh durch die Welt. Der ewige Leitstern in seiner Brust erlischt ja nicht, wenn auch zehnfache Wolkenschleyer den Himmel umhüllen, und alle Wellen über seinem Nachen zusammenschlagen; die unsterbliche Hoffnung ist in ihm, und das untrügliche Vertrauen; und wenn harte Wege und schroffe Klippen seine Füße verwunden, und seine ermüdeten Knie brechen, und keine irdische Hülfe dem Rufenden erscheint, so ist ja doch der Himmel über ihm offen, und Gott hört ihn, und die

Hand des Allmächtigen hält ihn, daß er nicht untergeht. Das war der Sinn und die Lehre unsres guten und frommen Vaters, und so überwand er den Tod. So wirst Du auch das Leben überwinden, guter Eduard, und in jedem Verhängnisse glücklich seyn. Mit diesem Vertrauen sterbe ich, mit ihm scheid' ich leichter von Dir und dem Leben. Wie kann ich genug der Güte Gottes danken? Wohin ich nur meine Blicke wende, zeigt sie mir neue trostvolle Hoffnungen. Mein Bruder — meine Antonie! Ich sehe euch beyde geborgen! Schützende Engel gehen euch zur Seite! Die Irrgänge des Lebens entfalten sich euch: der leitende Faden ruht sicher in eurer Hand, und nie wird euch das Licht der göttlichen Gnade erlöschen, das von oben herab den Weg zum Himmel erleuchtet.

Mit diesen frohen Hoffnungen nehm ich Abschied von Dir. Mein Geist wird aber auch künftig Dich umschweben, wenn es Gott verstattet, und ich werde mich Deines Glückes erfreuen, bis wir in dem Reiche der Wahrheit auf immer vereinigt werden. Trauere nicht um

mich und um meinen frühen Tod — er ist ja der Anfang eines dauerhaftern und reineren Lebens, wornach ich mich immer gesehnt habe; ein Geschenk Gottes, und gewiß eines der herrlichsten, die seine Güte mir geben konnte. Meine Seele ist still und ergeben. Der Kampf ist vollendet; ich bin bereit abzutreten, wenn der Todes-Engel ruft. Wie leicht und heiter sind mir auch diese letzten Tage meiner Wandrung geworden! Gute Menschen umgeben mich; liebende Sorgfalt kömmt jedem meiner Wünsche zuvor. Kein Misklang stört diese letzten, ernster Betrachtung gewidmeten Augenblicke. So gütig erzeigt sich mir Gott bis zu dem Ende meiner Tage.

Zum letzten Mal denn, theurer, geliebter Bruder, lebe wohl. Mühsam trenne ich mich von diesem Blatte, dem letzten, das meine zitternde Hand für Dich beschreibt. Ich reich' es Dir aus der Ferne, und glaube Deine brüderliche Hand zu drücken. Lebe wohl! Ich bin bey Dir mit Seel und Sinn und bis zum letzten Hauche meines Lebens

Deine

Rosalie.

Rosalie an Natalien von Saint-Val.

Dein Glaube, geliebte Schwester, war kein Wahn; denn schon ist Dein Erwarten zur Hälfte erfüllt. Wenn Du diese Zeilen empfängst, das erste Zeichen meiner Liebe und auch ihr letztes, ist die irdische Hülle von mir genommen, und das, was den Staub und das Grab überwindet, schwebt liebend um Dich. Wenn jetzt, wo schon der Engel des Todes mich an sich drückt, wo die Erde schon ihren Schoos öffnet mich aufzunehmen, und mir über dem Grabe her das Morgenroth des langen, ewigen Tages hereinscheint — Wenn mich jetzt noch irgend etwas an die Welt knüpfen dürfte, so wär' es die Sehnsucht nach Dir, der Braut meines Eduards; der künftigen Schwester meiner Antonie. Mit Euch, Ihr Geliebten, verbunden — Ihr wünschtet es ja! — wäre mir das Leben schon hier ein Himmel gewesen; aber dann hätt' ich die Erde vielleicht allzusehr geliebt. So bist Du mir nur von Fern erschienen, wie ein Gestirn der Liebe, das freundlich durch das Abendroth

leuchtet, oder wie ein holder Traum, der unsern Armen entgegen schwebt, und, wenn wir ihn an die Brust drücken wollen, schnell zerrinnt. Aber meine Liebe zu Dir ist kein Traum; denn ich liebe Dich in meinem Bruder, der nur in Dir lebt, und Du sagst recht, daß sich in seinem Herzen die unsrigen begegnen. In diesem edeln und schönen Herzen werden wir uns wiederfinden, auch wenn ich über dem Grabe der Erde stehe, und jede Freude, die Du ihm gibst, wird, wenn das Irdische zum Himmel reicht, meine Seligkeit mehren. Und gewiß wird diese Freude zum Himmel reichen — denn was ist denn seiner werth, wenn es nicht die reine und frohe Liebe ist, die von Gott kömmt und zu ihm zurückführt? Möge sie euch lange, lange dauern, und Gott euren Bund segnen. Lebe wohl, geliebte Schwester; trockne die Zähren des treuen Bruders; gib ihm hundertfach wieder was er jetzt betrauert, und sey ihm ein liebender Schutzgeist auf dem schlüpfrigen Pfade des Lebens. Lebe wohl. Ich werde Dich hienieden nicht an mein Herz drücken, aber in den Wohnungen der Seligen

wirst Du mir begegnen, „und wir werden uns als alte Freundinnen begrüßen, und uns ohne Worte erkennen und verstehn.“

Rosalie.

Aus Rosaliens Tagebuch.

Meine letzten Betrachtungen.

Ich habe so viele Ursachen Gott zu danken, daß ich nicht weiß, wo ich Anfang und Ende finden soll.

Das Ziel meines Lebens ist kurz gesteckt, nach menschlicher Rechnung, aber was würde es denn seyn, hätte es auch ein Jahrhundert ausgefüllt? Schwindet nicht der längste Raum der Zeit, wenn sie vorüber ist, in ein unendlich Kleines zusammen? Und ist nicht das ganze Leben, wie lang es auch seyn mag, doch nur ein leuchtender Punkt, der zuletzt im Grabe erlischt?

Es kann traurig scheinen, daß ich so in der Blüthe meiner Jahre sterbe, aber wäre es besser, die letzte schmähliche Hinfälligkeit eines sie-

chen, oft thörigten und kindischen Alters erfahren zu haben? Sehen wir nicht täglich solche Greise und Greisinnen, deren Leben ein peinlicher Tod ist? Und wer hat die Gewährleistung eines frohen und rüstigen Alters? Und führt nicht auch dieses dennoch zu dem Ziel, an dem ich jetzt, nur einige Augenblicke früher, stehe?

Und ist es nicht eine herrliche Wohlthat Gottes, daß er mich in der vollen Geisteskraft sterben läßt, in der ich mich selbst, den Zustand meiner Seele und mein Verhältniß zu ihm recht erkennen und bedenken kann. Kann dieser Schritt aus dem Leben über das Grab besonnen genug geschehn? Und soll ich mich nicht der Besonnenheit freuen, die mir meine Krankheit läßt? Wie viele sterben, ohne ihre Rechnung geschlossen zu haben, von schlimmen Träumen geschreckt, im Wahnsinn des Fiebers oder in dumpfer Bewußtlosigkeit! Die Pforten des Lebens gehen hinter ihnen zu, und sie wissen es nicht. Sie können Gott nicht danken, wie ich es kann; sie können nicht das Erbarmen der ewigen Güte

anflehn, sie ihrer Schuld zu entbinden, und in die Gemeinschaft seiner Heiligen einzuführen.

So ist also mein Leben bis zu seinen letzten Augenblicken eine zusammenhängende Kette von Wohlthaten der unendlichen Güte!

Auch von seinen ersten Augenblicken an. Denn ist es nicht die größte seiner Wohlthaten, daß er mich in einer Religion geboren werden ließ, die mir alle Leiden des Lebens, und jetzt den Tod so sehr erleichtert? Zwar gibt es keine Religion, die nicht auf den ewigen Urheber der Welt deutete, oder die dem Menschen ruchlos zu seyn verstattete; aber in keiner hat sich doch Gott reiner und herrlicher kund gethan, als in der unsrigen. Daß ich vor der Unendlichkeit seiner Macht, daß ich vor seinem strafenden Zorn nicht erbebe, ist es nicht die Wirkung dieser Religion, die mich zu ihm als zu einem liebenden Vater führt, der mich, wenn ich nach meiner Kraft thue, als sein Kind empfängt, und mein zagendes Herz aufrichtet und stärkt? Wäre ich nicht in dieser Religion der Liebe geboren, so wäre mein Leben wie eine düstere Nacht ohne

Sterne gewesen: ich wäre in den Stürmen, die es betroffen haben, hülflos zu Grunde gegangen. Durch sie ist Licht in meine Tage gekommen, und auch die Leiden, die ich erduldet habe, sind mir durch sie zur Wohlthat geworden. Ach oft, wenn mein Herz in Thränen schwamm, und scharfe Dornen meine Nerven ritzten, und das Blut aus allen Adern lockten, hab' ich in dem Glauben an Gott nicht nur Trost, sondern Freudigkeit gefunden, daß ich auch für meinen Jammer danken konnte, und den Schmerz meiner Wunden nicht mehr empfand. Für diese Kraft unsrer heiligen Religion, und daß er sie in mir lebendig gemacht, dafür bringe ich Gott und meinem Erlöser in diesen letzten Stunden zuerst den Dank eines gerührten Herzens.

Dann, daß er mir solche Aeltern gab, die, selbst tugendhaft und fromm, den eignen Glauben durch Beyspiel und Lehre in mein kindliches Gemüth gepflanzt haben. Die herzliche Liebe, die ich täglich von ihnen erfuhr, hat mir auch den Glauben theuer gemacht, in welchem sie lebten, und das Vertrauen, das ich zu ihnen

hegte, hat mich zu dem Vertrauen auf Gott geführt. So leicht und eben hat mir die ewige Güte meinen Weg gemacht; so liebend hat sie mir die Hand gereicht durch liebende Aeltern! Zwar können auch die Kinder ruchloser Aeltern Gott finden; aber ihre Bahn ist rauh, ihr Kampf schwer und gefährlich. Und wie bitter mag die Erinnerung an ihre Kindheit seyn, die für mich so heiter und erquickend ist.

Aus diesem religiösen Gesichtspunkte — und welchen andern könnte ich in dieser ernsten Stunde wählen? — erscheint mir auch meine frühe Kränklichkeit als eine der Wohlthaten der unendlichen Güte. Mehr als einmal ward ich an den Rand des Grabes gerissen, und ich wuchs mit der Ueberzeugung eines frühen Todes auf. Dieses hat mir schon als Kind eine ernste Stimmung gegeben, und mich abgehalten, meinen Sinn allzu fest an die Freuden des Lebens zu knüpfen. Und da mir meine Krankheiten immer, so wie auch die jetzige, meine Besonnenheit ließen, so erkannte ich jedesmal den ganzen Umfang der Gefahr, und meine Seele stand

vor Gott, und wenn ich dann in das Leben zurückkehrte, ward es mir leichter, den Reizungen zum Bösen Widerstand zu thun. So hat mich Gott auch durch körperliche Leiden zu sich geführt.

So sind mir auch andere, große und harte Unfälle auf mannichfaltige Weise heilsam geworden. Das Härteste und Schmerzlichste, was ich je erfuhr, war der Tod meines Vaters. Ach für seine Kinder nur hatte er gelebt; nur in ihren Freuden blühten die Seinigen, und jedes Opfer, das er ihnen brachte, war ihm ein Fest. Mir war er Vater, Lehrer und Freund; er wachte an meinem Krankenlager, er linderte meine Leiden durch Gespräch, er nahm an meinen Spielen Theil. Ach bald lag er selbst auf dem Dornenbette der Krankheit. Da hatte ich nur Einen Trost, ihm einen kleinen Theil seiner Sorgfalt zu erwiedern, den Schweiß von seiner Stirn zu trocknen und den Brand seines Fiebers zu lindern. Ach ich bat Gott Tag und Nacht mit heißen Thränen, ihn mir zu erhalten, wenn es sein Wille wäre; aber es war nicht sein Wil-

le — und der fromme Vater starb in den Armen meiner jammernden Mutter und den meinigen, und seine Seele ging vor mir zu Gott. Mein Schmerz war unbeschreiblich, ich fand lange keinen Trost, und hatte lange keinen andern Wunsch, als auch zu sterben, und neben meinem Vater zu ruhn. Aber auch in diesem großen Schmerz hat mich die Hand des Allmächtigen nicht verlassen. Er sandte mir eine Freundin, die mit mir weinte, und indem sie meinen Jammer mit mir trug, mein Herz dem Troste zugänglich machte. Da wurzelte auf dem Grabe meines Vaters jene heilige Freundschaft, die mich im Guten befestigt hat. Durch sie ist mir das Leben schöner aufgeblüht, und — ich weiß selbst nicht, auf welche Weise — mein Glaube an die Unsterblichkeit ist durch sie lebendiger und inniger geworden. Die Entfernung hat dieses heilige Band nicht gelöst, und so wird es auch der Tod nicht lösen; über das Grab hinweg werden sich unsre Herzen begegnen, und das Andenken an unsern Verein wird meine Antonie in den Strudeln des Lebens schützen. So

war mir das Andenken an meinen Vater ein Leitstern und Schutz. Der Gedanke an seine Wehmuth, wenn er mich straucheln sähe, hat mir Kraft gegeben; und vielleicht hätte die Sorgfalt des Lebenden mein Herz minder rein bewahrt, als die lebendige Ueberzeugung von seiner fortdauernden Theilnahme, und das Verlangen, dereinst mit ihm vereint vor dem Throne des Ewigen zu stehn. So ist mir auch der schmerzliche Tod meines geliebten Vaters eine Quelle des Guten geworden.

Wie viel Gutes ich von meiner Mutter empfangen, ist mit Worten nicht auszusprechen; nur danken kann ich dafür mit gerührtem Herzen. Sie hat mich an ihrer Brust genährt, und, indem sie jede Mühe der ersten Erziehung übernahm, ehe ich selbst zum Bewußtseyn gelangte, den Instinkt kindlicher Liebe in mir erweckt. Bey allen Ansprüchen, welche Schönheit, ein gebildeter Geist und angenehme Talente geben, lebte sie doch wenig der Welt, sondern ihrem Hause, ihren Kindern, und dem geliebten Gemahl. Was gibt es aber für eine

größere und reinere Freude, als von Aeltern geboren zu seyn, die durch schöne Eintracht, durch gemeinsame Liebe zu den Ihrigen, durch einen heitern, frommen, gottergebnen Sinn ihren Kindern schon hier das Bild eines himmlischen Lebens darstellen, und ihnen dieses Bild auf der gefahrvollen Reise durch die Syrten des Lebens zum Geleite geben? Daß ich auch dieses Glück genossen habe, und daß ich mich des schönen Andenkens meiner Aeltern freuen darf, auch dafür danke ich Gott aus der ganzen Fülle meiner Seele.

Und da es Gottes heiliger Wille war, mich in den letzten Zeiten meines Lebens von dieser guten und geliebten Mutter zu trennen, und sie auf eine mir so schmerzliche Weise, in dieser Trennung und unter fremden Menschen zu sich zu rufen, so muß ich ihm doch auch dafür danken, daß er sie nicht früher, sondern zu einer Zeit von mir genommen hat, wo ich selbst schon die Gewißheit eines nahen Todes hatte. So ist ihrem liebenden, mütterlichen Herzen der Schmerz, mich sterben zu sehn, erlassen wor-

den, und ich durfte mich freuen, in kurzer Zeit zu der Gemeinschaft der geliebten Aeltern zurückzukehren, die, wie vormals, in inniger Liebe vereint, ihre Arme gegen mich ausbreiten, und mich zur Theilnahme an ihrer Seligkeit einladen. Diese Hoffnung hat mich über den allzubittern Schmerz hinweggehoben, und mir die Kraft gegeben, auch diesen Kelch eines herben Leides auszutrinken.

Und wurde nicht dieses schmerzliche Ereigniß auch durch ein glückliches gemildert, dessen ich mich freylich wohl, wäre es Gottes Wille gewesen, mit ungetheiltem Herzen hätte erfreuen mögen, die Verbindung meines geliebten Bruders? Wie sehr erleichtert es meinen Tod, daß ich weiß, eine liebende Hand werde seine Thränen trocknen, und ihn mild und fromm durch das Leben leiten. Möge ihm Gott alle Freuden einer heiligen Liebe geben, die sein edles Herz verdient, und wenn er ihm Leiden sendet, auch die Kraft verleihen, sie mit frommer Ergebung zu tragen.

Auch das ist eine große und herzliche Freude für mich, daß die geliebteste meiner Freundinnen, daß meine gute Antonie eben jetzt die Rückkehr ihres Freundes erwartet, und in kurzem unauflöslich mit ihm verbunden seyn wird. Sie in dem Schutze eines Mannes zu wissen, der, ihres schönen Herzens so werth, sie beglücken wird, das ist ein Trost für mich, der auch die letzten trüben Stunden meines Lebens erheitern wird. Aus jenem doppelten Bunde aber wird ein Verein der trefflichsten und edelsten Menschen hervorgehn, und dieser Verein wird ihnen ein Vorbild des Himmels seyn. Wie kann ich Gott genug danken, daß er dieses alles so wunderbar und herrlich gefügt hat? und soll mein Herz nicht jubeln, daß ich die besten Menschen, und die ich am innigsten liebe, auf dem Wege des schönsten Glückes verlasse?

Einige Menschen haben mir übelgewollt. Ich vergebe ihnen von Herzen. Auch diese Prüfungen sind mir nützlich gewesen, und mein Herz hat sich inniger zu Gott gekehrt. Und ist nicht auch die Lieblosigkeit eine Quelle der Liebe

geworden? Haben sich nicht gute Menschen meiner angenommen? Habe ich nicht diese milde Pflege, diese herzliche Theilnahme, diese Erheiterung meiner letzten Tage fast allein jenem Verhältniß zu danken?

So vielfältige Ursache des Dankes habe ich gegen dich, ewiges Wesen, Vater der Güte und des Erbarmens. O du, den ich nicht begreife, den ich aber in meinem tiefsten Herzen fühle und anbete, nimm meinen Dank aus überströmender Brust gnädig an, jetzt noch lallend und schwach, bald vollkommener und deiner Herrlichkeit würdiger. Herrlich hast du dich mir offenbart in deiner schönen Natur, noch herrlicher in den Tugenden geliebter Aeltern und Freunde; auch in Leiden hast du dich mir kund gethan. Zwar nur dunkel erkennt der Mensch deine Unendlichkeit durch den Schleyer seiner irdischen Hülle; aber nicht umsonst hast du ihm eine unauslöschliche Sehnsucht nach deiner Erkenntniß und deinem Anschauen gegeben. Auch für diese Sehnsucht sey dir Dank gebracht! Mit ihr schreite ich vertrauensvoll über die Kluft des

Grabes, ja mit Freudigkeit verlasse ich die dunkeln Schwellen des Lebens um zu dem reinen Anschauen deiner Herrlichkeit einzugehn, und dich ewig zu preisen aus der Tiefe meiner Seele. Dieser Hoffnung weichen die Schrecken des Todes, und ich zittre nicht vor dem Zerfallen dieser irdischen Hülle, die mich von dem Ewigen trennt. Das ist alles deiner Güte Werk, o du Vater der Menschen, und auf sie vertraue ich, und von ihr hoffe ich, daß sie mich auch in der letzten Stunde des Abschiedes stärken wird.

Marianne Burgmayr an Antonien von Lindau.

E. d. 31. December.

Gnädiges Fräulein.

Indem ich mir die Freyheit nehme, Ihnen zu schreiben, gnädiges Fräulein, erfülle ich den heiligen Befehl einer Abgeschiedenen, die Ihnen theuer war, und die bis zu ihren letzten Augenblicken Ihrer gedachte, und für Sie betete.

Fräulein von Alban ist nicht mehr. Nachdem ich vor wenigen Wochen den Schmerz gehabt, ihrer verehrten Mutter die Augen zuzudrücken, schien ich nur darum zurückgekommen, um denselben schmerzlichen Dienst auch ihrem theuren Kinde zu leisten. Ach in diesem Augenblick, wo ich der besten und gütigsten Herrschaft beraubt bin, scheint mir die Welt eine Einöde, und gern folgte ich dem guten und frommen Kinde in das Grab, wenn nicht unsre heilige Religion uns geböte, auch das schwerste Kreuz zu ertragen, und in Leiden auszudauern, bis Gottes Wille uns abruft.

Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich von mir spreche; aber meine Traurigkeit ist so groß, daß ich meiner Thränen nicht Herr werden kann. Sie haben sie gekannt und geliebt; Sie wissen, wie fromm und gut sie war. So war sie auch gegen uns, die wir ihr dienten, und gegen jedermann, und nicht bloß in ihren letzten Tagen und auf ihrem Sterbebette, sondern zu aller Zeit. Ach und sie war noch so jung! In so frühen Jahren war sie eine Heilige gewor-

den, wenn sie nicht ein Engel war, der der Welt zur Erbauung vom Himmel gekommen ist.

Und doch hat es Menschen gegeben, gnädiges Fräulein, die diesen Engel marterten. Ach was für Menschen! Frau von Wallburg und ihre nichtswürdige Tochter — Gott möge mir den harten Ausdruck verzeihn — aber diese unbarmherzigen Menschen haben den frühen Tod des guten Fräuleins auf ihrem Gewissen. Es ist eine lange Jammergeschichte, die ich aus Nanny's Munde weiß; denn das selige Fräulein selbst klagte nie über keinen Menschen, sondern ertrug alles, und verzieh alles. Was mögen diese hartherzigen Verwandten jetzt fühlen, da sie todt ist? Aber Gott hat sie schon nach ihrer Weise gestraft und ihren Stolz gedemüthigt. Sie sind beschimpft und verachtet von hier weggegangen, während das selige Fräulein, das sie demüthigen wollten, von aller Welt geehrt und geliebt worden ist. So ist jedem geschehn nach seinem Verdienst und Würdigkeit!

Als ich nach dem Tode meiner gnädigen Frau von Danzig hierherkam, fand ich das Fräulein in dem Hause der Frau Botschafterin, die eine große Liebe für sie gefaßt hatte, und ihr auch bis in den Tod treulich beygestanden hat. Ach ich fand sie sehr verändert und schwach; doch schön wie einen Engel in ihrer tiefen Trauer. Als sie mich zu Gesicht bekam, — sie hat von Kindheit auf sehr an mir gehangen — fiel sie mir um den Hals und weinte bitterlich, und ich weinte eben so sehr, und keines konnte vor Thränen sprechen.

Da ich sie nun so schwach und angegriffen sah, wollte ich den Tod ihrer seligen Mutter nicht erwähnen; aber sie bat mich inständig, indem sie meine beyden Hände ergriff, sie nicht aus guter Meinung zu quälen; und ich mußte ihr alles erzählen nach den kleinsten Umständen. Als ich meine Erzählung geendigt hatte, bey der sie oft Augen und Hände zum Himmel erhob, dankte sie mir recht herzlich und rührend daß ich ihr eine so große Wohlthat erzeigt hätte. „Die Thränen haben meine Brust erleichtert,

sagte sie, und ich fühle mich besser als seit vielen Tagen. Deine Erzählung, gute Marianne, fuhr sie fort, hat mich getröstet. Das Gebet meiner Mutter wird in Erfüllung gehn. Ich werde ihr bald folgen, und dann nie, nie wieder von ihr getrennt werden. Dann fuhr sie leise fort, indem sie sich zu mir beugte, und die Freude strahlte durch ihre Thränen — „freue Dich mit mir; meine Tage gehen zu Ende; ich sehe den Himmel offen über mir, und die geliebten Aeltern rufen mich zu sich." — Ich konnte nichts thun als weinen; denn ich sah wohl, daß sie Wahrheit sprach. Und da ich ihr Hoffnung zur Genesung machen wollte, bewegte sie den Kopf hin und her, und auch die Hand, als kämen ihr meine Tröstungen eitel vor. Dann sagte sie: „Sage nicht, was Du nicht glaubst. Meine Ahndungen täuschen mich nicht. Ehe dieses Jahr zu Ende geht, werde ich bey meinen Aeltern seyn."

Nach dieser Zeit fanden wir sie nur selten weinend; vielmehr schien eine große Heiterkeit in ihr zu seyn. Sie las viel in der Bibel und

in ihren Erbauungsbüchern, schrieb zuweilen, oder spielte auf dem Flügel, vornehmlich in der Dämmerung, wo sie dann auch leise dazu sang — und dann hörten wir auch wohl bisweilen, daß sie sich unterbrach und still für sich weinte. Ihre Nächte waren oft unruhig; sie klagte über Hitze und Beängstigung, und warf oft des Morgens Blut aus. Dann war sie meist sehr kraftlos, aber nie unmuthig, sondern immer freundlich und gut. Gar oft, wenn wir in der Nacht um sie beschäftigt waren, beklagte sie uns und bat uns um Geduld, und nicht auf sie böse zu seyn. Aber wir thaten ja alles gern für sie, und gewiß, wir wären mit Freuden für sie gestorben, hätte uns Gott gewürdigt, für ihr Leben das unsrige anzunehmen.

Den heiligen Abend vor Weihnachten war sie heiter erwacht. Sie konnte früher als gewöhnlich aufstehn, und wir sahen sie den größten Theil des Tages beschäftigt, ihre Papiere und anderes zu ordnen, vieles einzusiegeln, zu überschreiben und zusammenzulegen. Als die Dämmerung kam, rief sie uns zu sich, dankte jeder insbesonde-

re für ihre Dienste, gab uns dann reichliche Geschenke, und bat uns um geduldige Ausdauer. „Mein Tod ist nicht fern mehr, sagte sie; dann wird mein Bruder für euch sorgen, wie es meiner seligen Mutter Wille war." — Ach dieß war ein trauriger Abend für uns. Wir küßten ihr die Hände unter tausend Thränen; aber danken konnten wir nicht als mit gebrochnen Worten.

Sie war nachher sehr ermüdet, und mußte sich frühzeitig niederlegen. Wir lasen ihr abwechselnd vor, bis die Frau Botschafterin kam, die fast jeden Abend bey ihr zubrachte. Als sie kam, sagte das Fräulein: „Ich habe einen recht heitern Tag gehabt, und ein Fest der Erinnerung gefeyert. Die Gärten meiner Kinderjahre lagen vor mir, und alle die schönen Weihnachtsabende, die wie ein Frühling mitten in dem Winter liegen." Dann erzählte sie viel von ihrer Jugend, und wir sahen, wie erfreut zugleich und gerührt sie bey diesen Erinnerungen war. „Ach es war eine sehr glückliche Zeit, sagte sie zuletzt, und ich habe sie heute noch ein-

mal, wie eine scheidende Freundin, an mein Herz gedrückt."

Am folgenden Morgen erwachte sie nach einer ruhigen Nacht ungewöhnlich früh, weckte mich mit leiser Stimme, und bat mich, als ich aufgestanden war, ihr die Geschichte der Geburt unsers Heilandes vorzulesen. Dann betete sie stille für sich, stand auf, legte ihre Trauerkleider an, und ging in die Kirche, von uns beyden geführt. Hier beichtete sie; und als sie darauf in einem nahen Betstuhl niederkniete, blieben wir ihr zur Seite, um sie zu unterstützen, wenn sie zu schwach würde. Während der dritten Messe verlangte sie Riechsalz. Dann nahm sie das Abendmahl, und betete wieder lange, ihr Gesicht mit dem Schleyer verhüllt, und ließ sich dann in einer Sänfte nach Hause tragen. Diesen ganzen Tag war sie allein auf ihrem Zimmer, und verlangte nur selten etwas, nahm auch wenig zu sich, — wie sie denn immer sehr mäßig war — und legte sich frühzeitig nieder. „Auch dieser Tag, sagte sie, ist mir ein recht glücklicher Tag gewesen. Wie leicht macht mir Gott

meinen Tod! Noch kurze Zeit, und der Traum des Lebens ist ausgeträumt, und die Schatten zerrinnen und machen dem ewigen Lichte Raum." Den ganzen Abend brachte sie mit erbaulichen Gesprächen hin. Frau von Guthy konnte nur kurze Zeit bey ihr verweilen.

Die Nacht und der folgende Tag war ruhig. Sie schrieb viel, und als sie mehrere Briefe zusammengelegt und gesiegelt hatte, sagte sie: „Ich habe meine Rechnung mit der Welt geschlossen. Nun ist kein weltlicher Wunsch mehr in meiner Brust." Nachdem sie mir dann einiges aufgetragen hatte, schrieb sie wieder in ihrem Tagebuche, las einige Zeit, und legte sich nieder. Sie schien sehr angegriffen. Auch fiel sie bald in Schlaf, erwachte aber plötzlich wieder in einem heftigen Fieber, und warf so viel Blut aus, daß wir glaubten, sie werde unter unsern Händen sterben. Frau von Guthy war gegenwärtig und schickte sogleich nach dem Arzt. Als dieser kam, hatte das Blutbrechen aufgehört, aber sie lag blaß wie eine Leiche da und fast athemlos. Doch war ihr

Auge heiter und hell, und sie sah uns bisweilen freundlich und dankend an. Der Arzt verschrieb einiges, erklärte aber, die Gefahr sey sehr groß, und der kleinste Rückfall könne tödlich seyn. So leise er im Nebenzimmer sprach, hatte die Kranke dennoch alles gehört. Sie hob ihre Augen und ihre zusammengefalteten Hände ein wenig auf, und ihre Lippen bewegten sich; aber was sie sagte, konnten wir nicht verstehn. Ihr Gesicht war heiter, man sah, daß sie ganz in Gottes Willen ergeben war.

In der folgenden Nacht schlummerte sie bisweilen, aber immer nur kurze Zeit, und wir hörten, daß sie leise betete. Einmal sagte sie: „Ich bin Staub und kehre zurück in den Staub.“ Und dann wieder: „Die Todten werden erwachen und Gottes Herrlichkeit schauen.“ Und so mehreres; denn alle ihre Gedanken waren zu Gott gerichtet.

Am Morgen fühlte sie sich etwas gestärkt; wir lasen ihr vor; dann ließ sie einen Geistlichen zu sich bitten. Als dieser kam und ihre Krankheit beklagte, sagte sie: Ich trauere nicht

über meinen Tod. Es ist eine Freudigkeit in mir, die mich über die Furcht vor dem Grabe erhebt. .Gott will, daß ich sterben soll; wär' es nun nicht ruchlos, wenn ich es nicht wollte? oder wie kann der Mensch zeigen, daß er Gott liebt, als durch eine unbedingte Ergebung in seinen heiligen Willen? Sie gab uns hierauf ein Zeichen, daß wir sie verlassen möchten. Nach einer Stunde kam der Geistliche heraus, und sagte uns: er sey gefaßt gewesen, zu trösten und aufzurichten; aber sie habe vielmehr ihn getröstet, und so fromme und frohe Worte gesprochen, daß er selbst davon erbaut und gerührt worden sey. „Ihre Weisheit ist weit über ihre Jahre, setzte er hinzu; sie stirbt wie eine Heilige."

Als wir wieder zu ihr kamen, war sie sehr heiter, bot allen die Hand, grüßte alle, und sagte leise, als ob sie die Worte des Geistlichen wiederhole: „Selig sind, die in dem Herrn sterben; sie ruhen von ihren Arbeiten." Und dann: „Der Mensch vom Weibe geboren, lebt nur kurze Zeit; er flieht, wie ein Schatten

über die Erde.“ — Wir knieten alle um ihr Bett und beteten still. Nach einiger Zeit ward die Frau Botschafterin hinausgerufen, kam dann wieder zurück, und sagte der Kranken, die Fürstin sey gekommen, und wünschte sie zu sehn, wenn es ihr nicht lästig fiele.

Bey dieser Botschaft drückte das Fräulein ihre beyden gefalteten Hände gegen die Brust, und sagte: „Sie ist ja immer so freundlich gegen mich gewesen. Es ist mir, als sollt' ich meine Mutter sehn.“ Frau von Guthy ging und führte die Fürstin herein, und sie näherten sich leise dem Bett, während wir uns in die Ferne zurückzogen. Die Kranke grüßte freundlich, aber aufrichten konnte sie sich nicht. „Wie geht es Dir, gute Rosalie? sagte die Fürstin mit gerührter Stimme; Du bist sehr schwach“ und dabey küßte sie sie auf die Stirn, und wendete sich schnell wieder weg, um ihre Thränen zu verstecken. „Ja, antwortete die Kranke, ich bin schwach; aber mein Herz ist noch stark und voll von Dankbarkeit. Wie glücklich bin ich in diesem Augenblick, Ihnen Ihre Güte noch

danken zu können, ehe ich sterbe!" — Als nun die Fürstin ihr Hofnung einsprechen wollte, sagte die Kranke: „Ich habe die Furcht überwunden, und auch die Hofnung. Ich wünsche nicht wieder umzukehren. Müßte ich dann nicht dieselben Schritte noch einmal thun; und mit geringerer Freudigkeit vielleicht und schwächerm Vertrauen." — „Ich kann den Gedanken nicht ertragen, sagte die Fürstin, Dich in dieser Blüthe Deiner Jahre zu missen. Ach so solltest Du nicht von uns scheiden. Wenn die Guten so früh von hinnen gehn, wer möchte da leben?" — Da faßte die Kranke die Hand der Fürstin, gleichsam dankend, und sagte: „Bin ich denn nicht glücklich zu nennen, daß Gott mich würdigt so früh zu ihm einzugehn?" — —

Die Fürstin beugte sich auf die Hand der Kranken herab; wir alle weinten; nur das Fräulein weinte nicht, und sie, die bey fremden Leiden so leicht gerührt ward, sah jetzt unsern Schmerz mit trocknen Augen. Ihre Miene war immer heiter, und ihr Gesicht war wie das einer Verklärten.

Als die Fürstin sich entfernen wollte, fragte sie, ob sie nicht irgend einen Wunsch hätte, den sie ihr erfüllen könnte. Sie antwortete: Das liebende Andenken Ihres großen und schönen Herzens. — Die Fürstin war ergriffen, kniete nieder am Bette, faßte die herüberhängende Hand der Kranken, und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Wir waren unruhig wegen der Kranken, wagten aber nicht etwas zu sagen; aber Frau von Guthy hob die Fürstin auf, und führte sie mit einiger Gewalt hinweg. Das Fräulein sah ihr lange nach, und schien in tiefes Nachdenken versunken zu seyn.

Den übrigen Abend war das Fieber stark. Sie schlief ein; sprach aber öfters in Phantasien, und schien mit ihren Aeltern zu reden. Auch ihren Bruder nannte sie oft. Fast alle ihre Reden waren erbaulich und fromm. Gegen Morgen warf sie Blut aus und ward immer schwächer. „Ehe die Sonne untergeht, sagte sie, bin ich in meine Heimath gegangen.“ Sie bat mich ihr vorzulesen, und oft unterbrach sie mich mit kurzem Gebeten. Oft verlor sie die Be-

stimmung; aber auch dann zeigte sich ihre Ergebung in Gott. Wenn wir weinten, tröstete sie uns. Einmal sagte sie: „Wenn ich gestorben bin, gute Marianne, so schreibe meiner Antonie, daß ich gern und ohne Schmerzen gestorben bin. Und wenn Du zu ihr kömmst, sage ihr, und auch Du, gute Nanny, sage ihr, daß ich sie geliebt habe bis an meinen Tod." Der Geistliche ging ab und zu; Frau von Guthy wich nicht von dem Bette; die Fürstin ließ jede Stunde Nachfrage thun. Der Bluthusten wiederholte noch einigemal, aber schwach. Wir sahen, daß ihr Tod nahe war. Kurz nach Mittag sagte sie, sie wäre sehr müde, legte ihren Kopf an meine Brust, und ruhte in meinem Arm. So schlummerte sie wohl eine Stunde lang tief und süß, und als sie die Augen wieder aufschlug, sagte sie, sie habe geglaubt in den Armen ihrer guten Mutter zu schlummern.

Nach diesem Schlafe spürte sie Aengstlichkeit, und fuhr bisweilen mit der Hand nach dem Herzen. Wir mußten ihr oft die Stirn trocknen, und ihre Augen verdunkelten sich von Zeit zu

Zeit, und sie fragte, ob es Nacht sey. Und da sie hörte, es sey noch Tag, sagte sie: "Wie langsam geht die Sonne zu Grabe!" — Gegen vier Uhr mußten wir die Gardinen öffnen. Sie sah, daß der Himmel heiter war, und die Sonne sich zum Untergang neigte, und da ein Strahl davon auf ein Bildniß fiel, das sie ihrem Bette gegenüber hatte stellen lassen, sagte sie: „Ach wie schön und verklärt Du bist! Komm als mein leitender Engel und führe mich über das Grab!" Die Augen verweilten auf dem Bilde, auch während sie betete; und als der Geistliche sagte: „O Du, der Du sagtest, lasset die Kinder zu mir kommen, sieh, ich komme zu Dir als Dein Kind — führe mich zu dem Throne Deines himmlischen Vaters!„ — da schwand der Strahl von dem Bilde; die Kranke seufzte — fuhr mit der Hand nach der Brust — seufzte tiefer — und ihr Herz war gebrochen.

Es würde vergeblich seyn, gnädiges Fräulein, Ihnen den Schmerz zu schildern, den wir alle fühlten, als wir nicht mehr an ihrem Tode zweifeln konnten. Und doch mußten wir

sie glücklich preisen, da sie so sanft und fromm verschieden war. Ihre Ruhe war auch im Tode in ihren Mienen ausgedrückt. Auch auf der Bahre war sie schön. Ein weißes Kleid war ihr Todengewand, wie sie befohlen hatte, mit hellblauen Bändern; um ihr blondes Haar schlang die Fürstin einen Myrtenzweig. Täglich besuchte sie die Leiche, und bestreute sie mit den Blumen des Wintergartens. So lag sie einer Braut ähnlich auf dem Blumenbett, und gewiß, sie ist als eine Braut Christi von uns geschieden, und lebt jetzt in seiner überschwenglichen Herrlichkeit und betet für uns.

Heute am frühen Morgen ist sie beerdigt worden. Vieles Volk begleitete die Leiche. Alle Hausgenossen waren gegenwärtig, und das Lob der Verstorbnen ging von Mund zu Mund. Sie ruht an dem Fuße hoher Bäume in der höchsten Gegend des Kirchhofs. Als der Sarg in die Erde versenkt ward, ging die Sonne herrlich auf, und alle Bäume funkelten in Winterduft, und das dunkle Grab erhebt sich jetzt allein über der beschneyten Erde.

So habe ich die traurige Pflicht erfüllt, zu der mich der letzte Befehl meiner guten seligen Herrschaft aufforderte, so betrübt es mir auch gewesen ist. Verzeihn Sie, gnädiges Fräulein, meiner ungeübten Feder. In wenigen Tagen, wenn das Nöthige verrichtet seyn wird, werde ich in meine Heimath zu meiner bejahrten Mutter reisen, um mich von so vielem Schmerz zu erholen. Dann werde ich nach München kommen, und Ihnen noch mündlich mittheilen, was ich etwa vergessen haben mag, oder Sie noch zu hören wünschen.

Ich empfehle mich Ihrem Wohlwollen und bin mit großer Hochachtung

gnädiges Fräulein

Ihre

tief betrübte

Marianne Burgmayr.

Denkwürdigkeiten
aus dem Leben
der Gräfin
Katharina von Sendoval
von ihr selbst beschrieben.

Les Stoïques disent: Rentrez au-dedans de vous-mêmes; c'est-là où vous trouverez votre repos: et cela n'est pas vrai. Les autres disent: Sortez dehors, et cherchez le bonheur en vous divertissant: et cela n'est pas vrai. Le bonheur n'est ni dans nous, ni hors de nous; il est en Dieu et en nous.

Pensées de Pascal.

Indem ich die Geschichte meiner Jugend schreibe, erfülle ich zugleich einen Wunsch meiner geliebten Kinder, die das, was sie oft in Bruchstücken von mir gehört haben, im Zusammenhange lesen möchten, und eine Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott, dessen wunderbare Leitung zu meinem Glück ich nie ohne die innigste Rührung überdenken kann.

Mein Lebenslauf hat keine romantischen Verwickelungen; aber alles, was mir Merkwürdiges begegnet ist, steht mit der Ruhe, die ich in meinem jetzigen Alter fühle, und mit der Zufriedenheit, die ich, bey mannichfaltigen traurigen Ereignissen, eine lange Reihe von Jahren hindurch genossen habe, in einem so innigen Zu-

sammenhange, daß ich schon darum, auch wenn mich keine höhere Ueberzeugung leitete, einen Plan in meinem Leben voraussetzen müßte. Nun ist es aber immer bey der Erziehung meiner Kinder mein Bestreben gewesen, den Glauben an eine höhere Lenkung unsrer Schicksale in ihren Seelen zu befestigen, indem ich sie auf die Wege Gottes aufmerksam machte, und sie dadurch zu einer ruhigen Ergebung in den Willen dessen zu führen, der allein weiß, was uns frommt. Auch die Geschichte meiner Jugend kann diesen Glauben in ihnen bekräftigen. Wär' ich in dem Leichtsinn dahingegangen, in welchem ich aufgewachsen bin, hätte Gott nicht durch mannichfaltige Mittel einen andern Sinn in mir geschaffen, und mich die Tröstungen der Religion kennen gelehrt, wie hätt' ich die Leiden meiner spätern Jahre, und die mannichfaltigen Prüfungen ertragen sollen, die mein Leben umringt haben? Ich war kaum von einer langen und tödtlichen Krankheit erstanden, als mir ein geliebter Gemahl in der Blüthe seiner Jahre durch den Tod entrissen ward. Krieg und Aufruhr

beraubten mich eines großen Theils meiner Habe; zwey blühende Söhne blieben in der Schlacht; der dritte suchte ein neues Vaterland jenseit des Meeres auf, und erlag dem Clima des fremden Himmels. Ich sah viele meiner Freunde aus dem Wohlstande in eine drückende Dürftigkeit geworfen; mehrere wurden Opfer des Grams; andre flohen ihr Vaterland; einige starben unter den Händen blutdürstiger Henker eines schmählichen Todes. Ich selbst entging den Verfolgungen, die über mich verhängt waren, nur mit Noth. Doch hat mich Gottes Güte mit meinen geliebten Töchtern erhalten. Mit einigen Trümmern unsrer Habe aus dem Schiffbruch gerettet, seh ich sie blühend um mich her, Gattinnen edler Männer, Mütter schöner und liebenswürdiger Kinder, die Freude meines Alters und ein Muster weiblicher Tugenden für alle, die sie kennen. Ich selbst genieße einer erträglichen Gesundheit, und wenn schon die Erinnerung an geliebte Todten meinen Augen oft Thränen entlockt, so fühle ich doch eine Ruhe und Heiterkeit in mir, die mich die

Güter der Gegenwart dankbar genießen, und ohne Furcht in das Land, das jenseit des Grabes liegt, blicken läßt.

Wie ich diese innere Heiterkeit gefunden habe, die mich auch in meinen größten Leiden nie ganz verlassen hat, das soll der Hauptinhalt dieser Geschichte seyn. Ich werde sie auch nur bis zu meiner Verheyrathung fortführen, weil damals schon meine Denkungsart eine bestimmte Richtung genommen hatte, die in meiner spätern Zeit immer nur bestätigt, nie verändert worden ist. Ich habe mich nie gescheut, auch in die Denkungsart andrer Menschen einzugehn, und die Wege zu beobachten, auf denen sie nach Glück und Ruhe strebten, und immer habe ich zu meiner Freude die Wahrheit und Tüchtigkeit meines eignen Glaubens bewährt gefunden. Eine zahlreiche Classe von Menschen, mit denen ich gelebt habe, meistens aus den höhern Ständen und der großen Welt, betrachtete das Leben wie eine lustige Reise, auf der man eine Menge von Genüssen mit einigen Unbequemlichkeiten erkaufen müsse. Diese Menschen, immer mit

Gegenständen des Genusses umgeben, suchten ihr ganzes Leben zu Einem langen Festtag zu machen, und es hatte in der That aus der Ferne das Ansehn, als ob sie vorzugsweise in dem Besitze des Glückes wären. Wenn man es näher betrachtete, sah man bald, daß ihre Freuden, wenn sie auch nicht über den Anstalten selbst verloren gingen, höchst ungewiß und trügerisch waren. Verzogene Kinder des Lebens verschmähten sie, was sie eben gewünscht hatten, oder wünschten, was sie nicht erhalten konnten, sich und andre quälend, und oft nur noch in dieser Qual vergnügt. So füllte sich der Kelch ihrer Lust durch ihre eigne Verschuldung immer mit den Hefen bittern Verdrusses an; die Leiden drängten sich unmittelbar an die lustige Bande ihrer Vergnügungen, und bestreuten ihr Rosenlager mit den Dornen einer unnützen Reue. Denn das Traurigste war, daß diese verweichlichten und überreizten Menschen durch alle Erfahrungen nicht gebessert, sondern meist noch verschlimmert wurden. Statt die Tücke und Ohnmacht ihres Idols zu erken-

nen, glaubten sie nur die Art des Dienstes verändern zu müssen, und boten immer mehr Scharfsinn zu künstlichen Anstalten auf, bis unter vielen getäuschten Erwartungen und bey erschöpfter Genußfähigkeit, der letzte große Feyertag kam, für den, trotz aller Aufforderungen, doch allein keine Anstalten getroffen waren.

Eine andre Classe von Menschen, der ersten im Wesentlichen nah verwandt, trachtete weniger nach ausgesuchtem Genuß, als nach Entfernung des Anstößigen und Unbequemen. Sie wollten vor allen Dingen Ruhe, und doch verloren sie die Ruhe eben über dem Streben darnach. Die geringsten Besorgnisse wegen ihrer Gesundheit, eine kleine Beschädigung ihres Eigenthums, eine Verletzung ihrer Ansprüche, und ähnliche Dinge, die ihre Behaglichkeit bedrohten, setzten sie in die größte Bewegung, und ließen ihrem Egoismus keine Zeit zur Theilnahme an irgend etwas, das sie nicht unmittelbar berührte. Diese Menschen konnten, gegen die ersten gehalten, in einzelnen Momenten

weise scheinen, da sie sich vielen Genuß leicht verboten, und nur selten aus dem engen Kreise wichen, den sie um sich und etwa um einige der Ihrigen gezogen hatten. Doch war leicht zu sehn — was sich auch meist in der Würdelosigkeit ihres Aeußern verrieth — daß ihr Gemüth eines festen Mittelpunkts ermangelte, und daß sie den Stürmen, die das alltägliche Leben erschüttern, nichts entgegensetzen konnten. Denn ohne Glauben an Gott und an das Licht seiner unendlichen Liebe, ward ihre Freude durch jede ziehende Wolke des Erdenlebens verdunkelt, und sie mußten die Mittel ihrer Rettung in äußern Dingen, das heißt, Hülfe gegen die Krankheit bey der Krankheit suchen.

Eine dritte Classe, die kleinste von allen, aber die edelste, strebt allerdings nach einem festen Standpunkte, aber sie sucht ihn da, wo er nicht zu finden ist. Sie hat eingesehn, daß das äußere Leben, wie der Dunstkreis, der den Kern der Erde umhüllt, in beständigem Fluthen begriffen, nicht den ewigen Geist beherrschen dürfe; daß das eigenthümliche Gebiet des Gei-

stes die Wahrheit sey, und daß, wer hier festen Fuß fasse, auch einen Stützpunkt gefunden habe, um die Erde mit der ganzen Last ihrer Uebel aufzuwiegen. Sie traten also mit rüstigem Eifer die Reise in jenes Gebiet an, und da viele Wege dahin zu führen versprachen, forschten sie, oft mit Verzichtleistung auf jeden Genuß, welches der rechte sey. Manche, wenn sie Einen Pfad mit Mühe verfolgt oder selbst gebahnt hatten, überließen sich, oft aus Ermüdung, dem bequemen Wahn, daß sie das Ziel gefunden hätten, wenn auch schon ihre innerste Ueberzeugung nicht zusagte; andre aber, die nach vielen und oft wiederholten Versuchen statt des Lichtes nur Nacht, und statt einer beruhigenden Wahrheit nur Ungewißheit gefunden hatten, schlossen die Rechnung eines mühevollen Lebens mit dem Bekenntniß: Unser Wissen ist eitel Stückwerk! oder mit dem noch schmerzlichern: Wahrheit, du bist nur ein leerer Name!

Mein Umgang mit vielen dieser Männer, die sich Philosophen nannten, und zum Theil in dem Besitze der Wahrheit zu seyn glaubten,

ohne darum weiser oder glücklicher zu seyn, zum Theil aber einem traurigen Zweifeln an allem Preis gegeben waren, hat mich immer mehr in der religiösen Ueberzeugung befestigt, daß der größte Scharfsinn, wenn er sich mit Vermessenheit auf das Forschen nach Wahrheit begibt, in die Syrten des Irrthums geräth; und daß das aufrichtigste Forschen im glücklichsten Fall nicht über das Ziel hinausführt, welches ein frommes und einfältiges Gemüth, gleichsam durch ein Wunder der göttlichen Gnade, in sich selbst entdeckt. Ich glaubte hieraus schließen zu können, was auch die göttliche Lehre bestätigt, daß der Durst nach Wahrheit, welcher in den edelsten Gemüthern glüht, ein Unterpfand unsrer höhern Abkunft, die Eitelkeit des Forschens aber auf dem gewöhnlichen Weg ein eben so sicheres Abzeichen unsrer irdischen Erniedrigung sey. Die Fülle der Wahrheit ist nur in Gott; aber zwischen Gott und uns ist der Vorhang der sinnlichen Welt und unsrer eignen irdischen und gebrechlichen Natur niedergelassen. Diesen zu durchdringen vermag kein menschlicher Blick;

wohl aber kann ein Gemüth vor dem andern ahnden, was er verbirgt. Diese Ahndung aber, von der allein sich der Geist über das Irdische in das Gebiet der Ruhe und Heiterkeit aufschwingt, ist nicht ein Vorrecht des schärfsten oder der tiefsten Denker, sondern des frommen und einfältigen Sinnes, der treu an dem hängt, was wir aus einer höhern Welt an die Ufer dieses Lebens gerettet haben, ohne sich durch das Getümmel derer irren zu lassen, die das Daseyn jener Ueberbleibsel bestreiten oder verhöhnen.

Diese einfältigen Gemüther, zu denen ich auch gehören möchte, ergaben sich mit frommer Demuth in das, was die Philosophen Unwissenheit nennen, weil sie glaubten, daß die Verdunkelung des Geistes durch den unzerreißlichen Schleyer der Sinnenwelt diese Unwissenheit unvermeidlich macht, und daß es vermessen sey, Räthsel lösen zu wollen, welche der Finger Gottes geknüpft hat. Ihr Durst nach Erkenntniß ist darum nicht minder groß, nur unterfangen sie sich nicht, da schauen zu wollen, wo nur Glaube gilt, und sehnen sich eben darum aus die-

sem Thale der Erniedrigung hinweg zu dem Thron des Ewigen, wo jeder Schleyer zerreißen, und die ganze Fülle der Wahrheit des Unendlichen offenbar werden wird. Doch erwarten sie diese Zeit mit demuthvoller Unterwerfung unter den Willen des Ewigen, und streben nur während ihrer Wanderung auf Erden mit aller Kraft, einst eines so überschwenglichen Glückes gewürdigt zu werden. Sie betrachten das Leben als eine Offenbarung Gottes in beschränkten Formen für Menschen faßlich; daher lieben sie es nicht mehr als es verdient, und nicht ohne Scheu, unbedachtsam über dem Abbild die Wirklichkeit, die Wahrheit zu vergessen über dem Schein. So gehen sie, mit stiller Erwartung ihres Todes, durch das Leben hin; tragen die aufgelegte Last mit Ergebung in den Willen der ewigen Liebe, und harren der Zeit. Denn da sie wissen, daß jedes Ding eine Zeit der Reife fordert, und das eine früher, das andere später gedeiht, so erwarten sie nicht von dem Winter die Blüthen des Frühlings oder die Früchte des Herbstes, und nicht von dem en-

gen, rings umdunkelten Leben was nur die Ewigkeit geben kann. So sind sie des Lebens froh, so lange es dauert, und ohne Furcht an dem gähnenden Abgrund des Todes.

Ich bin auf dem Lande, in der Nähe von München geboren. Meine Mutter wurde von ihrer Niederkunft überrascht, und starb an den Folgen derselben; ich blieb als ein schwaches Kind unter der Aufsicht einer Amme, die mich drey Jahre lang stillte, und mich alles lehrte, was sie selbst wußte, das heißt, ein Kreuz machen und das Ave beten. Ich faßte diesen Unterricht leicht, und wendete ihn so gut an, daß ich im ganzen Dorfe den Ruhm eines gar frommen Kindes hatte.

Nach Verlauf dieser Zeit, die mich körperlich sehr gestärkt hatte, erinnerte sich mein Vater wieder an mich, und ließ mich nach München kommen, wo er mir eine Französin zur Erzieherin gab. Auf diese Einrichtung beschränkten sich seine Sorgen um mich. Mein Vater war ein schöner Mann von angenehmen

Sitten und gebildetem Geist, aber verderbt durch die große Welt und die Weiber, die um seinen Besitz wetteiferten. Einen Theil des Jahres brachte er bey dem Regimente zu, dessen Oberster er war, einen andern auf Vergnügungsreisen, in Bädern und auf den Landhäusern seiner Freunde; und auch den Winter über, wo er in die Hauptstadt kam, sah ich ihn bisweilen in ganzen Wochen nicht. Wenn er mir zufällig begegnete, nahm er mich in die Höhe, küßte mich, fragte meine Gouvernante nach meinem Befinden, empfahl mich ihrer Sorgfalt, und dachte dann nicht weiter an mich.

Meine Aufseherin, eine gutmüthige Person, aber überaus leichtsinnig und dem Vergnügen ergeben, benutzte die Freyheit, die man ihr ließ, um auch ihrer Seits von den Freuden der Welt so viel zu genießen, als in ihrer Lage möglich war. Da sie mich außer ihrer Sprache, einigen weiblichen Arbeiten und etwas Catechismus, nichts von Bedeutung lehren konnte, nahm sie sich vor, mich, meinem Stande gemäß, für die große Welt zu bilden d. h. meinen

Kopf mit Modethorheiten anzufüllen, und meinen Körper auf alle Weise herauszuputzen. Promenaden, Schauspiele, Concerte und Gesellschaften, in denen wir Mädchen die Damen spielten, füllten den größten Theil unsrer Zeit aus, und wenn wir zufällig einen Abend allein und zu Hause bleiben mußten, vertrieben wir uns die Zeit durch Gähnen bey einem französischen Romane.

So hatte ich mein eilftes Jahr erreicht, als sich mein Vater zum zweyten Mal verheirathete. Meine neue Mutter war nicht mehr in der ersten Blüthe der Jahre, aber schön genug um einem Mann zu gefallen, obgleich von kalter Natur, und durch Lectüre und Umgang fast mehr als weiblich gebildet. Ich habe Ursache zu vermuthen, daß mein Vater sie weniger aus Liebe als aus Eitelkeit heirathete; wenigstens ergab er sich gleich nach den ersten Monaten seiner vorigen Lebensart, und überließ dafür seiner Frau die Einrichtung und Verwaltung des Hauses ohne Einschränkung. Ich muß von ihr rühmen, daß sie mich nie das Verhältniß einer

Stiefmutter hat fühlen lassen; vielmehr bewies sie mir alle Liebe, deren sie nur fähig war. Da sie meinen Unterricht ziemlich vernachlässigt fand, so nahm sie sich meiner eifrig an; unterrichtete mich in einigem selbst, in anderm gab sie mir taugliche Lehrer, und da sie selbst alles leitete, und es mir nicht an Fähigkeit zu lernen fehlte, so holte ich bald das Versäumte nach. Meine Mutter war sehr zufrieden mit mir, und ich erkannte ihre Vorsorge mit desto größerem Dank, je mehr die Lobsprüche, die ich meiner Kenntnisse wegen von Fremden einerntete, meiner Eitelkeit schmeichelten.

Während mein Vater in den glänzenden Cirkeln der Hauptstadt nach Vergnügen jagte, und in seinem eignen Hause fast wie ein Fremdling lebte, versammelte meine Mutter, welche die gewöhnlichen Gesellschaften verachtete, eine kleine Anzahl gebildeter Männer um sich, die ihr die Zeit mit Gespräch und Lectüre vertreiben mußten. Ich gestehe, daß diese Gesellschaften, an denen mich meine Mutter Antheil nehmen ließ, mir meistentheils große Lange-

weile machten, und daß die Befriedigung, die meine Eitelkeit dadurch erhielt, nicht immer hinreichte, um die Sehnsucht nach der alten lustigeren Lebensart zu verbannen, die ich unter der Direction meiner Französin geführt hatte. Die gewöhnlichen Gesellschafter meiner Mutter, insgesammt Franzosen oder in der französischen Schule gebildet, suchten ihren größten Ruhm darin, von dem Lande, in dem sie lebten, keine Notiz zu nehmen, und die Denkungsart der Nation, deren Sprache sie redeten, als den alleingültigen Canon alles Denkens aufzustellen. Die Herrlichkeit der französischen Literatur, die Vollkommenheit der französischen Sprache, die Ueberlegenheit der französischen Nation in allen Gegenständen der Bildung, das war der unerschöpfliche Stoff ihrer Unterhaltung, und ob sie gleich alle darin, wie in einem Glaubensartikel übereinstimmten, so kamen sie doch immer wieder darauf zurück. Die höchste Schmeicheley, mit welcher sie meine Mutter ehrten, war, daß sie vollkommen die tournure einer Französin habe, und daß man schwören sollte, sie sey in

dem Mittelpunkte der Hauptstadt in der besten Gesellschaft aufgewachsen. Meine Mutter hörte dieß mit großem Vergnügen, und um sich des Beyfalls dieser Herren vollkommen würdig zu machen, warf sie sich unbedingt in ihre Grundsätze und Denkungsart. Alle diese Herren waren entschiedene Anhänger einer anti-christlichen Schule, die sich damals in Frankreich bildete, und von Frankreich aus die Höfe Europas überzog; und sprachen mit großer Salbung bald mehr in dem Geiste Voltärs, bald mehr als Jünger Diderot's und Dalemberts; immer aber mit entschiedner Verachtung gegen das Christenthum, das sie auf eine höchst fanatische Weise des Fanatismus beschuldigten. Die Einfälle, in die sie sich bey solchen Veranlassungen ergossen, ergötzten mich bisweilen, und es kam mir ungemein pikant vor, daß selbst die geistlichen Herren, die zu diesem Cirkel gehörten, das Christenthum so wenig als die geistliche Würde schonten, und die Kirche, zu der sie gehörten, wie ein altes radotirendes Weib verhöhnten. Doch dieses war keineswegs ihre

größte Inconsequenz. Einige von ihnen, die sich bis zum Materialismus erhoben hatten, erklärten das Daseyn Gottes für eine Fabel, um Kinder damit fürchtend zu machen, und den Glauben an die Fortdauer nach dem Tode für ein leeres Gespenst. Doch verschmähten sie es keineswegs, sich an die Thronen der Großen zu drängen; so wie sie um jede Auszeichnung und um die Ausdehnung ihres Ruhms eifrig buhlten. Auch von den Anmaaßungen der Tugend sprachen einige unter ihnen sehr abschätzig, indem sie in ihr, nach den Grundsätzen ihrer größten Philosophen, nur ein Werk der Eigenliebe und des feingesponnenen Eigennutzes finden wollten. Gleichwohl erhoben sie den Schein der Tugend, guten Anstand, Zuvorkommniß und andre Gaben der Weltleute, die das gesellschaftliche Leben erheitern, mit den übertriebensten Lobsprüchen. Sie gestanden also zu, daß die Nichtigkeit des höfischen Lebens nicht ohne mannichfaltige Opfer bestehen könne, und rühmten die, welche solche Opfer, um unbedeutender Zwecke willen, am häufigsten und leichtesten

brachten; daß aber in dem großen Verkehr des Lebens, und in weit bedeutendern Verhältnissen eben dasselbe, nur auf eine weit höhere und würdigere Weise geschehe, das schien ihnen für die menschliche Natur zu viel zu seyn.

Diese Bemerkungen machte ich damals noch nicht. Ich hörte alles an, als ob es so ganz natürlich wäre, und da bisher meine ganze Religion bloß in der nachlässigen Beobachtung einiger äußern Gebräuche bestanden hatte, und meine Mutter, vor deren Verstand ich große Ehrfurcht hegte, auch diese verachtete, so ergab ich mich ohne das geringste Bedenken dem Unglauben, der mir unendlich geistreicher und gründlicher erschien, als das, was man mich unter dem Namen der Religion gelehrt hatte. Indeß dachte ich damals wenig über diese Dinge nach, und erst später, als ich bey meinem Aufenthalt in Paris dieselben Gegenstände wiederum verhandeln hörte, und die Erinnerungen einer frühern Zeit in mir erweckt wurden, stellte ich die Betrachtungen an, welche ich hier anticipirt habe.

So waren einige Jahre verflossen, als mein Vater an den Folgen eines Sturzes vom Pferde plötzlich starb. Dieser Tod eines Mannes, den ich allzuwenig gekannt hatte, verursachte mir keinen großen Schmerz, und auch meine Mutter ertrug seinen Verlust mit einer fast mehr als philosophischen Ruhe. In unsrer Lebensart wurde hierdurch wenig geändert. Indeß beschloß meine Mutter nach der ersten Trauerzeit, ihre jetzige Unabhängigkeit zu benutzen, und sich in der Hauptstadt Frankreichs niederzulassen. Ich freute mich außerordentlich auf diese Veränderung, von der ich mir Wunder welche Freuden versprach, und meine Mutter ward von der Hofnung, künftig unmittelbar aus den Quellen der Weisheit und des Geschmackes zu schöpfen, neu belebt. Alle unsre Anstalten waren gemacht; ein Hotel in Paris gemiethet; der Tag der Abreise festgesetzt, als meine Mutter beym Abschiednehmen in ein Haus kam, das mit den Pocken angesteckt war. Ein mit dieser Krankheit behaftetes Kind kömmt ihr zufällig auf den Armen seiner Wärterin entgegen; sie entsetzt

sich, kömmt krank nach Hause, und am andern Morgen bricht das Fieber aus. Die heftige Unruhe, in die dieser Zufall sie setzte, vermehrte das Uebel; der Ausschlag, der sich zu zeigen anfing, trat zurück, und in wenigen Tagen war sie nicht mehr. Mein Schmerz war sehr groß, und ich vergoß aufrichtige Thränen über den Verlust einer Wohlthäterin, die mich wie ihr eigenes Kind behandelt, und mir alles Gute erwiesen hatte, das in ihren Kräften stand.

Ich war jetzt in meinem vierzehnten Jahr, vater- und mutterlos, mit einem ansehnlichen Vermögen, der Vorsorge fremder Menschen anheimgefallen. Mein Vormund nahm mich in sein Haus, bis er ein schickliches Unterkommen für mich gefunden hätte, und ich brachte hier einige Monate zu, die ich zu den traurigsten meiner Kindheit rechne. Die ganze Einrichtung des Hauses, in welchem bey einem äußern Anstrich von Pracht, eine fast unerträgliche Kargheit herrschte; die eintönige Lebensart, die sich Woche für Woche ängstlich wiederholte, und der beschränkte Geist der Frau, mit welcher ich ei-

nen großen Theil meiner Zeit zubringen mußte; alles das machte einen höchst auffallenden und höchst unangenehmen Contrast mit dem, was ich in meinem väterlichen Hause gewohnt gewesen war. Mein Vormund, ein heftiger Mann, war mit seiner nicht sanften Frau in einen ewigen Krieg verwickelt, der oft in meiner Gegenwart, und meist bey Tisch' auf eine höchst widrige Weise ausbrach und das sparsame Mahl verbitterte. Es konnte sonderbar scheinen, daß diese Leute, die in ihrer ganzen Denkungsart, so wie in ihrer hagern, langen, zugespitzten Gestalt eine auffallende Aehnlichkeit hatten, doch fast nie eines Sinnes waren; doch habe ich diese Erscheinungen sehr oft wahrgenommen, wo die Aehnlichkeit in schlimmen Eigenschaften bestand, in denen, zufolge ihres ganzen Wesens, eine unruhige Reitzbarkeit und Hang zum Widerstand eingeschlossen liegt. Mein Vormund lag den größten Theil des Tages seinen Geschäften ob; die Abende brachte er regelmäßig in einer geschlossnen Gesellschaft zu, wo er sich die Zeit mit einem kleinen Spiele vertrieb;

während seine Frau eben so regelmäßig mit einem Canonicus, einem pensionirten Obersten, und einer oder zwey hochgeschminkten Damen eine Spielpartie in ihrem Hause machte. Hier war alles so eintönig, so wiederkehrend, selbst die Zwischenreden und Scherze, daß jeder Tag ein treues Bild des andern schien, nur daß, wie bey einem schlechten Kupferstich, der nächste Abdruck immer der elendere war. Es hat mir oft geschienen, als ob die Gewohnheit des täglichen Spiels, zumal mit denselben Menschen, für den Geist eine der verderblichsten sey, und daß selbst geistreiche Personen durch diese bequeme mechanische Beschäftigung, allmählig die Neigung, und bald auch die Fähigkeit zu einer würdigen Unterhaltung verlieren.

Ich sehnte mich unendlich aus dieser Einförmigkeit hinweg, und der Beschluß, der mir zu jeder andern Zeit zuwider gewesen wäre, mich in eine Kloster-Pension nach Salzburg zu bringen, war mir jetzt, wo ich nur Befreyung aus dem nächsten Uebel wünschte, ganz angenehm. Welche Rücksichten meinen Vormund gerade

auf diesen Entschluß gebracht, ist mir unbekannt; religiöse gewiß nicht; denn die Religion war bis auf das Allerunvermeidlichste aus seinem Hause verbannt. Aber die Pension der Ursulinerinnen stand damals in Ruf, und mehrere Familien hatten ihre Töchter dahingegeben. Dieser Umstand mochte auch meinen Vormund bestimmt haben; und da ihn gerade Geschäfte nach Salzburg führten, übergab er mich selbst der Priorin, von der ich auf eine liebevolle und mütterliche Weise aufgenommen ward.

Die Ursulinerinnen hielten damals eine große Schule, die von Kindern aller Stände besucht wurde, und eines nicht unverdienten Ruhmes genoß; wir Kostfräulein hatten noch besondern Unterricht. An Eifer fehlte es meinen guten Lehrerinnen nicht; aber nach dem, was ich von meiner Stiefmutter gelernt, und in ihren Abendcirkeln gelegentlich aufgefaßt hatte, erschien mir ihr Unterricht langweilig und nicht selten lächerlich. Ich war über meine Jahre klug, und was noch schlimmer war, ich hatte eine Verachtung und ein Vorurtheil gegen die gu-

ten Klosterfrauen mitgebracht, das auch die besten Lehren hätte vereiteln können. Die religiösen Uebungen kamen jetzt etwas fleißiger vor, als in meinem vorigen Leben; aber da mir die Religion überhaupt nur immer wie eine Art von Höflichkeitspflicht erschienen war, und ich bey meiner Mutter sehr oft gehört hatte, daß man sich bey diesen an sich gleichgültigen Dingen nach den Umständen richten müsse, weil es unanständig sey, hierüber zu streiten, und unklug, den Meinungen andrer zu trotzen; so wurde mir jetzt diese Heucheley nicht sehr schwer. Ich ging also etwas öftrer in die Messe, ließ meinen Rosenkranz etwas öftrer durch die Finger laufen, und beichtete öftrer; übrigens blieben meine Gesinnungen immer dieselbigen, und meine Gedanken waren mit ganz andern Dingen beschäftigt, als mit denen, welche ich zu thun schien. Auch kann ich mich nicht entsinnen, daß mir diese Frivolität je die mindesten Sorgen gemacht hätte. Die meisten meines Alters, die doch von meinem philosophischen Unglauben weit entfernt waren, machten es nicht besser als ich,

und wir gestanden uns oft mit Lachen die tollen Gedanken, mit denen wir uns die Zeit in der Kirche vertrieben hatten. Der einzige Unterschied war, daß die Frömmern unter uns ihre Ruchlosigkeit mit Pönitenzen büßten, bey denen sie sie von neuen begingen; ich aber keine Reue über Sünden vorgab, die ich ohne Absicht beging, und ohne Bedenken vergaß.

Was meinen Aufenthalt in dieser Pension sehr erheiterte, und mir etwas mehr Freyheit verschaffte, als die andern Kostgängerinnen genossen, war eine Verbindung mit der Nichte meiner verstorbnen Mutter, die eine große Neigung für mich faßte, und mich öfters besuchte. Mit einem nahen Verwandten des Fürstbischofs verheirathet, genoß sie im Kloster einen großen Credit; und ich hatte nicht nur Erlaubniß sie zu besuchen, wenn sie in der Stadt war, sondern auch bisweilen einige Tage mit ihr auf dem Lande zuzubringen. Sie liebte die Natur, und die herrlichen Umgebungen von Salzburg, so wie das ganze romantische Land, boten dieser Liebe reichliche Nahrung dar. Ich will hier eines

Vorfalls erwähnen, der uns bey einem unsrer Spaziergänge begegnete, und mir eine Veranlassung gab, über die Macht religiöser Ideen nachzudenken, ohne daß ich doch damals von dieser Veranlassung den rechten Gebrauch machte. Wir hatten einstmals an einem heitern Herbstmorgen einen der höchsten Berge in der Nähe der Stadt bestiegen, um uns der Aussicht zu freuen, die eine weite, fruchtbare Ebne mit den unermeßlichen Reihen schroffer Alpen vereint. Während wir hier saßen, in der Herrlichkeit der Natur verloren, sahen wir einen alten Mann an der steilsten Seite des Berges emporklimmen, von einem zwölfjährigen Mädchen begleitet, das sich von Zeit zu Zeit niedersetzte, um auszuruhn, während der alte Mann langsam und rastlos aufwärts stieg. Als er die Höhe erreicht hatte, kniete er, ohne rechts oder links umzuschauen, vor einem Kreuze nieder, das an der äußersten Kante des Berges hoch in die Lüfte ragt, und betete lange Zeit in sich versunken mit großer Andacht. Das Mädchen kniete neben ihm. Als er geendigt hatte, kehr-

te er um, wie er gekommen war, mit blassem und gesenktem Angesicht; aber er war kaum einige Schritte gegangen, als er ohnmächtig zu Boden sank. Wir eilten ihm beyzustehn, und boten ihm etwas von unsern Lebensmitteln zur Stärkung an; aber er schlug alles standhaft aus. Und da wir dennoch nicht aufhörten in ihn zu dringen, und nach der Ursache seines Weigerns forschten, sagte er uns: Er sey ein Landmann aus einem benachbarten Dorfe, Besitzer eines hübschen Vermögens und einer zahlreichen Familie; aber alle seine Kinder wären vor ihm gestorben, außer seiner jüngsten Tochter. Diese habe er an einen braven und schönen Mann verheirathet, welcher Handel getrieben; und vor einigen Jahren sey dieser auf einer seiner Wanderungen in dem Gebirge von Räubern angefallen und erschlagen worden. Da habe sein armes Weib in ihrer großen Traurigkeit ein Kind geboren, und dieses sey ihr einziger und letzter Trost und auch der seinige; und nun sey dieses Kind krank auf den Tod. Alle Mittel seyn umsonst angewendet worden;

die Mutter verzweifle, und das Kind habe selbst gesagt, daß es heute sterben werde. Da habe er sich nun, in seinem Jammer, Gott verlobt, zu diesem Kreuze zu wallfahrten, ohne Speis und Trank, und für das Kind zu beten; und das Gelübde wolle er vollends erfüllen. Vielleicht, setzte er hinzu, ist uns Gott gnädig, und hat Mitleiden mit dem armen Weibe. Denn was mich alten Mann betrifft, so kann ich mich schon eher trösten, da ich nur noch wenige Tage zu leben habe. — Nach dieser Erklärung drangen wir nicht weiter in ihn. Nur das Mädchen, das ihn begleitete, nahm etwas zur Stärkung an, und versprach uns von dem Erfolge Nachricht zu bringen. So verließen sie uns, und unsre Blicke begleiteten noch lange den Greis, welcher mühsam die steile Höhe hinabklimmte, bis er endlich unsern Augen ganz verschwand. Am folgenden Tag hörten wir den Verlauf der Geschichte. Entkräftet, zitternd und blaß war der alte Mann in sein Haus zurückgekommen. Das Kind lebte noch, an seinem Lager kniete die Mutter und betete.

Als er hinzutrat, kehrte das Kind die brechenden Augen matt nach ihm hin, faltete die kleinen Hände und sagte lächelnd: Aeti, die Engel rufen dich und mich! — Dann verschied es. Zugleich sank auch der alte Mann in die Knie; die Nacht des Todes bedeckte seine Augen, und er öffnete sie dem Lichte nicht mehr. Die Mutter saß thränenlos da, und betete über beyde Todten. Dann nahm sie das schlummernde Kind mit beyden Händen aus seinem Lager auf, hob es zum Himmel und sagte: Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen; der Name des Herrn sey gelobt! — Und nun ging sie, ihre Nachbarn zu rufen und die Leichen zuzuschicken.

Diese Begebenheit, von der ich zum Theil Zeuge gewesen war, rührte mich mehr, als daß die Betrachtungen, die ich darüber anstellte, eine dauernde und tiefe Wirkung bey mir gehabt hätten. Im Ganzen blieb ich bey meinem vorigen Sinn. Es kam mir noch immer vor, als sey die Religion eine Sache der niedern Stände, und zwar nützlich für das Volk, aber von gebil-

deten und unterrichteten Menschen recht gut zu entbehren. Dieser Gedanke war mir damals wohl zu verzeihen. Was ich von der Religion kannte, war nur die äußere Hülle derselben; ihr Inneres war mir nie gezeigt worden; und von ihren Tröstungen hatte ich nie eine Erfahrung gemacht. Vielmehr empörte sie meinen Stolz in vielen Stücken; in andern beleidigte sie meinen Geschmack; in noch andern schien sie mir das Widerspiel der gesunden Vernunft. Alles das war der Wiederhall der Lehren, die ich in dem Hause meiner Mutter eingesogen hatte, und das Resultat meiner eignen beschränkten Erfahrungen.

So hatte ich mein sechzehntes Jahr erreicht, ohne daß ein lebendiger Gedanke an mich selbst und an mein Verhältniß zu dem höchsten Wesen in meiner Seele aufgekeimt wäre. Die mechanischen Uebungen der Religion gingen ganz ohne Wirkung an mir vorüber, und der einzige Gedanke, dessen ich mir dabey recht lebhaft bewußt war, war der Wunsch, recht bald durch eine Veränderung meiner Lage von diesen lästigen

Pflichten befreyt zu seyn. Da ich ein unabhängiges Vermögen besaß, von guter Familie und nicht häßlich war, so konnte ich einer baldigen Erfüllung dieses Wunsches entgegensehn. Wer mein Befreyer wäre, schien mir damals ganz gleichgültig; ich hatte nur den Gedanken der Befreyung vor Augen. In die Welt einzutreten, ihre Freuden zu genießen, eine Figur darin zu machen, und in einem Hause nach Gutdünken zu schalten, das war alles, woran ich dachte; und meine Phantasie schmückte diese Gedanken so reichlich aus, daß mir die Nacht, in der mein funfzehntes Jahr zu Ende ging, unter den mannichfaltigsten und ergötzlichsten Träumen schlaflos verstrich.

Aber wie eitel sind doch die Gedanken der Menschen und wie wunderbar die Fügungen Gottes? Dieses Jahr, das ich mit so weltlichen Planen angetreten hatte, wurde auf eine ganz andre Weise beschlossen, als ich damals wähnte, und statt mich in die Zaubergärten der großen Welt einzuführen, in denen ich bey meiner damaligen Stimmung wahrscheinlich verlo-

ren gewesen wäre, führte es mich zu mir selbst zurück. Das, was diese Veränderung in mir bewirkte, und meinen weltlichen Sinn zuerst erschütterte, war scheinbar eine Kleinigkeit. Aber was ist Kleinigkeit in den Augen des Ewigen? Er, vor dessen Augen die unendliche Verkettung der Dinge aufgedeckt liegt, knüpft oft an die schwächsten Fäden die größten Erfolge.

Unter den Gegenständen, in denen wir unterrichtet wurden, nahm die Musik eine vorzügliche Stelle ein. Ich hatte nie ein großes Vergnügen an dieser Kunst gefunden, und die Art, wie man sie damals bey uns trieb, war nicht sehr geeignet, ihr Eingang zu schaffen. Unsere Lehrmeisterin, welche einige Kenntnisse von der Theorie der Musik besaß, und sich viel darauf zu Gute that, quälte uns auf eine unverzeihliche Weise mit ihrer Gelehrsamkeit, so daß ihre Schülerinnen kaum die ersten Anfangsgründe begriffen hatten, als sie schon Anstalten machte, sie in die Geheimnisse des Contrapunkts einzuführen. Dabey war ihr Geschmack so schlecht, als ihr Vortrag schleppend, und mit

einer unendlichen Menge steifer Verzierungen überladen, die sie als das Höchste der Kunst allen ihren Schülerinnen aufdrang. Diese geistlose und kindische Musik fand indeß große Bewunderer, und die Schwester Seraphine galt weit und breit für die größte Virtuosin und eine unübertreffliche Lehrerin. Auch wir nahmen es auf Treu und Glauben an, und machten diese eiteln Künste so gut oder so schlecht nach, als wir konnten, ohne zu ahnden, daß es eine ganz andre Musik gebe, als dieses schale Geklimper.

In der Zeit, von welcher ich spreche, gewöhnte sich ein junger Edelmann, den ich Montalto nennen will, in das Kloster, ein naher Verwandter unsrer Domina, der das Zutrauen, das seine Tante in ihn setzte, durch seine Tugenden und eine höchst musterhafte und liebenswürdige Bescheidenheit vollkommen zu rechtfertigen schien. Er war seit kurzem von Reisen zurückgekommen, und da er seine Tante fast täglich besuchte, wurde er auch bald mit den Kostfräulein bekannt. Seine Besuche waren, wie die Folge zeigte, nicht ganz uneigennützig.

Er liebte eins der Fräulein, und knüpfte mit ihr ein Verhältniß so geheimnißvoll an, daß niemand das Mindeste ahndete, bis sie eines Tages, zum Schrecken aller Klosterfrauen, zusammen entflohn. Doch dieses geschah erst, nachdem ich das Kloster verlassen hatte.

Montalto, aus einer alten, aber herabgekommenen Familie, besaß alle Talente, die seinem Stande angemessen waren; vorzüglich aber war er ein trefflicher Clavierspieler. Er setzte sich oft an den Flügel, und vertrieb uns die Zeit mit den schönsten Compositionen italienischer Meister, die er in einem großen Geschmack mit eben so viel Genauigkeit, als Einfalt vortrug. Unsrer Lehrerin zwar war diese Art der Musik ein Gräuel, und sie mußte zu ihrem Verdrusse sehn, daß mehrere ihrer Schülerinnen, und gerade die, auf welche sie am stolzesten gewesen war, sich alle Mühe gaben, ihre Manier gegen Montalto's Vortrag zu vertauschen. Ich hatte nie zu der Zahl ihrer Auserwählten gehört, und so achtete sie auch nicht sonderlich auf die Veränderung, die sich damals mit mir ereignete.

Da ich einen ganz angenehmen Discant sang, Virginie aber, die geheime Liebe Montalto's, den schönsten Alt, so vereinigte er uns oft zu einem zweystimmigen Gesang, dem er wohl auch selbst seine sanfte und geschmeidige Baßstimme, wie den helleren Farben einen tieferen Schatten, zugesellte. Bey diesen Gesängen fühlte ich zuerst die Macht der Musik. Ich bemerkte, daß dieselben Worte, die ich früher ohne Theilnahme gehört oder gelesen hatte, jetzt, als ob sie eine andre Bedeutung bekommen hätten, mein Inneres wunderbar bewegten, und mit den Tönen vermählt meiner Seele eine überschwengliche Fülle tiefen und reichen Sinnes zuführten. Aber auch die wortlose Musik ward mir jetzt werth, und es war bald keine Beschäftigung, die ich mit größerem Eifer und Liebe getrieben hätte. Montalto verschaffte mir, was ich wünschte, und indem er mein Studium leitete, hatte er die Freude, mit meiner Geschicklichkeit auch meine Begeisterung für diese göttliche Kunst immer mehr steigen zu sehn.

Durch dieses Studium, das mich jetzt fast ausschließend beschäftigte, war meine Sehnsucht nach der Welt um ein Großes vermindert worden. Denn es war nicht die Kunstfertigkeit, an der ich hing, oder die eitle Hoffnung, auch mit diesem Talente einiges Aufsehn zu machen; sondern etwas ganz anderes, das ich nicht zu beschreiben im Stande bin. Mein ganzes Innere schien sich umzugestalten, oder vielmehr, es schienen sich in meinem Innern Organe zu öffnen, die es mit einer andern, vormals mir unbekannten Welt in Verbindung setzten. Ich hatte früher auch zu hören gewähnt, aber jetzt schien es mir, als ob alles nur in todten Worten und nichtssagenden Tönen an mein äußeres Ohr angeschlagen hätte, ohne zu der innern Werkstätte des Geistes vorzudringen. Da die meiste Musik, mit der mich Montalto versah, von einem ernsthaften Charakter war, wie er überhaupt das Große und Feyerliche mehr, als das Fröhliche liebte, und ich mich Tag und Nacht damit beschäftigte, so wurde eine ernste Stimmung herrschend in mir. So zog ich mich im-

mer mehr in mich selbst zurück, und richtete meine Gedanken fast ausschließend auf die Welt, die sich in meinem Innern, wie aus einer tiefen Nacht, immer heller und farbenreicher erhob, und alles, was ich je gesehen hatte, oder zu sehen hoffen konnte, weit hinter sich ließ. In die stille Beschauung und Ausbildung dieser poetischen Zauberwelt verloren, und fast gleichgültig gegen alles, was mich vormals gereizt hatte, sog ich mich mit unzähligen Fühlfäden an die Erscheinungen an, die mir in dem Aether der Töne entgegenschwammen. Meine vormalige Munterkeit schien sich verloren zu haben: ich war schweigsamer geworden und schien traurig, weil ich in meinem Innern selig war. Meine Aufseherinnen, denen meine Veränderung nicht unbemerkt blieb, wußten nicht, wo sie die Ursache davon auffinden sollten, und, wenn sie bey mir selbst darüber forschten, griffen sie die Sache so ungeschickt an, daß, hätte ich ihnen auch Rechenschaft geben können, mir schon der gemeine Sinn, mit dem sie forschten, den Mund auf immer würde verschlossen haben.

Da sie mir nun nichts entlocken konnten, kamen sie auf die Vermuthung einer geheimen Liebe, und natürlich zunächst gegen Montalto, mit dem mich die Musik so häufig in Verkehr brachte, und der mich, vielleicht um seine wahre Leidenschaft besser zu verbergen, mit ausgezeichneter Achtung behandelte.

Diese Vermuthung, der es keineswegs an Wahrscheinlichkeit gebrach, und die man unvorsichtig genug war, gegen mich selbst zu äußern, setzte die armen Nonnen in große Bewegung, und zog eine Menge von Versuchen nach sich, die, wenn der geringste Funke von Liebe in meinem Herzen gewesen wäre, ihn leicht zur Flamme hätten anfachen können. Da sich aber aus allen diesen Versuchen und Prüfungen gar nichts ergab, so fingen sie an zu muthmaßen, das, was mich schwermüthig mache, sey überhaupt die unbestimmte Sehnsucht nach einer Versorgung, wie man es nennt, oder nach der Welt, eine Sehnsucht, die ich früher nach meiner offenherzigen Weise ganz unverhohlen zur Schau getragen hatte.

Diese neue Entdeckung wurde meinem Vormunde mitgetheilt. Man schrieb ihm, es sey Zeit auf eine Versorgung für mich zu denken, und mich in die Welt einzuführen, nach der ich ein großes Verlangen zu haben schiene. Diese Erinnerung kam meinem Vormunde zur rechten Zeit. Er hatte die Bekanntschaft eines reichen italienischen Grafen gemacht, welcher sich in Deutschland ankaufen wollte, und eine anständige Besitzung in einer angenehmen Gegend suchte. Eines der Güter meines seligen Vaters in einer romantischen Lage ohnweit der Donau hatte ihm vorzüglich gefallen; er hatte Versuche gemacht, es an sich zu bringen, und war dadurch mit meinem Vormunde in Verbindung gekommen. Das Gut konnte nicht veräußert werden, aber der Gedanke lag nah, es mit meiner Person zugleich abzutreten. Zwar war der Graf nicht mehr jung, aber wohlgebildet, sehr reich, mit den edelsten Häusern der Lombardey verwandt, und ein vollendeter Weltmann. Diese Partie konnte also in jeder Rücksicht vortheilhaft scheinen, und der Graf zeigte sich dem An=

trag geneigt, wenn ihm meine Person nicht misfiele. Mein Vormund theilte also der Domina seinen Plan im strengsten Vertrauen mit; diese entdeckte ihn in eben so strengem Vertrauen einigen andern, und bald wußten alle Klosterfrauen und ich selbst, daß ich dem Ziele meiner Wünsche ganz nah sey. Diese Entdeckung, die mich früher mit einer ausschweifenden Freude erfüllt haben würde, machte jetzt nur einen schwachen Eindruck auf mich. Der Glanz der Welt zog mich jetzt weniger an; ich hatte andre Freuden kennen lernen; und ich mußte fürchten, daß eine Veränderung meiner Verhältnisse mich auf eine unangenehme Weise in meinen poetischen Träumen stören möchte. So erwartete ich die weitere Enthüllung des halbentschleyerten Geheimnisses mit einer Ruhe, ja mit einer Gleichgültigkeit, die meine guten Klosterfrauen von neuem in ihren Vermuthungen irre machten.

Eines Tages im Anfange des Sommers machte der Graf einen Besuch in dem Kloster, vorgeblich um sich nach einem Kostfräulein aus Mailand zu erkundigen, mit deren Aeltern er

in freundschaftlichen Verbindungen stand. Ich kam eben von dem Morgengebet aus dem kleinen Chor der Kirche zurück, wo ich mit etwas mehr Andacht als gewöhnlich gebetet hatte, denn meine poetische Stimmung fing an einigen Einfluß auf meine religiösen Gefühle zu haben — als ich beym Eintritt in den Saal einen Fremden erblickte, dessen Aeußeres Achtung gebot. Ich ward ihm vorgestellt mit dem Zusatze, daß ich italienisch spräche. Der Fremde redete mich in seiner Muttersprache an, und wußte bald ein interessantes Gespräch anzuknüpfen, in welchem die Musik eine Hauptrolle spielte. Die Domina, bemüht alle meine Talente in das beste Licht zu stellen, hatte ihm gesagt, daß auch ich die Musik außerordentlich liebe, und selbst die gute Schwester Seraphine schien stolz darauf, eine der italienischen Musik kundige Schülerin aufzuweisen. Da der Fremde sah, daß ich mit den besten Meistern seines Vaterlandes bekannt war, und ihre Vorzüge einigermaßen zu schätzen verstand, zog er mich auf eine verbindliche Weise an den Flügel, und veranlaßte mich,

ich weiß nicht wie, einiges zu spielen, worauf die Rede gefallen war. Ein Stück zog das andre nach sich. Virginia wurde aufgefordert zu singen, und da sich auch Montalto einfand und Antheil nahm, so hatten wir bald ein Conzert, das dem Fremden unendliches Vergnügen zu machen schien.

So verstrichen einige Stunden auf eine recht angenehme Weise. Der Fremde entfernte sich mit der Bitte, seinen Besuch öfter wiederholen zu dürfen, worauf die Domina mit einem Blikke antwortete, der ihm zu erkennen gab, daß ihr die eigentliche Absicht seiner Bitte gar nicht unbekannt sey. Als er sich entfernt hatte, ergossen sich die Klosterfrauen in sein Lob: wie vornehm er sey und doch so herablassend; wie wohlgebildet und klug! Alle diese und andre Aeußerungen der Bewunderung wurden mehr oder weniger an mich gerichtet, und ich konnte nicht zweifeln, daß dieses der Mann sey, den man mir zum Gemahl bestimmt habe. In der That wurden die Anspielungen meiner guten Erzieherinnen mit jeder Stunde deutlicher, und

am Abend war niemand mehr im ganzen Kloster, der nicht insgeheim von dem Geheimniß unterrichtet gewesen wäre.

Wenige Tage nach diesem Besuch kam mein Vormund auf einer Badereise nach Gastein durch Salzburg, und eröffnete mir, unter vielen Glückwünschen, daß ich die Aufmerksamkeit des Grafen Speronati auf mich gezogen, und daß dieser unter sehr vortheilhaften Bedingungen um meine Hand werbe. "Sie haben den Grafen gesehn, setzte er hinzu; und ich zweifle nicht, daß Sie ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie können überzeugt seyn, daß kein Fräulein in ganz Deutschland ist, das Sie nicht um den Vorzug beneiden wird, den er Ihnen schenkt."

Nach den Aeußerungen meiner Erzieherinnen über meine Sehnsucht in die Welt zu treten, und nach seiner eignen Ansicht irdischer Dinge, konnte mein Vormund erwarten, daß ich diese Erklärung mit ungewöhnlicher Freude aufnehmen würde. Er betrog sich indeß. Ich war zu aufrichtig, um eine Freude zu heucheln, die

ich nicht fühlte: ich dankte ihm also mit Höflichkeit für seine Bemühungen, indem ich hinzusetzte: die Ehre, die mir der Graf erzeige, fordre meine Erkenntlichkeit, und ich glaubte ihm diese am besten beweisen zu können, wenn ich ihn bäte, die Person, die er zur Gefährtin seines Lebens wähle, erst genauer kennen zu lernen."

Die wenige Lebhaftigkeit, die ich in diese Antwort legte, schien meinem Vormunde aufzufallen. Er erwiederte lächelnd, daß er mein Zartgefühl achte, und um desto weniger Bedenken trage, mir einen Aufschub zuzugestehn, da er von dem glücklichen Erfolge einer nähern Bekanntschaft von beyden Seiten auf das vollkommenste überzeugt sey. „Ich darf Ihnen sagen, setzte er hinzu, daß Sie einen lebhaften Eindruck auf das Herz des Grafen gemacht haben. Ihre Gestalt, Ihre Unterhaltung, Ihre Talente haben seinen ganzen Beyfall."

Ich ward roth. Mein Zartgefühl war durch den Ausdruck beleidigt worden, von dem ich nicht wußte, ob ich ihn auf die Rechnung des

Grafen oder meines Vormundes setzen solle. „Es könnte doch seyn, erwiederte ich, daß er Ursache fände, diesen Beyfall bey einer nähern Bekanntschaft zurückzunehmen.“ — „Das wäre nicht gut für Sie, antwortete mein Vormund; aber ich fürchte nichts; der Graf ist zu sehr von Ihnen eingenommen, als daß er auf Ihren Besitz Verzicht thun könnte. Uebrigens, fuhr er fort, wird es aus mehrern Gründen rathsam seyn, daß Sie nach München zurückkehren. Richten Sie sich darauf ein, mich auf meiner Rückreise zu begleiten, und so lange in meinem Hause zu wohnen, bis Ihre Vermählung vollzogen werden kann.“

Diese Ankündigung einer Veränderung, die schon in so kurzer Zeit eintreten, und welcher eine noch weit wichtigere auf dem Fuße folgen sollte, machte einen tiefen Eindruck auf mich. Bis jetzt hatte mich die ganze Sache noch wenig beschäftigt; ich hatte sie in eine unbestimmte Ferne hinausgesetzt, wo ich sie nur in nebelnden Umrissen sah; jetzt rückte sie mir unmittelbar vor das Auge. Ich schloß mich nach dem Ab-

schiede von meinem Vormunde in mein Zimmer ein, und weinte den ganzen Tag, ohne eigentlich zu wissen warum. Der Eindruck, den der Graf auf mich gemacht hatte, war ihm keineswegs nachtheilig gewesen. Seine Gestalt war regelmäßig; man hätte sie fast schön nennen können, und bey seinen funfzig Jahren war sein Ansehn blühend und jugendlich. In seinem Benehmen herrschte die Sicherheit und der richtige Takt eines vollendeten Weltmannes. Seine Unterhaltung war leicht und natürlich, und er schien immer mehr bemüht, den Geist andrer in's Spiel zu setzen, als den seinigen leuchten zu lassen. So war er mir bey der ersten Bekanntschaft erschienen; so fand ich ihn auch nachher; ob ich schon späterhin einige Züge zuzusetzen fand, die ihm weniger günstig waren. Ich hätte mich also glücklich schätzen können, und doch war ich es nicht; ja, der Gedanke, mein Schicksal unauflöslich mit dem seinen zu vereinigen, drückte mich nieder. Was ich eigentlich dabey dachte, weiß ich nicht; denn die Verwirrung in meinem Innern war so groß, daß ich keinen Gedanken

klar auffassen und festhalten konnte. Nur so viel erinnre ich mich, daß mir die Versicherungen meines Vormundes von der heftigen Leidenschaft des Grafen gegen mich ganz vorzüglich zuwider waren, entweder weil sie mir unwahr schienen, oder weil sie sich mit dem Bilde des Mannes, so wie es in meiner Seele stand, nicht vertragen wollten.

Am folgenden Tag wiederholte der Graf seinen Besuch. Er fand mich beym Clavier, und sein Erscheinen erschreckte mich so, daß ich kaum seinen Gruß erwiedern konnte. In meiner kindischen Weise sah ich jeden Augenblick einer Erklärung entgegen, und wäre gern geflohn, hätte nicht der Graf ein Gespräch angesponnen, das mir keine Entfernung verstattete. Sein Betragen war nicht anders als das erste Mal. Keine Beziehungen, kein Forschen, nicht einmal ein größeres Bestreben zu gefallen; so daß wer nicht von dem Geheimniß unterrichtet war, nichts weiter als eine gesellschaftliche Unterhaltung gesehen hätte. Dieses Benehmen verpflichtete mich außerordentlich, und als er sich

entfernt hatte, ohne von Liebe gesprochen zu haben, schickte ich ihm für die Ersparung einer gefürchteten Verlegenheit meinen stillen Dank nach.

Gerade auf die nemliche Weise gingen zwey oder drey andre Besuche hin. Immer gleich verbindlich, gleich unterhaltend und gleich zurückhaltend, schien er mir alle Freyheit lassen zu wollen, mich nach meiner Weise zu zeigen, und ihn mit Unbefangenheit zu beurtheilen. Hierdurch gelang es ihm, die Verlegenheit aus unserm Umgange zu verbannen, und mich in meine natürliche Stimmung zu setzen, so daß ich unser wahres Verhältniß ganz aus den Augen verlor. Nur wenn ich allein war, oder wenn mich eine äußere Veranlassung an die nahe Veränderung meiner Lage erinnerte, versank ich bisweilen in eine Schwermuth, die keiner Beschäftigung und selbst der Musik nicht weichen wollte.

So waren einige Wochen verstrichen, als mein Vormund aus dem Bade zurückkam, um meine Erklärung und mich selbst abzuholen. Gern hätt' ich ihm das eine wie das andre

versagt; aber ich schämte mich allzu kindisch zu scheinen, und da ich seinen Gründen nichts entgegen zu setzen hatte, und er mich von neuem und wiederholt versicherte, daß ich das Herz des Grafen durch jede Unterredung mehr gefesselt hätte, so gab ich meine Einwilligung, und verließ das Kloster unter Strömen von Thränen, die nicht, wie meine guten Nonnen wähnten, dem Glücke der Vergangenheit, sondern den Verheißungen der Zukunft flossen.

Mein Vormund, der nicht das mindeste von dem ahndete, was in meinem Innern vorging, aber es doch für seine Pflicht hielt, mich nach seiner Weise zu trösten, sprach mir unaufhörlich von dem Glück und dem Glanze vor, das mich erwartete. Der Graf werde es mir freystellen, sagte er, den Winter in einer der Hauptstädte Europens zuzubringen; den Sommer würden wir bald auf meinen Gütern, bald auf den seinigen leben; wir würden Reisen machen, und alle Freuden der Welt genießen, auf die ein hoher Rang und Reichthum nur immer Anspruch zu machen hätte. Diese Reden, in denen er

sich sehr ausführlich über die Besitzungen meines künftigen Gemahls und seine Verhältnisse zu den ersten Höfen verbreitete, verfehlten ihre Wirkung nicht ganz. Ich fing an mit einiger Aufmerksamkeit zuzuhören, und da wir eben durch ein sehr anmuthiges Land fuhren, so schuf sich meine Einbildungskraft ein Leben, das dieser Landschaft glich, und mit allem Glanze eines Feengartens übergossen war. Zur Seite lagen mir die blaßen, nebelnden Alpen mit ihren furchtbaren Spitzen: vor mir die fruchtbare Ebne; hinter mir Salzburg mit seinen Marmorfelsen und seinen mahlerischen Umgebungen. Meine Phantasie überflog alles das, von meiner Kindheit an waren mir die Alpen die Mauer gewesen, welche die Erde von Eden trennt; jetzt, wo Italien meine zweyte Heimath werden sollte, überstieg ich sie leichter, und baute meine poetischen Zaubergärten hinter ihnen an. Diese Träume beschäftigten mich einige Zeit sehr angenehm; aber ich darf nicht verschweigen, daß ich sie immer nur für mich allein webte, und daß, so oft das Bild des Grafen dazwischen trat, der ganze

ätherische Bau mit allen seinen magischen Farben zusammenstürzte oder in Nebel zerfloß.

Gegen Abend näherten wir uns der Residenz. Die Kuppeln der Frauenthürme, die so weit in das Land hineinschauen, und denen gegenüber ich eine der dumpfsten Zeiten meines Lebens zugebracht hatte, waren von der scheidenden Sonne mit Gold übergossen, so daß die Erinnerung an jene düstre Zeit, und an mein trauriges Leben in dem Hause, in welches ich jetzt zurückkehren sollte, nur desto dunkler gegenüber trat. Die Vergangenheit, wie die Zukunft lastete auf meiner Brust, und ich war allzu glücklich, daß mein Vormund schlummerte, um meinem gepreßten Herzen durch einen Strom von Thränen Luft zu machen.

So kamen wir an, als die Glocken zum Abendgebete läuteten. Als wir die lange Straße vom Isarthore hinauffuhren durch eine Menge von Menschen, die den heitern Abend benutzt hatten, und jetzt still nach ihrer Heimath zurückkehrten, meist Paar und Paar, sich an den Händen führend, mit entblößtem Haupte und

Kinder vor ihnen und um sie her, fast alle mit dem Ausdruck der Zufriedenheit auf ihren Gesichtern, da fühlte ich mich durch den lang entbehrten Anblick beruhigter, und durch das Dunkel meiner Seele sprühten Funken einer erquicklichen Wehmuth auf, wie aus dem dunkelnden Himmel die zarten Lichter der ersten Sterne leise hervorschauten.

In dem Hause meines Vormundes fand ich noch alles so, wie ich es vor mehrern Jahren verlassen hatte. Seine Frau saß eben so an dem Spieltisch wie sonst; es waren eben dieselben Gesichter, nur ein wenig älter und etwas geschminkter als sonst; dieselbe Leere der Unterhaltung und dieselbe Herzlosigkeit. In meinem alten Zimmer, das mir auch wieder zur Wohnung angewiesen wurde, war auch noch alles wie sonst; dieselben Geräthschaften, dieselbe Anordnung, alles so fest und unveränderlich, wie die Mauern der Kirche gegenüber, und fast eben so alt. Ich musterte alles noch denselben Abend, und da ich auch nicht unterließ, die Inschriften aufzusuchen, die ich bey verschiednen Veranlas-

sungen in die Tapeten gekritzelt hatte, fand ich auch folgende, von der ich mich nicht besann, sie geschrieben zu haben, die mir aber später oft wieder in das Gedächtniß gekommen ist:

misera la volgare e cieca gente,
che pon qui sue speranze in cose tali,
che'l tempo le ne porta sì repente!

Da ich nicht die Geschichte meines Lebens schreibe, sondern nur die vorzüglichsten Momente meiner Sinnesänderung bezeichnen will, so übergehe ich alle die Einzelheiten, die hierauf keine nähere Beziehung haben. Der Graf war gerade abwesend, als ich ankam, und wurde erst in einigen Tagen zurück erwartet. Ich hatte also Zeit, mich zu sammeln und auf seinen Empfang vorzubereiten; da ich aber nur eine ganz unbestimmte Vorstellung von dem Verhältniß hatte, in das ich zu ihm getreten war, so war auch meine Vorbereitung eben so unbestimmt, und folglich schlecht. Auch half sie mir so wenig, daß, als der Graf endlich kam, er mich eben so unvorbereitet fand,

als wenn er mich am Abend meiner Ankunft mit einem Besuch überrascht hätte.

Es war der erste Sonntag nach meiner Rückkehr, wo ich ihn erwarten sollte. Ich ging unruhig in meinem Zimmer auf und ab, als ich durch das Fenster einen goldenen Wagen an meiner Thür halten sah, mit Bedienten und Jägern hinten auf, um den sich, da eben das Hochamt geendigt war, eine Menge von Menschen versammelte. Ich trat schnell zurück, um mich auf den Sopha zu werfen, und einen Augenblick darauf wurde der Graf angemeldet, und die Flügelthüren aufgerissen. In reichgestickter Uniform, mit Orden bedeckt, mit Degen und Federhut trat der Graf herein. Ich hatte die vertrauliche Näherung eines Liebenden gefürchtet, jetzt sah ich, daß er zu einer Audienz kam; dieß bestimmte unser Verhältniß, und ich schöpfte Athem. Er sagte mit der ihm eigenthümlichen Haltung, er käme, um aus meinem Munde die Bestätigung des Glücks zu vernehmen, das ich ihm, der Versicherung meines Vormundes zufolge, verhieße. Ich antwortete mit

ziemlicher Fassung, und am Ende unsrer kurzen Verhandlung küßte er mir die Hand, dankte für meine Erklärung, und deutete den Lebensplan an, den er für mein Glück entworfen hatte; ein Plan, von dem ich schon aus der Hand meines Vormundes den ausführlichen Riß überkommen hatte.

So wenig mir die prunkende Weise des Grafen bey seiner Bewerbung gefiel, so wußte ich es ihm doch im Herzen Dank, da mich nichts so sehr ängstigte, als der Gedanke an eine Vertraulichkeit. Jetzt konnte ich ihn wieder in dem Verhältnisse eines Fremden betrachten, der meinen Verstand durch seine Unterhaltung angenehm beschäftigte, von meinem Herzen aber keine weitere Notiz nahm. So blieb es auch nachher. Zwar sprach er oft und beredt über seine Leidenschaft zu mir — Aeußerungen, die er meist mit glänzenden Geschenken begleitete — aber ich konnte nie zu der Ueberzeugung gelangen, daß seine Versicherungen nicht mehr aus dem Kopf als aus dem Herzen kämen. Denn so belehrend überhaupt seine Unterhaltung war,

so wurde ich doch bald inne, daß ihr etwas fehle, um sie wahrhaft anziehend zu machen, Phantasie und Gemüth. Nie ward ein Gedanke so mächtig in ihm, daß er darüber die Aufmerksamkeit auf sich selbst vergessen hätte; und er schien immer die Wage des guten Tons in der Hand zu halten, um nie mehr Gefühl zu zeigen, als ein Mann von Stand und Lebensart haben darf. Bey meiner Stimmung war mir das keineswegs unangenehm, und da ich das größte Interesse zu haben glaubte, immer in gleicher Entfernung von ihm zu stehn, so gelang es uns in der That, auf eine bewundernswürdige Weise, nach einem täglichen Umgang von mehreren Wochen, bis zu der gewaltsamen Auflösung unsrer Verbindung, im gegenseitigen Vertrauen nicht weiter gekommen zu seyn, als an dem Tage, wo ich ihn zum ersten Mal in dem Anspruchszimmer unsers Klosters sah.

Die öffentliche Bekanntmachung unsrer Verbindung zog, wie es zu geschehn pflegt, eine Menge von Zerstreuungen nach sich, die mich mit einemmal mit der großen Welt in Verkehr

brachten. Ich bemerkte jetzt, da ich so unmittelbar aus dem Dunkel einer Klosterpension in den Lichtglanz eines öffentlichen Schauplatzes trat, daß es keineswegs so leicht sey, sich hier mit Anstand zu behaupten, als ich vormals geglaubt hatte. Alles setzte mich in Verlegenheit; die dreisten Blicke der Weiber und Männer, die Keckheit ihrer Sprache und ihr lauschendes Schweigen; vornehmlich aber der Wahn, daß alle Augen auf mich sähen, und alles bemerkten, was ich mit Ungeschick that. Ich erröthete also oft, und empfand es daher immer recht dankbar, wenn sich irgend eine wohlwollende oder neugierige Seele an mich anschloß, und mich unter ihre Obhut zu nehmen schien. Die Erinnerung an diesen Zustand hat sich lange bey mir erhalten, und sie hat mich späterhin immer veranlaßt, jungen schüchternen Personen, die sich in meinem Falle befanden, durch zuvorkommende Freundlichkeit, Theilnahme und guten Rath den Eintritt in die Welt zu erleichtern.

Diese Noth war indeß bald überstanden, zumal mir das Ansehn und die Gewandtheit des

Grafen zu Hülfe kam, der mich selten lange aus den Augen ließ. Was mir aber dieses Noviziat am meisten verbitterte, war die Nothwendigkeit, Personen Achtung zu erweisen, die ich in meinem Herzen verachtete, und der tägliche Anblick der Falschheit der Welt, welche vor Götzen kniete, die sie abwesend lästerte und mit Füßen trat. Ich sah bald, daß man stillschweigend übereingekommen war, sich gegenseitig zu betrügen, und die Larve, die jeder im Salon vor sich nahm, so lange für seine wahre Gestalt gelten zu lassen, als man ihm gegenüber saß. Der Schein der Sitten wurde mit einer abergläubischen Zartheit geschont, während man sich alles zu thun erlaubte; und selten wurde die böse That, immer aber die Unvorsichtigkeit gerügt, mit der man sie den Augen der Welt blos gestellt hatte. So kam ich meist mißmuthig und verstimmt nach Hause; denn selten hatte ich etwas gehört, was mein Inneres erheiterte; meist war mein Geist wie gebunden in dem engen Gespräch, und erdrückt durch eine Masse von Einzelnheiten über die Geschichte des Tages, die

kein Resultat gaben, und keine Idee, kein Bild, keine Empfindung in meiner Seele zurückließen.

Um mich von der Last dieses vornehmen Müßiggangs zu erholen, hatte ich kein Mittel als die Musik, und dieses genoß ich in jeder gewonnenen Stunde mit erhöhter Lust. So bald ich nach Hause kam, und oft war es Mitternacht, eh' ich mir selbst wiedergegeben war, setzte ich mich an's Klavier und träumte in Tönen; und, als ob ich mich für den Zwang des Tages durch die freyste Mittheilung entschädigen wollte, schrieb ich oft, in meiner musicalischen Exaltation, in Prosa und Versen was mir der Genius eingab. So fand mich oft der anbrechende Tag noch außer Bett, und so über den Schlaf hinweggehoben, daß ich ihn kaum noch zu bedürfen schien. Bald aber erschöpften diese Anstrengungen, und die unnatürliche Spannung, in der mich meine Verhältnisse hielten, den Rest meiner Kräfte. Der Tag meiner Vermählung war schon angesetzt, als ich in ein heftiges Fieber verfiel, das mich an den Rand des Grabes führte. Beynah einen Monat

hindurch kämpfte ich zwischen Leben und Tod, meist in gänzlicher Bewußtlosigkeit, oder vielmehr in Träume und Gesichte versunken, die meine Sinnen gegen die Eindrücke der Wirklichkeit verschlossen. Es würde thörigt seyn, die unendliche Menge der Dichtungen meines kranken Kopfs hier aufzeichnen zu wollen, obgleich mir noch jetzt viele davon lebendig vor Augen stehn; aber eine Erscheinung, die mich vornehmlich in den letzten Tagen beschäftigte, machte einen zu tiefen Eindruck auf mich, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen dürfte. Ich glaubte in einem blühenden Garten auf einem Bette von Rosen zu liegen, wie von einem unüberwindlichen Krampfe gefesselt, mit geschlossenen Augen zwar, aber doch alles sehend, was mich umgab. Schlanke Palmen und Cedern stiegen in die Luft, und ein Wald von Blumenbüschen prangte umher, größer und schöner, als ich je gesehn hatte, aber unscheinbar von Farbe und fast grau, so wie auch der Himmel über mir und das Laub umher von blasser, düstrer Farbe war. Ein Springbrunnen neben

mir stieß ungeheure Massen von Wasser geräuschlos in die Luft; Vögel saßen auf allen Zweigen umher, aber kein Laut der Freude störte das tiefe Schweigen des melancholischen Tages. Ich selbst sah dieß alles ohne Verwunderung in der Befangenheit eines dumpfen Halbschlummers, als aus dem grauen Himmel eine Menge lieblicher Gestalten wie blasse Sterne hervortraten, und sich schwebend über meinem Haupte, wie ein Blumenkranz ordneten. Ihre Gewänder waren von einem matten Weiß; graue Rosen wanden sich um ihre Schläfe, und blasse Lilien schwankten in ihren Händen; sie schienen mit einer milden Traurigkeit auf mich herabzuschaun. Bey diesem Anblicke wurden die Banden meines trägen Schlummers los, das stockende Herz regte sich, ich fühlte warmes Blut durch meine Adern rinnen, und schlug die müden Augen auf, um die milden Gestalten anzulächeln. In diesem Augenblicke errötheten ihre Rosenkränze, wie vor Freude, und die Säume ihrer Gewänder umzogen sich mit den Farben des Regenbogens; der Him-

mel strahlte im hellsten Azur; den Bäumen war ihr Grün, den Blumen ihr Farbenglanz wiedergegeben; die Vögel sangen und durchschwirrten die rauschenden Zweige; und das Wasser neben mir stieg und fiel mit einem wunderbaren Farbenspiel; jeder Strahl, jeder Tropfen tönte, und alles bildete einen Zusammenklang himmlischer Musik, wie mein Ohr nie gehört, mein Herz nie geahndet hatte. Noch aber war ich der Macht des Schlafes nicht ganz entnommen, und so oft ich wieder in die vorige Erstarrung verfiel, sank alles wieder in die erste Düsternheit zurück. So wogte ich lange zwischen Leben und Tod, zwischen Tag und Dämmerung, zwischen Wonne und Gleichgültigkeit. Dann war mit einemmal alles zerronnen, und nur ein Kreuz erhob sich riesenmäßig vom Rand' eines Berges in das graue Gewölk, das in vielfachen, dichten Kreisen den Berg umlagerte, lichter in der Nähe, in der Ferne dunkler und düsterer. Ich lag kniend vor dem Kreuz mit siebenfachen Schleyern umhüllt, wiederum in der vorigen krampfhaften Dumpfheit, und

ohne zu beten, mit geschloßnen Augen, aber doch alles sehend. Um das Kreuz her schwebten Engel, und wurden aufwärts und abwärts getragen in dem fluthenden Wolken-Meer, und sie sammelten sich wieder um mein Haupt, und Thränen entfielen ihren milden Augen, und sammelten sich in crystallnen Schalen, und das Naß floß über meine Schleyer herab, und wie es die Schleyer berührte, fielen sie von mir und meine Augen wurden aufgethan, und das Wolkenmeer zerrann, und tausend und abertausend Lichtkreise umzogen in unabsehbaren Weiten das flammende Kreuz. Eine weite Aussicht lag hinter dem zerrissenen Schleyer, und durch Morgenröthen strahlte der Glanz eines fernen Landes, aus dem mir eine unnennbare Fülle der Sehnsucht entgegen wehte. Ich hob meine Hände empor; mein Herz zerrann in Andacht und Wonne; und emporgehoben über die Erde schwamm ich in dem Strome des Lichts, dessen Strahlen, wie die Saiten der Aeolsharfe, nur geistiger tönten. — Diese oft wiederkehrenden Gesichte beschäftigten mein Innres

auf eine so wunderbare Weise, daß ich mir kei-
ner Schmerzen oder Krankheit bewußt war, und
oft, wenn ich in scheinbarer Ohnmacht von dem
Fieber gebunden lag, und mehr todt als leben-
dig schien, und die Umstehenden mich als ver-
loren beklagten, und diese Klagen wie aus einer
unendlichen Tiefe zu mir heraufklangen, lächelte
ich still in meinem Herzen über den Irrthum,
den ich doch nicht heben konnte. Endlich nach
vier Wochen, die mir wie eben so viele Augen-
blicke vergangen waren, hatte das Fieber seine
Wuth erschöpft; ich kehrte zum Bewußtseyn
zurück, aber meine Kräfte waren so aufgezehrt,
daß ich noch lange an dem Rande des Todes
schwankte. Meine Wiederherstellung schien ei-
nem Wunder ähnlich, und mir selbst erschien sie
als ein Wunder des Allmächtigen, der mich auf
diesem Wege zu sich führen, und mein Herz und
Sinn läutern wolle.

Während dieser Zeit langsamen Genesens
war ich fast nur mit mir beschäftigt. Das Ge-
fühl meiner Schwäche machte mich gegen alles
andre gleichgültig; die Welt hatte ihre Farben

für mich verloren, und auch diejenigen Gegenstände, an denen mein Geist vorher gehangen hatte, schienen mir jetzt nicht mehr, wie vordem, als würdige Beschäftigung auszureichen. Ich hatte den Tod nahe gesehn; der Abgrund, der mich aufzunehmen drohte, stand noch offen vor mir; ich zitterte, wenn ich an die Gefahr dachte, die mich umschwebte, und sah nirgend eine hülfreiche Hand zu meinem Troste ausgestreckt. Ich hatte mir zwar keine unerlaubten Handlungen vorzuwerfen; meine Neigungen waren geregelt; ich war im Aeußern meinen Pflichten nachgekommen; aber das war auch alles Tröstliche, was ich mir sagen konnte, wenn ich mich selbst befragte und mein Inneres entfaltete. Ich sah jetzo zum ersten Mal ein, daß wenn auch meine Tugend gehaltvoller und weniger das Werk äußerer Verhältnisse wäre, ich doch in diesem fluthenden Triebsande der Welt nicht auf mir selbst ruhen könne; daß der Mensch überhaupt, um nicht ein Spiel der Willkühr und des Zufalls zu seyn, einer Stütze bedürfe, die von Zeit und Umständen unabhän-

gig, ihm in jedem Verhältnisse Sicherheit und Ruhe gäbe. Diese Gedanken gingen unablässig in mir auf und ab; meine Seele trat vor Gott, und ich fand zum ersten Mal Trost in stillen Gebeten. Damals wandelte sich mein ganzes Wesen um. Ich war früher dem Gedanken an Gott ausgewichen; jetzt suchte ich ihn mit unablässiger Begierde auf, und wenig fehlte, so schien mir alles sündhaft, was mich davon abzog. Meine Krankheit, die mich von der Welt, und die Welt von mir entfernte, erschien mir jetzt als die größte Wohlthat, und ich sah mit Bangigkeit dem Zeitpunkte der Genesung entgegen, wo ich gezwungen seyn würde, mich um eitler äußerer Verhältnisse willen von neuem dem Strom weltlicher Dinge hinzugeben.

Mit andern Empfindungen schien der Graf diesem Zeitpunkt engegen zu sehn. Er besuchte mich so oft als es der Arzt verstattete, und bewies mir eine Aufmerksamkeit, die mich zum Dank verpflichtete, ohne mir doch eine lebhafte Dankbarkeit einzuflößen. Gemüthvolle Theil-

nahme war nicht in seinem Wesen; und ich konnte mich oft des Gedankens nicht erwehren, daß die Art der Theilnahme, die er mir bewies, nur ein Opfer der Politesse sey, als die das höchste Idol seines Geistes und das Ziel aller seiner Bestrebungen war. Auch kam es mir jetzt, da mein Geist eine so entschiedene Richtung abwärts von der Welt genommen hatte, vor, als ob der Graf bey weitem zu sehr in irdischen Dingen befangen sey, und sein Mangel an Idealität, den ich früher nur geahndet hatte, wurde jetzt bey mir außer Zweifel gesetzt. Meine Neigung vermehrte sich also nicht in dieser Zeit; ja, ich tadelte mich oft im Stillen, daß ich ihn vielleicht mit einem Wahne von Zuneigung täusche, die ich nicht fühlte, und daß ich überhaupt in dieser Verfassung meines Gemüthes eine Verbindung schließen wollte, die das Wohl meiner Seele auf mehr als eine Weise in die größte Gefahr stürze.

In dieser sonderbaren und unruhigen Stimmung genas ich endlich so weit, daß ich mein Lager auf einzelne Stunden verlassen konnte.

Jede Beschäftigung war mir untersagt, selbst die Musik, nach der ich immer eine große Sehnsucht fühlte, so daß ich wenigstens den fernen Tönen lauschte, die aus der Kirche zu mir herüberschwebten; und da ich in diesen Tönen einen Wiederklang meiner Traumgesichte zu vernehmen glaubte, so ward ich durch sie in eine Wehmuth gesenkt, deren Süßigkeit und Fülle ich durch Worte nicht zu beschreiben vermag.

So geschah es eines Morgens, als ich auf meinem Sopha saß, und mich meinen Gefühlen und Betrachtungen hingab, daß ich Zeugin einer Scene ward, die mir noch mit ihren Schrecknissen vor Augen steht, und mich damals in eine Art von Wahnsinn stürzte, aus dem ich erst spät durch die Hülfe der ewigen Liebe genas.

Es war gegen das Ende des Julius an einem schönen klaren Sommertag, als die Glokken ein Seelenamt ankündigten. Viele Menschen strömten zu, die Trauermusik begann, und ich horchte, mein Gesicht nach dem Dome gerichtet, den sanften Tönen, die sich wie leise laue Wellen an meine Brust legten. Ich weiß

nicht, wie es mir einfiel, mein Stubenmädchen, welches am Fenster saß, zu fragen, wem dieses Amt gehalten würde. Sie nennte mir den Namen des Oberst Picart. Dieser Name machte mich aufmerksam. Welchem Picart? fragte ich weiter; dem ältern, oder dem jüngeren? — Dem jüngeren, war die Antwort. — Wie? Dem Oberst Picart, dessen Tochter in Salzburg ist? — Demselben, war die Antwort. — Arme Virginie, seufzte ich. Aber woran ist dieser starke und gesunde Mann gestorben, wie ich ihn noch kurz vor meiner Krankheit gesehen habe? — Ach mein Gott, erwiederte das Mädchen, wissen denn das Ihr Gnaden nicht? Die ganze Stadt ist ja voll davon. Das Fräulein ist ja eben die Ursache seines Todes gewesen. — Wie? Virginia? sagte ich. Ich bitte Dich, Anna, sag es mir schnell! Es ist mir das größte Räthsel von der Welt.

Jetzt erfuhr ich, nicht ohne Erstaunen, daß Virginia einen Liebes-Handel mit einem jungen Manne angesponnen, welcher, der Beschreibung nach, niemand anders als Montalto seyn

konnte. Beyde hätten dabey die größte Vorsicht beobachtet, so daß niemand das geringste habe ahnden können; aber durch Blicke und Briefe sey ihre Leidenschaft bis zum Wahnsinn gestiegen. Virginia war eine der schönsten Gestalten, die ich je gesehen habe, und dabey von tiefem Gefühl und einem romantischen Schwunge der Einbildungskraft. Auch Montalto war schön, von ernstem Sinn, wortkarg, aber von starken Empfindungen. Ich habe schon oben gesagt, daß Montalto außer den Gütern der Natur wenig andre besaß; außerdem war seine Familie wegen älterer politischer Verhältnisse in Ungnade, und es war wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß ein so reicher und stolzer Edelmann als Virginiens Vater war, in die Verbindung eines armen Jünglings mit seiner Tochter hätte willigen sollen, die ihre Schönheit, ihr Reichthum und der Glanz ihrer Abkunft zu den höchsten Ansprüchen berechtigte. Der verblendeten Leidenschaft schien indeß auch das Unwahrscheinlichste möglich, und sie schmeichelten sich mit der Erscheinung irgend eines glücklichen

Zufalls, als Virginie die Nachricht erhielt, daß man sie mit dem Prinzen Zamoyski verheirathen wolle. Bey diesem unerwarteten Ereigniß, welches abzuwenden keine Möglichkeit schien, sahen sie keine Rettung als in der Flucht. Der Plan dazu ward eben so schnell entworfen als ausgeführt. Zu Fuß und verkleidet entwichen sie bey Nacht, und nahmen den Weg nach Tyrol in der Absicht, sich einige Zeit in den Gebirgen zu verstecken, und dann in die Lombardey zu flüchten, wo eine verheirathete Schwester Montaltos an den Ufern des Garda-Sees einen kleinen einsamen Landsitz bewohnte.

Diese genauern Umstände und der ganze Verfolg der Begebenheit wurde mir erst später bekannt, aber ich setze sie sogleich hierher, um die Erzählung des Mädchens zu ergänzen, die in den Hauptpunkten genau mit der Wahrheit übereinstimmte. Die Flucht ward bald entdeckt und Virginiens Vater davon benachrichtigt. Der Eindruck, den diese Nachricht auf den Obersten machte, war unbeschreiblich. Er ließ die Vorsteherin des Klosters, die er der Kuppeley be-

schuldigte, auf das härteste bedrohn, sie zu Grunde zu richten, wählte dann seine besten Waffen, und verfolgte, von Einem Diener begleitet, mit rastlöser Eile den Weg, auf dem man die Flüchtigen bemerkt haben wollte. In kurzer Frist war er auf ihrer Spur, denn Virginiens Schönheit war ihre Verrätherin, und schon glaubte er sie erreicht zu haben, als plötzlich in den Thälern der Alpen ihre Spur verschwand. Drey Tage irrte er von rastlosem Zorne getrieben umher; hielt jeden an, fragte jeden aus; am vierten, als er schon anfing der Hofnung zu entsagen, bemerkte er in einem engen Felsenthal einen Bauer, welcher Wasser aus einer Quelle schöpfte, und rief ihn an. Der Angerufene schaute auf, aber ohne zu antworten, kehrte er den Reitern den Rücken, wie es schien, nicht ohne einige Eilfertigkeit. Sogleich spornte der Oberst sein Roß, setzte dem Eilenden zwischen den Felsen nach, und erkannte den Räuber seiner Tochter, der unter armseligen Kleidern verborgen, für seine Geliebte einen erfrischenden Trunk geholt hatte. Bey dieser Erkennung kochte der

ganze Zorn des Verfolgers auf. Nichtswürdiger, schrie er ihm zu, wo ist meine Tochter? Doch ich verlange sie nicht zurück. — Nicht sie, die Verlaufene, wiederzufinden, hab' ich Dich aufgesucht, sondern um an Dir Rache zu nehmen. Ich könnte Dich niederschießen, wie ein Schurke verdient, aber ich bin ein Edelmann, kein Bandit. Vertheidige Dein Leben. Bey diesen Worten warf er ihm eine Pistole zu. Montalto aber hob sie nicht auf, sondern ging stolz und langsam abwärts, einer Felsenschlucht zu. Vertheidige Dich, schrie der Oberst noch einmal ihm nach, indem er ihn über den Kopf schlug, und seine Pistole spannte. Montalto wollte sprechen. „Kein Wort, Schurke! vertheidige Dein Leben, Schurke!" — Montalto hob die Pistole auf; der Oberste fehlte; jener feuerte sein Gewehr über das Haupt seines Gegners hin. Jetzt sprang dieser vom Pferd, drang dem Unglücklichen das Schwert seines Dieners auf, und griff ihn mit gränzenloser Wuth und den ausgelassensten Schimpfwörtern an. Das Gefecht war lang und hitzig; von beyden Seiten

strömte Blut; Montalto, der sich meist nur vertheidigt hatte, sank zuerst. Aber kaum hatte der Oberst triumphirend seinen Gegner fallen sehn, als auch ihn die Kräfte verließen. Virginie hatte von fern das Klirren der Schwerter gehört; von Angst ergriffen, hatte sie sich aufgerafft, und eben als der Diener nach Wasser eilte, um seinen Herrn in das Leben zurückzurufen, trat sie aus dem Walde, und sah den Geliebten und den Vater in ihrem Blute liegen, beyde als todt. Sie stürzte athemlos herbey, und selbst einer Leiche ähnlich, warf sie sich wortlos bald neben den einen, bald neben den andern hin, erhub ein klägliches Geschrey, und indem sie bald Montalto, bald ihren Vater mit den zärtlichsten Namen rief, klagte sie sich verzweiflungsvoll als die Ursache dieses doppelten Mordes an. Dabey badeten ihre Thränen das Angesicht der Ermordeten, und da ihr Hut zur Erde gefallen war, flossen ihre braunen Locken lang über sie her, und sie erschien als ein Mädchen, da ihre Tracht die eines Knaben war. Jetzt wurde sie von dem hülfreichen Die-

ner erkannt: der Oberst schlug die Augenlieder auf, und das erste was er erblickte, war seine Tochter, welche zitternd über ihm hing, und ihre Thränen auf ihn herabströmen ließ. Der Aufzug, in welchem er sie sah, und der ihn mit einem Mal wieder an den ganzen Umfang ihrer Schuld erinnerte, entflammte seinen Zorn aufs neue; er stieß die Jammernde mit dem Reste seiner Kräfte von sich, und befahl der Mörderin, von seinem Angesichte zu fliehen, und ihren sterbenden, gemordeten Vater nicht durch den Anblick ihrer Schande zu erbittern. Und als sie zögerte, und kniend, und mit aufgehobenen Händen um Gnade bat, verfluchte er sie und ihren Verführer mit gräßlichen Flüchen, und rief die Rache des Himmels auf sie herab, daß sie, die sein Stolz und seine Freude gewesen, ihn mit Jammer in die Grube sende. Da die Unglückliche die grausenvollen Worte hörte, verhüllte sie ihr Gesicht und floh in das Dickicht des Waldes, wo sie bald entkräftet niederfiel, und ihren Tod erwartete. Hirten fanden sie hier, und trugen sie in ein nahes Frauenkloster,

wo sie nach einiger Zeit den Schleyer nahm, und durch strenge Büßungen und ein Gott geweihtes Leben die Schuld ihres Leichtsinns abzuwaschen bemüht war.

Unterdessen hatte der Diener die Wunden seines Herrn zur Nothdurft verbunden, und ihn in ein benachbartes Dorf gebracht, wo einige Hülfe geleistet wurde. Aber die heftige Erschütterung des Gemüths, die der Unglückliche erfahren hatte, entzündete ein so heftiges Fieber, daß die durch Blutverlust geschwächte Kraft nicht lange Widerstand thun konnte. Er starb wenige Tage nach dem Kampfe, und seine letzten Worte waren Verwünschungen. Auch Montalto war nicht auf der Stelle geblieben. Er erstand von seinen Wunden, aber eine tiefe Schwermuth lastete auf seiner Seele; und da er hörte, daß sich Virginie der Welt entzogen hatte, und sich standhaft weigerte, ihn wiederzusehn, verließ er das Land und suchte den Tod im Krieg.

Diese Geschichte, von der ich jetzt nur die vornehmsten Umstände erfuhr — denn Montal-

to schwebte noch zwischen Leben und Tod, und Virginie galt für verloren — machte den schmerzlichsten Eindruck auf mein Gemüth. Ich hatte Achtung gegen Montalto gefühlt, und war ihm Dank schuldig; immer war er mir als ein edler und großherziger Jüngling erschienen; auch Virginie war mir werth, und hatte sich in den letzten Zeiten unsers Zusammenseyns sehr freundschaftlich zu mir geneigt. Jetzt sah ich beyde in einen Abgrund unermeßlichen Elends gestürzt. Die fernen Töne der Trauermusik hatten ihren Zauber für mich verloren, und ich hörte in ihnen nur den Jammer einer trostlosen Tochter und die Verwünschungen ihres gewaltsamen Vaters. Die Unversöhnlichkeit des Mannes zerriß mir das Herz. Ich konnte nicht für ihn beten, sondern saß in Gedanken versunken, hinstarrend in das Labyrinth des dumpfen Lebens, und auf die unselige Uebermacht des Bösen, und die Hinfälligkeit der Güter, nach denen die Begierde der Menschen so rastlos ringt. Indem ich jetzt meine Blicke zum Himmel richtete, als dem Vaterlande der einzigen und ewi-

gen Güter, sah ich an dem Geländer des gegenüberstehenden Thurmes eine weibliche Gestalt in tiefer Trauer, die weit sich überbiegend in die Tiefe hinabsah; dann zurücktrat, ihre langen blonden Locken mit der Rechten zurückstrich, dann sich mit beyden Armen auf das Geländer stützte, hob und hinabwarf. Meine Sinne vergingen mir; ich sank bewußtlos auf den Sopha zurück, und nur das Jammergeschrey meines Mädchens, das mich für todt hielt, rief mich in das Leben zurück.

Das Geschrey des Mädchens, das vom doppelten Schrecken außer sich, blaß wie eine Leiche vor mir stand, hatte alle Hausgenossen auf meinem Zimmer versammelt. Die Bestürzung war allgemein. Ich sank aus einer Ohnmacht in die andre; denn so oft ich die Augen aufschlug, und die Thürme erblickte, und das Getöse des Volks auf der Straße hörte, vergingen mir die Sinne aufs neue. Man wollte mich zu Bette bringen; aber ich gab durch Zeichen zu verstehn — denn zu sprechen vermocht' ich nicht — daß man mich auf ein andres Zimmer führen möch-

te. Nachdem dieses geschehen war, ließ ich alles um mich her verdunkeln, um ganz von der Welt abgeschieden zu seyn; aber meine Einbildungskraft war so furchtbar erregt, daß kein Mittel des sorgsamen Arztes einem Rückfall in mein Fieber vorbeugen konnte. Mein Zustand war fürchterlich. Alle gräßlichen Bilder des Lebens stürmten durch meine Seele, und ich glaube nicht, daß es irgend eine Qual der Menschheit gibt, die ich nicht auf dieser Folter des Wahnwitzes erfahren und durchgefühlt hätte.

Mein Zustand schien damals hoffnungslos; der Arzt that auf meine Rettung Verzicht; mehr als einmal glaubten mich meine Wärterinnen todt. Der Graf war weggereist, um, wie er sagte, den Todesstreich seiner Liebe mit einemmal zu empfangen, und nicht langsam durch täglich erneute Qualen sein Herz zerreißen zu lassen.

Doch hatte der Himmel meinen Tod noch nicht beschlossen. Eines Tages, wo mir die furchtbaren Gespenster meiner Einbildungskraft keinen Augenblick Ruhe gelassen hatten, hörte

ich gegen Abend von fern die sanfte Musik einiger blasenden Instrumente; eine ernste, seit lang von mir geliebte Weise zog langsam heran, und legte sich beruhigend an mein zitterndes Herz. Die Wellen des Wahnsinns flutheten nur noch träge, und sanken bald ganz; und was seit mehrern Wochen nicht geschehen war, ich fühlte mich unendlich schwach. Ich glaubte jetzt gewiß, daß ich sterben würde, und bat meine Wärterin, nach einem Priester zu schicken, um mich mit den Sacramenten zu versehen; denn ich fühlte das Nahen meiner letzten Stunde. So wenig nun religiöse Handlungen in dem Gebrauche des Hauses waren, so wagte mein Vormund doch nicht, gegen eine so ernste Bitte etwas einzuwenden; der Priester kam; ich beichtete wie eine Sterbende, mit gebrochner Stimme; aber als ich gebeichtet hatte, und das Abendmahl empfing, da flammten die Kerzen heller, die fernen Töne erklangen von neuem, und ein Strahl der sinkenden Sonne fiel durch die Gardinen auf mein umdunkeltes Lager. Da erhob sich in meinem Innern eine so unendliche

Freudigkeit, daß ich mit lauter Stimme Gott dankte, und ihm jeden Augenblick meines kurzen Daseyns zu weihen versprach.

Von dieser Stunde an schien meine Krankheit wie durch ein Wunder gebrochen. Das Fieber ließ nach, und meine Kräfte kehrten, langsam zwar, aber doch ohne Rückgang, wieder. Der Graf war noch fern. Als man nun vor jeder neuen Täuschung des tückischen Fiebers sicher zu seyn glaubte, meldete man ihm meine Besserung und lud ihn zur Rückkehr ein. Doch hatte er diese Nachricht noch nicht empfangen, als ich einen Entschluß faßte, der ihm das entriß, was er so schon verloren gegeben hatte, und mich aus einem Verhältnisse rettete, das mir zu keiner Zeit erfreulich, mit meiner jetzigen Stimmung aber durchaus unverträglich war.

Ich war jetzt, den Versicherungen meines geschickten Arztes zufolge, gegen einen Rückfall vollkommen gesichert; ich durfte zu meinen gewohnten Beschäftigungen zurückkehren, und Menschen um mich sehn, da während der Krankheit jeder fremde Besuch auf das Strengste ver-

boten war. Ich fühlte mich jetzt stark genug, um ohne Gefahr an das Ereigniß zu denken, das meinen Rückfall verursacht hatte, und ich bat meine Freunde, mir eine Sache aufzuklären, die sie bisher aus Schonung zu berühren vermieden hatten. Sie willfahrten meiner Bitte, und ich erfuhr folgendes:

Die Unglückliche, welche ihrem Leben durch den freywilligen Sprung ein Ende gemacht hatte, war Amalie Zaloska, die Stieftochter des Obersten, dessen Seelenamt gerade in dieser Stunde gehalten wurde. Sie hatte ihren Vater im Kriege verloren, und ihre Mutter hatte sich noch vor Ablauf des Trauerjahrs mit dem Oberst Picart vermählt, dessen Gemahlin um dieselbe Zeit gestorben war, wie man sagte, aus Gram über die Vernachlässigung ihres Gemahls, der schon seit langer Zeit in einem verbotenen Umgang mit Frau von Zaloska lebte. Diese zweyte Ehe, das Werk einer strafbaren Leidenschaft, erfüllte die Erwartungen nicht, welche sich beyde Theile davon gemacht haben mochten. Frau von Zaloska war jung, schön, dem Ver-

gnügen ergeben und überaus gefallsüchtig; der Oberst heftig und voll Eifersucht. So war reicher Stoff zur Zwietracht da, die auch oft in Flammen ausbrach, wenn die Heftigkeit des Mannes und der Stolz der Frau einander entgegentraten. Dennoch erhielt sich die Leidenschaft des erstern; und Lodoiska verstand die Kunst, in jedem ruhigen Zwischenraum die Banden fester zu ziehn, die das Herz ihres Gemahls an sie fesselten. Zwischen den Aeltern und als Zeugin dieses verworrenen Verhältnisses wuchs Amalie auf, oft der Gegenstand des älterlichen Zwistes, da der Oberst sie eben so unbedingt liebte, als ihre Mutter sie haßte. Amalie hatte die Schönheit und den Stolz ihrer Mutter geerbt, und bey vielen herrlichen Gaben des Geistes gebrach es ihr an Milde des Charakters und an weiblicher Geschmeidigkeit. Doch war Tugend in ihr, und ein lebendiger Haß des Bösen, das sie täglich in ihrer Nähe sah, und bisweilen durch bittre Verachtung rügte.

Als Amalie ihr sechzehntes Jahr zurückgelegt hatte, war kein Fräulein in der an Schönheit reichen Stadt, das ihr den Rang streitig gemacht hätte. Um diese Zeit wurde Graf Düras in ihrem Hause eingeführt, der mit der französischen Gesandtschaft in die Residenz gekommen war; ein junger Mann von großem Vermögen, angenehmer Gestalt und einnehmenden Sitten. Er sah Amalien; ihre Schönheit reitzte ihn, ihr Geist zog ihn an; seine Besuche vermehrten sich, und in kurzem war es ihm gelungen, ihr eine Leidenschaft einzuflößen die er selbst nicht theilte. Da die Mutter, mit ihren eignen Angelegenheiten beschäftigt, wenig auf ihre Tochter achtete, der Vater aber eine Neigung zu begünstigen schien, welche die schönsten Aussichten eröffnete, so gab sich Amalie dem Zuge ihres Herzens sorglos hin, und erwartete von der Verbindung mit dem liebenwürdigsten Manne alles Glück, was ein junges Gemüth in dem Rausche der ersten Liebe träumt. Indeß wich der Graf einer ernstlichen Erklärung aus, und während er Amalien ohne Un-

terlaß seine Liebe betheuerte, klagte er oft in räthselhaften Worten das Schicksal an, das sich so oft zwischen die heißesten Wünsche der Menschen dränge. Zugleich aber bot er alle Künste der Verführung auf, die ihm vollkommen zu Gebote standen, um das liebende Herz Amaliens immer fester zu umstricken, und sie einem strafbaren Ziele zuzuführen. Die Arme sah den Abgrund nicht, dem sie sich näherte, und sie wäre vielleicht hinabgerissen worden, wenn ihr nicht durch die Dienstfertigkeit ihrer Cammerfrau einiges von den Galanterien des Grafens zu Ohren gekommen wäre, was wenigstens ihre Aufmerksamkeit rege machte. Der Stolz ihrer Tugend erwachte, und ob sie gleich unvermögend war, eine Leidenschaft auszurotten, die zu tief in ihrem Gemüthe gewurzelt, durch Düras Gegenwart immer neue Nahrung erhielt, so bewachte sie sich doch mit größerer Sorgfalt, und entging so der Gefahr, mit der sie bedroht war.

Den geübten Blicken des Grafen entging die größere Zurückhaltung in Amaliens Wesen

nicht. Er forschte leise nach der Ursache; da sie aber nichts verrieth, fing er an zu muthmaßen, daß ihre Zurückhaltung ein Mittel seyn solle, ihm eine bestimmtere Erklärung abzudringen. Dieser Meinung gemäß, ließ er jetzt bestimmtere Hoffnungen zu einer nähern Vereinigung blicken, die bald wieder mit Aeußerungen einer großen Schwermuth abwechselten, immer aber mit den heiligsten Schwüren seiner Liebe verbunden waren. Amalie setzte kein Mistrauen in seine Aufrichtigkeit, aber ihre strenge Zurückhaltung blieb sich gleich; denn so hoffte sie Düras Gemüth von dem Leichtsinne zu heilen, welcher der Jugend seiner Nation eigenthümlich ist. Gerade in den Tagen aber, wo sie glaubte ihrem Glücke näher zu seyn, erfolgte Virginiens Flucht und der Tod des Obersten, der sie um desto schmerzlicher traf, je mehr sie ihm und seinem zärtlichen Schutze gegen Lodoiskens unmütterliche Gesinnungen dankte. In ihrem großen Schmerz war die einzige Zuflucht ihres Herzens das Vertrauen auf Düras, und die Hoffnung, durch ihn der Willkühr ihrer Mut-

ter entrissen zu werden. Auch diese Hoffnung ging unter, und auf eine Weise, die sie in dem Innersten ihres Lebens verwundete.

Dūras hatte sie wie gewöhnlich besucht und mit mehr als gewöhnlicher Zärtlichkeit seine Thränen mit den ihrigen gemischt. Die Heftigkeit ihres Schmerzes und das Gefühl ihrer Hülflosigkeit hatte ihre Zurückhaltung ein wenig vermindert. Sie warf sich in die Arme des Grafen und weinte an seiner Brust, und suchte Trost an seinem liebenden Herzen. Nie war sie schöner, nie war er schmeichelnder und theilnehmender gewesen. Jedes seiner Worte war ein Trost, jeder Laut legte sich kühlend an ihr verwundetes Herz. So verließ er sie, und sie dankte dem Himmel mit aufgehobnen Händen, daß er ihr doch noch eine Stütze gelassen hätte. Indem sie so dankt, und lindernde Thränen von ihren Augen strömen, kömmt ihre Mutter in das Zimmer, um einige gleichgültige Gegenstände zu besprechen, und als sie sich wieder entfernt hat, findet Amalie einen schmalen Papierstreifen auf dem Boden, den Lodoiska wahr-

scheinlich mit dem Tuche aus der Tasche gezogen hatte. Sie hebt ihn auf, erkennt die Hand des Grafen und entfaltet das Billet ohne Erwartung und Neugier. Aber wie war sie betroffen als sie folgendes las:

„Quäle doch dein Herz nicht mit eitelm Wahn. Wenn du meinen Schwüren nicht traust, o! so vertraue doch dir selbst und der Fülle deiner Liebenswürdigkeit. O Lodoiska, verleumde eine Liebe nicht, die, wie ihr Gegenstand, nicht ihres Gleichen hat; kränke nicht durch Mistraun ein Herz, das nur für Dich schlägt, in Dir nur lebt, und mit deinem Bilde erfüllt, jedes Glück verschmäht, das Du ihm nicht beutst. Verbanne jede Besorgniß, süßes Weib, und wenn es nöthig ist, um die wachende Eifersucht einzuschläfern, mit der Liebe eines Kindes zu spielen, so glaube nur, daß die Peinlichkeit dieses Scherzes durch nichts als das unbedingte Zutraun belohnt werden kann, mit dem Du Dich meiner Zärtlichkeit ergibst.“

Amalie las diese Zeilen zuerst nur mit den Augen und ohne Sinn; erst beym zweyten Le-

sen begriff sie den ganzen Verrath. Eine tiefe Betäubung folgte auf diese Entdeckung; dann Erinnerungen an vieles, früher kaum bemerkte; an überraschte Bewegungen und Blicke, und an gewisse Veranstaltungen ihrer Mutter während der letzten Abwesenheit ihres Gemahls — alles das ging jetzt schnell durch ihre Seele, und eröffnete ihren Blicken einen Abgrund von Abscheulichkeit, vor dem ihr ganzes Wesen erbebte, und in den sie sich doch nicht enthalten konnte, immer von neuem hinabzuschauen. Abscheu, tiefe Verachtung, bittrer Schmerz und eine dumpfe Verzweiflung stürmten zugleich auf sie ein. Ihr Stolz war auf das heftigste empört, ihr Herz zerrissen, ihre Hoffnungen vernichtet, das Leben lag vor ihr wie ein verheertes Land, aus dessen Boden blaue Flammen der Verwüstung schlugen, während ein dunkles und unglücksschwangeres Gewölk über seiner Oberfläche brütete und wogte. Ihr Beschützer war todt, ihre erste Liebe schändlich verrathen, und die, in deren Gewalt sie jetzt war, hatte sich aus einer Mutter in eine Rivalin umgewandelt. Un-

ter solchen Gräueln zu leben, schien ihr unmöglich. Sie beschloß zu sterben. Aber ihr Tod sollte den Abscheu der Welt und den Fluch des Himmels auf die Häupter der Verräther bringen. So entwarf sie den schaudervollen Plan. Von diesem Augenblick an sprach sie nicht mehr. Aber Nachbarn hatten bemerkt, daß sie die Nacht hindurch geschrieben, öfters aufgestanden, mit schnellen Schritten durch das Zimmer gegangen, und bis an den Morgen bey Licht aufgewesen sey.

Am folgenden Tag kleidete sie sich selbst an, und ging in tiefer Trauer nach dem Dom. Wer sie gehn sah, blieb stehn, und verfolgte mit seinen Blicken die hohe und zarte Gestalt, die mit gesenkten Augen durch die Straßen ging, und nichts von allem zu bemerken schien, was um sie geschah. Ihr blondes Haar war aufgelöst und floß, von zarten Perlenschnüren um die Schläfe gehalten, wie ein silberner Schleyer über den Nacken herab, und warf seinen zarten Schatten auf ihr blasses Angesicht, das durch die tiefe Traurigkeit noch verschönert

ward. Viele verließen ihren Weg, und folgten ihr nach, um sie beten zu sehn. Sie trat in den Dom, und nahe bey dem Katafalke kniend, schien sie in tiefes Beten versunken zu seyn. Lange lag sie so, aber ihre Lippen bewegten sich nicht, und sie hätte ein Bild geschienen, wäre nicht bisweilen ein flüchtiges Roth über ihre Stirn und Wangen gegangen. Endlich stand sie auf, und verschwand durch eine Seitenthüre. Mit hastigen Schritten hatte man sie die Treppe hinaufeilen sehn, und wenige Augenblicke nachher ward ihr gewaltsamer Tod in der Kirche bekannt.

Den Eindruck, den diese Nachricht auf die Versammlung machte, will ich nicht beschreiben. Ein dumpfes Murmeln ging durch das Gotteshaus; viele stürzten hinaus; andre kamen mit verstörtem Angesicht herein. Jetzt ward auch an der Stelle, wo sie gekniet hatte, ein Blatt gefunden von ihrer Hand beschrieben, mit dem Verlauf der Geschichte in kurzen Worten. Die Bewegung des Volkes ward zum Aufruhr. Man las, man erzählte, man suchte die ehebrecheri-

sche Mutter, die es wage, an dem Todenge-
rüst ihres Gemahls zu knien, und kaum fand
sie in einer Capelle von Priestern umringt ge-
gen die empörte Menge Schutz. Wuth und
Schelten erfüllte die heilige Stelle, und kaum
konnten die Priester ihr Geschäft vollbringen,
den Todten zur Ruhe zu beten, die ihn auch bey
seiner letzten Feyer floh. Lodoiska wurde eine
Zeitlang versteckt gehalten, und erst nachdem
sie ihre Kleider gewechselt, konnte sie nach Hau-
se geleitet werden, und floh halb wahnsinnig
über die Stelle, wo das Blut ihrer Tochter
gegen sie um Rache schrie. Durch eine geheime
Pforte und auf Umwegen gelangte sie in ihr
Haus, und die ganze Nacht hindurch hörte sie
schreckende Drohungen von Menschen, die sich
immer aufs neue an ihrer Thüre versammelten.
Am folgenden Tag ergriff sie verkleidet die Flucht.
Düras folgte ihr. Von ihrem weiteren Schick-
sal war nichts bekannt.

Diese Geschichte, welche lauter Personen
betraf, denen ich oft in den glänzenden Cir-
keln der großen Welt begegnet hatte, erschüt-

terte mich so sehr, und erfüllte mich mit einem so tiefen Abscheu gegen die herrschenden Sitten, daß ich von diesem Augenblick an keinen andern Gedanken hegte, als mich aus diesem feindseligen Gedränge in eine Freystatt zu retten, wo ich gegen die Gefahren sicher wäre, die ich auf diesem wüsten Schauplatze überall wie Larven der Hölle gegen mich aufsteigen sah. Die kurze Geschichte meines Lebens belehrte mich hinlänglich, wie falsch und unzuverlässig das eigne Herz ist, wie leicht es die Farbe der nächsten Umgebungen annimmt, wie leicht es sich in Irrthum und Frevel berauscht, um endlich an dem Rande des Abgrundes mit Entsetzen zu erwachen. Ich glaubte in meinen Schicksalen einen deutlichen Wink der Vorsehung zu erkennen, mich vor solchen Gefahren zu retten. Die fieberhaften Gesichte meiner Krankheit traten mir von neuem vor die Seele; ich deutete sie meiner jetzigen Stimmung gemäß, und die Vorstellung von dem Glück einer Heiligen schlug in meiner Brust wie eine flammende Lohe auf, welche jede weltliche Rücksicht verzehrte, und

mir, wie die Feuersäule des Herrn, den Weg durch die Wüste des Lebens zeigte. Ich hatte Gott den Rest meiner Tage gelobt, und es schien mir, als ob ich dieses Gelübde nicht anders erfüllen könnte, als wenn ich jetzt meiner Furcht vor den Verführungen der Welt Gehör gäbe, und mich ihr gänzlich entzöge. Meine Verbindung mit dem Grafen beunruhigte mich nicht. Mein Herz hatte nie Antheil daran gehabt, und so überredete ich mich leicht, daß es auch ihn sehr wenig kosten würde, einer Person zu entsagen, die er schon als todt verlassen hatte. Dem innern Beruf, der Stimme Gottes in meiner Brust hätten auch andere Rücksichten weichen müssen, und so schrieb ich dem Grafen meinen Entschluß mit der erhöhten Stimmung und der Aufrichtigkeit einer Person, die, im Begriff die Welt zu verlassen, schon über jedes irdische Verhältniß erhoben ist. Ich bat ihn, von meinen Gütern das, welches ihm am meisten gefiel, zum Geschenk anzunehmen, und mir zu verzeihen, wenn ich ihn vielleicht mit einem Wahn von Liebe getäuscht hätte. — Der Graf ant-

wortete gerührt, und mit einem schmerzlichern Gefühl, als ich erwartet hatte. Mein Geschenk lehnte er ab. Einige Jahre später erfuhr ich, daß er sich mit der Wittwe eines Fürsten L. verheirathet habe, ein Haus in Wien mache, und allem Anscheine nach glücklich sey. Ich habe ihn nie wieder gesehn.

Sobald ich meinen Scheidebrief auf die Post gegeben hatte, eröffnete ich meinem Vormunde den gefaßten Entschluß mit einer Festigkeit, welche alle Gegenvorstellungen abschnitt, und bat ihn, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um sogleich den folgenden Tag an den Ort meiner Bestimmung abgehn zu können. Ich hatte den strengen Orden der Carmeliterinnen und ein Kloster gewählt, das in einer der einsamsten Gegenden von Baiern lag. Mein Wunsch ward erfüllt. Ohne von jemand Abschied zu nehmen, eilte ich den Mauern zu, die mich begraben, oder, wie ich es damals auslegte, aus der Wüste der Welt in das Paradies der Ruhe und Unschuld retten sollten.

Der Anfang entsprach meinen Erwartungen allerdings. Ich ward als ein Fräulein von ansehnlichem Vermögen und guter Abkunft mit mehr als gewöhnlicher Freundlichkeit aufgenommen und mein Entschluß hoch gepriesen. Jedermann stellte seine besten Eigenschaften zur Schau; man wollte nicht nur fromm, sondern liebenswürdig und geistreich seyn. Nun wußte ich zwar sehr wohl, daß der sanfte und süße Ton, welcher in Frauenklöstern herrscht, gar nicht immer ein Unterpfand eines sanften Gemüthes ist, aber ich gab mir Mühe alles das zu vergessen, oder als boshafte Verleumdung niederzutreten. Auf jeden Fall war ich entschlossen, in mir das Bild einer vollkommnen Klosterfrau darzustellen, und unbekümmert um das, was mir zur Rechten und zur Linken lag, mit unablässigem Ernst nach der Heiligung meines Gemüthes zu ringen. Ich brachte daher den größten Theil des Tages in geistlichen Uebungen zu, und mein Beruf war so ernsthaft, daß ich mich erst dann ruhig fühlte, als die Prüfungen des Noviciats ihren Anfang nahmen. Wenn

ich jetzt an jene Zeit zurück denke, so ist es mir fast unbegreiflich, wie ich bey einer von Natur nicht starken, und durch eine lange Krankheit geschwächten Constitution alle die Leiden habe ertragen können, die mir das Gesetz und meine eigne Schwärmerey auferlegte. Aber die Anspannung meines Geistes und meine poetische Richtung auf das Ueberirdische machte mich gegen körperliche Leiden fast gefühllos; und ob gleich die oft kindischen Demüthigungen, denen ich zur Prüfung unterworfen wurde, mehr noch meinen Geschmack als meinen Stolz beleidigten, so schien mir doch alles nur eine Kleinigkeit in Vergleichung mit dem Ziele, nach welchem ich strebte, und das nur durch Demuth und Bezwingung des eignen Willens errungen werden konnte. Aber mitten in meinem Eifer störte mich oft die Wiederkehr der jugendlichen Eindrücke, die Erinnerungen an die Sarcasmen meiner französischen Meister, und vor allem die Bemerkung, daß die, in deren Hände ich mein Gewissen und meine Seligkeit legte, von dem innern Wesen der Religion und ihrer Erhabenheit

so wenig ergriffen waren, und immer nur an ihren Formeln oder an der äußern Schale ihrer Gebräuche hingen. Ich wußte aus frühern Erfahrungen, die ich nicht ganz in mir austilgen konnte, daß die gröbsten Vergehungen einer sündlichen Natur ohne Umstände vergeben, kleine Verabsäumungen der Disciplin hingegen mit unerbittlicher Strenge gerügt wurden. Der Unwille, den ich darüber schon früher empfunden hatte, regte sich auch jetzt öfters in mir, und es ist kaum auszusprechen, mit welcher Seelenangst ich dagegen kämpfte, und durch welche Sophismen ich mir eine Achtung gegen diese Verkehrtheit einreden wollte. Mein Beichtvater, dem ich auch meine leisesten Zweifel nicht verhehlte, suchte mich auf alle Weise in diesem verkehrten Wesen zu bestärken, in welchem er selbst aufgewachsen und verhärtet war. Dieser beschränkte und engherzige Mann kannte das ganze Gebäude der Religion, so wie es der Scharfsinn der Theologen in einer Reihe von Jahrhunderten zusammengefügt hat, nach allen seinen Theilen; aber ihre innere Herrlichkeit

war ihm nicht kund geworden, und von dem Zustande eines jugendlichen, nach Seligkeit ringenden Gemüths hatte er nie eine Ahndung gehabt. Oft, wenn ich nach einem Troste rang, den ich in den mechanischen Uebungen der Religion nicht fand, schalt er mich und rückte mir meinen Unglauben vor; und wenn ich ihm die Seligkeiten eines Gemüthes schilderte, das sich in Gott versenkt, schalt er mich wieder, und gebot mir, meine Seligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen. Meine Zweifel erdrückte er durch die schwere Masse seiner Gelehrsamkeit; und meine innigsten Ueberzeugungen machte er wankend, wenn sie nicht buchstäblich mit den Formeln seines Glaubens zusammenstimmten. Wie hierbey mein Zustand war, wie ich kämpfte, wie ich mich peinigte, um die Stimme der Vernunft, die ich für eine Versuchung zum Bösen hielt, niederzudrücken, und mir den Glauben der Kirche oder meines Beichtvaters in allen Punkten anzueignen, ist mit Worten nicht zu beschreiben. Ich brachte halbe Nächte knieend am Altar zu, Gott um Erleuchtung zu bitten,

und vergoß bittre Thränen über die Sprödigkeit meines Herzens, und über den hartnäckigen Widerstand, den mein alter Unglaube, wie ich wähnte, der bessern Einsicht entgegensetzte. Ueber diesen unnatürlichen Kämpfen und Peinigungen, durch die ich mich zur Religion zu bekehren hoffte, wäre mir fast die Religion selbst entschlüpft; und statt der Freudigkeit, die ich mir verheißen hatte, wurde mein Zustand immer trauriger und trostloser. Zu diesen innern Leiden, die mit meinen Erwartungen in einem so großen Widerspruch standen, gesellte sich der Unmuth, den mir die nähere Betrachtung des Klosterlebens, so wie es war, wider meinen Willen verursachte. Ich sah immer mehr, daß die reine Erhebung des Gemüthes zu dem Göttlichen, von der ich gewähnt hatte, daß sie sich aus der Eitelkeit der Welt hinter die Mauern des Klosters gerettet habe, fast nur in leeren Formen bestand, die den innern Mangel auf eine höchst dürftige Weise bedeckten, und daß die Leidenschaften und alle feindseligen Elemente der Welt in diesem ihren kleinen Ausschnitte eben

so feindlich und furchtbar gegen einander standen, als in der größern. Was ich hier von Mißgunst, heimlichem Neid über unbedeutende Vorzüge, übelverstecktem Stolz, brennendem Ehrgeiz und niedriger Verleumdungssucht sah, war eben so häßlich, und da die gefällige Form fehlte, noch widriger, als in der großen Welt, und da sich hier alles in einem engern festgeschlossenen Kreise bewegte, viel drückender und peinlicher. Es war umsonst, daß ich mir sagte, Gott lasse alles dieses Böse zu, damit der Glaube der wahrhaft Frommen geprüft würde; denn ich konnte nicht vergessen, daß ich die Welt geflohen hatte, um gegen ihre Versuchungen gesichert und des mißlichen Kampfes überhoben zu seyn. Was half es mir, allen Genüssen unschuldiger Freuden entsagt zu haben, wenn ich hier in Gefahren gerieth, die bey dem engen Verein noch weniger vermieden werden konnten? Diese Gedanken quälten mich außerordentlich. Die Versicherung meines Beichtvaters, daß dieses Eingebungen des bösen Geistes wären, der mich von meinem heiligen Beruf in die Gräuel

der Welt zurückziehen wolle, weit entfernt, mich zu trösten, vermehrte nur meinen Kampf, und ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, hätte nicht die Regierung, im dritten Monate meines Noviziats, das Kloster wegen einer kund gewordenen Gewaltthätigkeit, welche sich die Klosterfrauen an einer ihrer Mitschwestern erlaubt hatten, plötzlich aufgehoben, und den Nonnen befohlen, sich in andre Klöster zu vertheilen.

Dieses Ereigniß endigte meinen Kampf keinesweges. Meine Ansicht war noch nicht zur Klarheit gediehen; die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben, meine Erwartung befriedigt zu sehn. Ich war also nicht viel weniger bestürzt, als die bejahrteren Schwestern, und beschloß, mein Noviziat in einem andern Kloster zu endigen. Unser Auszug geschah im Anfang des Winters. Die Witterung war rauh; ich erkältete mich unterwegs und ward krank. Ich mußte auf einem Dorfe zurückbleiben, wo eine wohlhabende Gutsbesitzerin, Mutter einer zahlreichen Familie und seit kurzem Wittwe, mich aufnahm, und für

mich wie für ihr Kind zu sorgen versprach. Die übrigen setzten ihre Reise fort und zerstreuten sich in verschiedene Gegenden.

Meine Krankheit war mehr hartnäckig als gefährlich, und ich war bald so weit hergestellt, daß ich außer Bette seyn, und meine geistlichen Uebungen fortsetzen konnte. Meine Wirthin besuchte mich oft. Sie schien ein großes Interesse an meiner Jugend zu nehmen, und da sie wahrnahm, mit welcher Strenge ich mich während meiner Krankheit und nachher behandelte, ließ sie mich ihre Verwunderung merken, daß ein Frauenzimmer von meinen Jahren und meiner Geburt einen so harten Stand freywillig erwählt habe. Ihre Theilnahme gewann allmählig mein Vertrauen, und ich entdeckte ihr, wie ich zu dem Entschluß gekommen sey, die Mauern des Klosters der Welt und ihren scheinbaren Freuden vorzuziehn. Anfänglich lobte sie meinen frommen Sinn, doch mit dem Zusatze, daß ich ja meinen Vorsatz auch bey einer milderen Regel hätte erreichen können, und daß überhaupt wohl so harte Büßungen nur denen zu-

kämen, welche für schwere Sünden verantwortlich wären. Allmählig aber, als sie wahrnahm, daß ich Vertrauen zu ihr hegte, mißbilligte sie meinen Entschluß gerade zu, indem sie behauptete, daß er mich nicht zum Frieden, sondern zu einer tiefen, aber unnützen Reue führen würde. Das Klosterleben, setzte sie hinzu, habe einen trügerischen Reiz für junge Gemüther, die oft, wenn sie beym Eintritte in die Welt ihre Hoffnungen getäuscht sähen, sich sogleich mit ihr entzweyten, und in der Aufwallung ihres Unwillens, den sie für die Wirkung eines göttlichen Berufs hielten, in die Celle eines Klosters flüchteten, wo sie sich gegen die Laster und Leiden des Lebens gesichert glaubten. Allzu spät würden sie dann den Irrthum gewahr, und manches Herz wäre gebrochen aus Verzweiflung über den voreiligen Schritt, und die traurige Auflösung des frommen Wahns. — Indem sie dieses sagte, und mir ein Bild des Klosterlebens entwarf, in dessen Grundstrichen ich meine eignen Erfahrungen wiederfand, fing sie an, bitterlich zu weinen, faßte meine beyden Hände

mit den ihrigen, und beschwor mich, nicht aus Eigensinn auf einem Vorsatze zu beharren, der, so rühmlich seine Quelle wäre, nur zu einem traurigen Ziele führen könne. Sie erzählte mir hierauf, wie ihre älteste Tochter, ein schönes und frommes Mädchen, ebenfalls in ihrem achtzehnten Jahre eine Abneigung gegen die Welt gefaßt, und wider den Willen ihrer Aeltern, und zum größten Schmerz eines jungen Mannes, der sie aufrichtig geliebt, den Schleyer genommen, und wie nach wenigen Jahren dieses arme betrogene Kind aus Gram gestorben sey. Wir wußten anfänglich die Ursache ihres Todes nicht, setzte die weinende Mutter hinzu; denn nie wollte sie uns gestehen, daß sie unglücklich sey; aber wenige Monate vor ihrem Tode — schrieb sie insgeheim an eine Freundin, die ebenfalls im Begriff war, sich dem Kloster zu widmen, und beschwor sie mit den rührendsten Ausdrücken, lieber in der Welt fromm und tugendhaft zu leben, als in den Cellen der Klöster. Dieser Brief wirkte seiner Absicht gemäß, aber er ward verrathen, und meine arme Tochter

ein Gegenstand des Abscheus unter ihren Mitschwestern. Man sperrte sie ein; aller Verkehr mit ihren Aeltern und Verwandten ward aufgehoben, und es ist nur allzuwahrscheinlich, daß die grausamen Büßungen, mit denen man in solchen Fällen den Verrath frommer Geheimnisse zu bestrafen pflegt, die Wirkungen ihres stillen Grames beschleunigt haben. Erst nach ihrem Tode haben wir sie wieder gesehn, und kaum noch in der abgezehrten, leidenden Gestalt einige Züge unsrer geliebten Tochter erkannt. Ich würde untröstlich seyn, fuhr sie fort, indem ihre Thränen noch reichlicher flossen, wenn ich mir Schuld geben dürfte, auf irgend eine Weise ihren Entschluß unterstützt zu haben; aber ich war immer davon weit entfernt. Ihr Vater, der sie auf das zärtlichste geliebt hatte, und dem, was sie für einen höhern Beruf hielt, am wenigsten zuwider gewesen war, ist seit ihrem Tode wenig froh geworden; ein geheimer Gram nagte an seinem Leben, und er ist allzufrüh einem Kinde nachgefolgt, dessen trauriges Schicksal ihn noch auf

seinem Todtenbette und in den Fieberträumen seiner letzten Tage unaufhörlich beschäftigte".

Diese Unterredung, welcher ähnliche folgten, machte einen tiefen Eindruck auf mich. Ich rief alle meine Erfahrungen zurück; ich durchforschte meine innersten Gesinnugen vor Gott, und ich fand, daß meine Zweifel an der Tauglichkeit des gewählten Standes wenigstens nicht aus einem verborgenen und sündhaften Hange nach der Welt entsprängen. Ich war mir bewußt, das Gute aufrichtig zu wollen; meine Seele sehnte sich nach Gott; ich bebte noch eben so wie sonst vor den Verführungen der Welt; aber ich sah immer deutlicher ein, daß, um diesen zu entgehn, es anderer Mittel bedurfte, als Mauern und Riegel. Der Mittelzustand, in welchem ich mich jetzt befand, war von einer Ruhe begleitet, die ich während meines ganzen Noviziats nicht gefühlt hatte, und der Schleyer, mit welchem meine religiösen Vorstellungen umhüllt gewesen waren, wurde lichter und heiterer. Die Ursachen der harten Büßungen, mit denen ich mich belastet hat-

te, hörten auf; ich konnte mit freyerem Herzen beten; das Gebet gab mir Stärke und frohen Muth, und seltner und immer seltner drängten sich aus den Hinterhalten meiner Melancholie alte Zweifel vor. Ich wagte es jetzt zu meinen vorigen Beschäftigungen zurückzukehren, und einzelne Stunden der Musik zu widmen, die ich im Kloster, als einen Gegenstand weltlicher Genüsse, gänzlich verlassen hatte. Zugleich unternahm ich den Unterricht der jüngern Töchter meiner Wirthin, liebenswürdiger Kinder von großer Empfänglichkeit und Lernbegierde, die sich allmählig so an mich gewöhnten, daß sie mich gar nicht mehr verlassen wollten. Diesem Geschäfte habe ich die Heilung meines kranken Gemüthes ganz vorzüglich zu danken gehabt. Durch die Kinder ward ich wieder an die Welt geknüpft. Außerdem sah ich rund um mich her ein einfaches und friedfertiges Leben; eine wohlgeführte, verständige Wirthschaft; frohe Thätigkeit überall; Wohlwollen der Herrschaft; Willigkeit der Diener; Eintracht zwischen Aeltern und Kindern, und einen frommen Sinn bey allen ohne Ueber-

treibung und Schwärmerey. Hier, mitten in der Welt, fand ich, was ich im Kloster umsonst gesucht hatte, einfache Sitten, Unschuld und Zufriedenheit, alles wie von selbst entstanden, ohne Anstrengung, und ohne den Prunk unsers klösterlichen geschäftigen Müßiggangs. Oft wenn ich meine verständige Wirthin nach der Ursache der Erscheinungen fragte, deren Anblick mir so erheiternd und heilsam war, antwortete sie: Ich bin mir dabey keiner künstlichen Mittel bewußt; nur Eines leitet mich, die Ueberzeugung, die ich von meinen frommen Aeltern und Groß-Aeltern geerbt habe, daß die Furcht Gottes der Anfang aller Weisheit ist, und daß, wo Gott nicht das Haus behütet, der Wächter umsonst wacht. Mit Gott fange ich täglich mein Werk an und endige mit ihm, und so thun alle meine Hausgenossen. Meine Kinder wissen, daß es nicht genug ist, einige Rosenkränze zu beten und in die Kirche zu gehn, obgleich auch die Gebräuche nützlich sind, um auf dem guten Wege zu erhalten, und die zerstreuten Sinne zu sammeln, sondern daß

Gott nur diejenigen liebt, die ihre Pflicht mit Freudigkeit und um seinetwillen thun, und daß, was gewiß auch nicht unwichtig ist, auch wir Gott dann am meisten und innigsten lieben, wenn wir uns guter Handlungen und eines reinen Herzens bewußt sind. Diese Denkungsart ist die Grundlage unsers Lebens und Thuns. Sie ist auf meine Hausgenossen übergegangen, die fast alle auf diesem Gute erwachsen sind, und auch die Fremden, die von Zeit zu Zeit in meine Dienste treten, nehmen sie entweder an, oder entfernen sich bald wieder, wenn ihnen unsre Ordnung misfällt. Hierdurch wird mir alles leicht. Ich habe nur zu sorgen, daß durch die Erhaltung dieser Ordnung die Gelegenheiten zum Bösen gleich in ihrem ersten Anfang abgeschnitten werden. Da ich jedem alle erlaubten Vortheile, und zur rechten Zeit den Genuß der Muße gönne, so habe ich das Vergnügen, daß fast jedes mehr thut, als ich von ihm fordere, und seine Pflicht mit Freudigkeit erfüllt. Selten habe ich Ursache streng mit ihnen zu reden; wenn es aber nöthig ist, so geschieht

es mit Kürze und ohne Bitterkeit. Denn Gott hat mir einen frohen Sinn gegeben, und ich bin unter den zahlreichen Geschäften meiner Oekonomie immer heiter, weil ich mir bewußt bin, mein Leben auf eine nützliche Weise anzuwenden. Bete und arbeite, sagte mein seliger Vater, und ich habe auch bey großen Leiden gefunden, daß diese beyden Dinge die Ruhe am gewissesten herbeyführen, und das sicherste Mittel gegen Versuchungen zum Bösen sind".

Diesen Grundsätzen eines schlichten Verstandes konnte ich meinen Beyfall nicht versagen, und je mehr ich sie mit meinen eignen Erfahrungen zusammenhielt, desto zuverlässiger kamen sie mir vor. Entsprang nicht das Böse, das mich aus der Welt vertrieben hatte, ganz vorzüglich aus zwey Quellen, aus der Gleichgültigkeit der höhern Stände gegen die Religion, und dem Ueberflusse der müßigen Zeit, die sie auszufüllen hatten? Da den Reichen und Vornehmen meist von Jugend an das Leben so leicht gemacht wird, daß sie zu arbeiten wähnen, wenn sich andere für sie bemühen, und

bey der Bereitwilligkeit ihrer Umgebungen, sie in diesem Wahn zu erhalten, meist die geringste Zeit für ihre Geschäfte hinreicht, so ist es kein Wunder, wenn sie bey ihrer frühen Verwöhnung, ihrer Schlaffheit, ihrer Ueberreizung das leere Daseyn mit ungewöhnlichen Genüssen ausfüllen, und die alltägliche Kost des Lebens durch Thorheit und Laster würzen wollen. Die bösen Neigungen, die in der Natur des Menschen liegen, und welche der harte und steinige Boden eines dürftigen Lebens im Aufkeimen erstickt, wuchern in dem lockern Boden des ihrigen mit unglaublicher Uep- pigkeit auf; ihre Laune wird zur Tollheit, ihre Eitelkeit zum Wahnsinn, ihre Lüste zur Wuth. Ein Wunder wäre es, wenn in ein so umdü- stertes Leben noch ein Strahl der höhern Welt eindränge, wenn nicht Glaube, Liebe und Hoff- nung da erlöschte, wo der gebrechliche Mensch nur an sich und an seine Macht glaubt, nur sein verworrenes und entehrtes Selbst liebt, und auf nichts hofft, als auf die Befriedigung sei- ner phantastischen Wünsche. So erzeugt die Gleichgültigkeit gegen Gott das sittliche Ver-

derbniß, und aus dem sittlichen Verderbniß erwächst hinwiederum ein ruchloser Unglaube. Nur wo die Religion feste Wurzeln geschlagen hat, da stehen auch die Sitten fest, und auf dem schlüpfrigen Boden des Reichthums und der irdischen Größe hält sie allein. Wird es schon den Großen der Erde schwerer in das Himmelreich einzugehn, als dem letzten ihrer Unterthanen, so ist es ihnen doch nicht verschlossen, und durch den Glauben und die Liebe zu Gott sind auch auf den Thronen und an dem Fuße der Thronen Muster einer heiligen und heldenmüthigen Größe gebildet worden, nicht durch schlaffes Dahingeben an die Gebräuche der Religion, zu denen oft das entnervte Laster als zu seinem letzten Nothanker flieht, sondern durch kräftige Gottesfurcht. Kein Mensch ist wahrhaft groß worden als durch Religion; und auch die ruhmvollen Heiden, die Helden in Krieg und Frieden, die standhaften Vertheidiger des Rechts und der Freyheit, ehrten ihre Götter und kämpften für sie, ihrem Glauben gemäß. Wenn die Mächtigen der Erde und ihre näch-

sten Umgebungen — scheinbar so hoch über den gemeinen Haufen erhaben, — oft so tief sinken, und durch die Vernachlässigung aller ihrer Pflichten, und durch die Gräuel, die sie umringen, noch ekelhafter werden, als die in Lumpen gehüllte Bettlerschaar, die nicht einmal den Schwellen ihrer goldnen Palläste nahen darf — was anderes ist daran schuld, als daß sie freywillig von der Nähe dessen herabsteigen, dessen Ebenbild sie sind, und das Licht der Seligkeit und Freude in den schmutzigen Tiefen der Erde suchen? In ihrer ursprünglichen Höhe sind sie der Stolz und die Freude der Welt; ihr Beyspiel entflammt zu jeder Tugend; jedes Opfer für sie scheint gering; ihr freundliches Nähern schon ist dem Leidenden Trost. Aber in dieser Höhe, dieser erhabnen Bestimmung getreu erhält sie nur Gott und der Glaube an Gott. Sobald sie auf sich selbst ruhen wollen, stürzen sie augenblicklich herab, selbst entwürdigt, und andre durch ihr Beyspiel entwürdigend.

Je mehr sich diese Gedanken in mir entwikkelten, je klärer mir die Bestimmung des Menschen und sein Verhältniß zu Gott und seinem Nächsten ward, je innigere Freude ich an nützlichen Beschäftigungen und an der liebevollen Anhänglichkeit meiner kleinen Zöglingen fand, desto mehr Kraft gewann der Vorsatz in mir, einen Stand zu verlassen, der meinen Erwartungen nicht entsprach, und in die Welt zurückzutreten, wo ich mit den Mitteln, welche das Glück mir verliehen hatte, Nützliches schaffen konnte. Ich kannte jetzt die Mittel, durch die ein aufrichtiges und Gott ergebnes Gemüth den Gefahren der Welt entgehen kann, und ich gelobte Gott, sie mein ganzes Leben hindurch aus allen Kräften fest zu halten. Das Gelübde meiner Krankheit beunruhigte mich jetzt nicht mehr, weil ich überzeugt war, daß wer durchdrungen von Liebe zu Gott sein Geschäft mit Freudigkeit treibt, und mit frommen Sinn Gutes schafft, sein Leben Gott besser weiht, als wer in einer Celle vergraben sein leeres Daseyn mit harten Büßungen ausfüllt. Ohne mich also meines Rücktritts

zu schämen, meldete ich meinem Vormunde den gefaßten Entschluß, und bat ihn, auf einem meiner Güter, das ich bezeichnete, eine einfache Wohnung für mich einrichten zu lassen. Mit dem Anfange des Frühlings verließ ich meine trefliche Wirthin, die mich mit Liebkosungen überhäufte, als ob ich ihr eine Wohlthat erzeigt hätte, und mit tausend Thränen entließ. Eine ihrer Töchter, die jüngste von meinen Zöglingen, begleitete mich, und sie ist so lange bey mir geblieben, bis sie sich an einen rechtschaffnen Mann verheirathete, dem ich die Verwaltung meines Gutes übergeben konnte. Die Mutter hab' ich nachher oft wieder gesehn, nie ohne innige Rührung, nie ohne ihr aus vollem Herzen meine Rettung und das Glück meines Lebens zu danken.

Nachdem ich meine neue Wohnung bezogen hatte, ließ ich es mein erstes Geschäft seyn, mich mit den Einwohnern meines Dorfes bekannt zu machen. Was ich hier fand, war nicht aufmunternd. Die meisten Familien waren verarmt, die Männer dem Trunke, die

Weiber dem Müßiggang ergeben; die Kinder liefen in Lumpen und ohne Unterricht umher, und es war wohl kein Dorf, wo man so viele unfriedliche Ehen fand. Die lange Abwesenheit der Gutsherrschaft, und die schlechte Beschaffenheit des Geistlichen, der, selbst dem Trunke ergeben, ein Beyspiel aller Unordnung war, hatte die ganze Gemeinde in diesen Zustand der Verwilderung versetzt, deren Abstellung jetzt mein vornehmster Gedanke war. Ich fing damit an, mich des untauglichen Pfarrers zu entledigen, und einen frommen, verständigen und tugendhaften Mann an seine Stelle zu setzen, der mein Reformations-Projekt unterstützen, und mir seine Einsichten leihen könnte. Unser erstes Geschäft war jetzt, uns der Kinder zu versichern. Die verfallene Schule wurde wieder eingerichtet, und mit dem Unterricht in der Religion Gewöhnung zur Arbeit verbunden. Die Schwierigkeiten waren groß; aber da wir ihnen eine unermüdliche Geduld entgegensetzten, und unser Geschäft mit Liebe und einem wahrhaft religiösen Eifer betrieben, so gelangten wir in

kurzer Zeit dahin, daß wir die Liebe und das Vertrauen der Kinder erwarben, und, indem wir auch zugleich ihren äußern Zustand verbesserten, einen Sinn für Rechtlichkeit und Ordnung in ihnen erwachen sahn. Das Beyspiel der Kinder wirkte auf die Aeltern zurück; diese fingen an sich vor jenen zu scheuen, und da wir denen, welche einigen guten Willen spüren liessen, auf alle Weise zu Hülfe kamen, gewannen wir immer mehrere für unsre Bemühungen. Gleich vom Anfang an hatte ich die wüste Kirche ausgeschmückt, und ihr ein heiteres Ansehn gegeben, und da ich sie selbst täglich besuchte, zog ich zuerst meine Hausgenossen, und dann allmählig die übrigen Glieder meiner kleinen Gemeinde herbey, die mein frommer Pfarrer bald durch Predigten, bald durch kürzere Ermahnungen, bald durch Kinderlehre auf eine so anziehende Weise beschäftigte, daß ihnen bald die Zeit des Gottesdienstes der glücklichste Abschnitt des Tages war. Denn alle Menschen haben eine Sehnsucht nach Religion, und es ist meist die Schuld ihrer Lehrer, wenn die Sehnsucht erlischt. Fromme und treue Lehrer bilden from-

me und treue Zuhörer, aber wo jene die Uebungen der Religion mit Gleichgültigkeit oder Abneigung treiben, sich der Frömmigkeit schämen, Gott nur mit den Lippen preisen, und die frohe Botschaft der Erlösung, von der sie selbst nicht ergriffen sind, kalt und herzlos verkündigen, — da entweicht der Glaube und die Liebe von heiliger Stätte, und auch die Bessern entziehen sich allmählig der Theilnahme an dem öffentlichen Dienste Gottes, der ihnen keine Freude und keine Erhebung mehr gibt. Ich sah mit Entzücken, wie in meiner Gemeinde durch die einfachen und herzlichen Ermahnungen des frommen Pfarrers der Sinn für die Religion täglich wuchs, und das, was durch menschliche Mittel entweder gar nicht, oder doch nur unvollständig hätte bewirkt werden können, zur Wirklichkeit kam. Die Eintracht kehrte zurück; die entzweyten Eheleute söhnten sich aus; der Müßigang ließ immer mehr nach; und da ich die Dürftigern auf eine behutsame Weise mit dem unterstützte, was sie zur Förderung ihres Geschäftes nöthig hatten, so sah ich in wenigen Jahren die Trinker, Spieler und Mü-

ßiggänger in ordentliche, rechtliche und arbeitsame Hausväter umgewandelt.

In dieser Zeit, die ich zu den glücklichsten meines Lebens rechne, machte ich die Bekanntschaft des Grafen von Sendoval, welcher damals in meiner Nachbarschaft wohnte. Er besuchte mich bisweilen, lernte meine Anstalten kennen, und unterstützte mich mit seinem Rathe in öconomischen Einrichtungen. Der religiöse Sinn, von dem ich ihn beseelt fand, unsre gleichförmigen Ansichten von der Welt, sein gebildeter Geist und die Innigkeit seines Gefühls flößten mir bald ein Interesse für ihn ein, welches mehr als Freundschaft war, und ohne daß wir es bemerkten, kamen sich unsre Herzen in demselben Wunsche entgegen. Durch die Verbindung mit ihm ist das Glück meines Lebens befestigt worden. Wir hatten nur Einen Sinn, nur Einen Willen, und die Verschiedenheit unsrer Meinungen über Gegenstände von geringerer Wichtigkeit ward für uns eine Quelle der Unterhaltung, nie des Streits. Sein edler und fester Character war mir in allen Zeiten eine sichre Stütze, und da er die Ueberlegenheit seines Ver-

standes nie misbrauchte, um mich zurückzuschrecken oder zu demüthigen, so suchte ich immer mit gleichem Vertrauen Rath und Hülfe bey ihm. Die Kinder, die ich ihm gebahr, vermehrten nicht unsre Eintracht, aber unsre Zufriedenheit, und unser gemeinsames Bemühen um sie, die Unterpfänder der göttlichen Güte, gab unsrer Liebe eine neue Richtung und eine noch größere Innigkeit. Fröhlich wuchsen die zarten Pflanzen heran. Ihr körperliches Gedeihen und ihre geistige Entwickelung ging gleichen Schritt; früh schlug die Gottesfurcht Wurzel in ihren Herzen, und da sie früh gewöhnt wurden, Gott als ihren unsichtbaren Vater, ihre Aeltern aber als die sichtbaren Stellvertreter des Höchsten zu betrachten, so mischten sie die Liebe zu uns und zu Gott auf eine solche Weise, daß jedes Gefühl religiöser Erhebung sie liebender gegen uns, und jeder Ausdruck der Liebe gegen uns sie zufriedner in Gott machte. Die ältesten meiner Kinder haben ihre irdische Laufbahn früh und auf eine für mich schmerzliche Weise geendigt; mein Gemahl ward mir noch früher entrissen; aber die Ueberzeugung,

daß diese reinen Herzen bey Gott sind, tröstet mich über ihren Verlust, und läßt mich dem Tage der Wiedervereinigung, der nicht mehr weit entfernt seyn kann, mit Ruhe und Freudigkeit entgegen sehn.

Dieses sind die frohen Hofnungen, die mein Alter erheitern und mich in den Stürmen des Unglücks aufrecht erhalten haben, gegründet auf die innige Ueberzeugung von der Wahrheit des Glaubens, zu dem mich die Güte des Ewigen geleitet hat. Ich bekenne mich mit Freudigkeit zu der Lehre, die durch Christus die Welt befreyt und erleuchtet hat; sie hat mir Zufriedenheit und Ruhe gegeben, und ich bin gewiß, daß sie keinen hülflos lassen wird, der sie in ihrem innersten Wesen ergreift. Mit Unrecht scheint vielen das Christenthum eine traurige Religion, die den Glanz und die Farben des schönen Lebens vernichte, und seine Rosen entblättere, um es mit Dornen zu krönen. Es ist wahr, das Leben derer sieht lustiger aus, die sich der religiösen Bedenklichkeiten entschlagen, und nur den Genuß des Augenblicks suchen; aber auch die Gedankenlosesten ekelt doch ihre

Sinnenlust bald, und sie mischen Thorheit und Weisheit, Sünde und Reue, Begierde und Abscheu zu einer wüsten und verworrenen Masse, die sie fälschlich Leben nennen. Wahre Freude ist dabey nicht; denn diese wohnt nicht in den Dingen außer Dir, sondern in Dir selbst und in den Tiefen Deines Gemüths. Wie das zauberische Farbenspiel einer bethauten Wiese oder eines stäubenden Wasserfalls erst durch die Sonne entzündet wird, und es immer nur ihr Licht ist, das das Gewand der Erde mit tausend Reizen schmückt, so ist auch das, was uns in dem Traume des Lebens wahrhaft erfreut, immer nur der Abglanz einer höhern Freude, die in unsrer Seele wohnt, und ihre Strahlen an den Blüthen und Crystallen des Lebens bricht. Die Quelle jener innern Freude aber ist das Bewußtseyn unsrer höhern Abkunft, oder die lebendige Erinnerung an die Quelle aller Vollkommenheit, von der wir einst ausgingen, und zu der wir zurückkehren. Darum bewegt uns alles, was das Gepräge jener Vollkommenheit trägt, die Schönheit der Gestalt und der Handlungen, die unschuldige Liebe, die tapfre Verachtung des

Lebens, die stille Ergebenheit in große Leiden, alles Reine, Erhabne und Edle mit einem so großen Entzücken. Ohne Gott gibt es weder Schönheit noch Tugend; die Welt ist ein Chaos ohne ihn, und weit entfernt, daß das Christenthum — das ja eben zu der Liebe und Erkenntniß Gottes führt — die Lichter des Lebens auslöscht, wandelt es vielmehr die Nacht in Tag, indem es die ächten Quellen der Freude aufschließt, und das Dauernde und Ewige von dem Hinfälligen und Vergänglichen scheidet. Freylich erlöschen dann die matten Irrlichter der unreinen Lust vor dem höhern Glanz, mit welchem Glaube und Hofnung das Leben erleuchtet, aber etwa so, wie der Schimmer eines Feuerwerks oder einer Beleuchtung in dem Augenblick, wo die Sonne über den Horizont emporsteigt, zu einer schmuzigen Düsternheit wird. — Manchen andern scheint das Christenthum nicht — vornehm genug. Ihnen ist eben das anstößig, worin sich seine höchste Herrlichkeit offenbart, sein unbedeutender Ursprung, die Zärtlichkeit, mit der es sich tröstend an die Aermsten und Niedrigsten wendet, und die Forderung der Demuth, die es an

die Ersten wie an die Letzten macht. Diese Forderung empört den Stolz derer, die sich weise und groß dünken; sie wollen, was sie doch vor keinem irdischen Könige thun, aufrecht stehn vor dem Könige der Himmel, und ihre menschliche Würde geltend machen vor dem, der sie aus dem Staube rief, und in den Staub zurückwerfen kann. Und doch ist die Demuth eines frommen Herzens so weit entfernt zu erniedrigen, daß sich vielmehr in ihr der Geist am meisten aufrichtet. Nur wer den Unendlichen in seinem Innern erkennt und fühlt, sinkt in wahrhafter Demuth nieder vor ihm, und betet an, und schwingt sich aus dem Gefühl seiner Nichtigkeit über die Schranken der Endlichkeit hinaus. Was ist denn aber ein Unterpfand unsrer höhern Abkunft, wenn es nicht die Möglichkeit einer solchen lebendigen Erkenntniß ist? Und ist es nicht eben das Werk und der Triumph des Christenthums, daß wir — der Staub — unverzagt den Blick zu dem Ewigen erheben, daß wir uns seines Anschauns erfreuen, daß wir uns der unendlichen Allmacht als einem liebenden Vater nahen dürfen?

So wenigen Grund haben die Anklagen des Christenthums als eines düstern und entwürdigenden Glaubens. Auch eine dritte Anklage, daß es den Menschen — der ja schwach sey und sinnlich von Natur — mit einem unerträglichen Joche belaste. Es ist wahr, es fordert das Opfer sündhafter Begierden als die erste Bedingung zur Versöhnung mit Gott. Aber ist es darum hart und unerträglich zu nennen? Gewährt denn irgend eine jener Begierden Befriedigung? ist nicht ihre nächste Frucht immer wieder eine neue Begierde, ein heftigeres Streben nach etwas noch entfernterem, und so immer fort, bis der Tod einen gewaltsamen Abschnitt macht? Ist dieses ein so beneidenswerther Zustand, daß man den Befreyer daraus einen Tyrannen nennen müßte? oder ist er nicht vielmehr ein Anfang der Verdammniß schon disseits des Grabes? Ihr macht Anstalten ohne Ende, ihr setzt unzählige Hände in Bewegung, ihr müht euch selbst rastlos ab, um eurem Ehrgeiz, eurer Eitelkeit, eurem Gaumen, eurer Wollust einen Genuß zu bereiten; und kaum habt ihr das gewünschte Ziel erreicht,

so stürzt das ganze luftige Gebäude eures Strebens zusammen, und ihr müßt von neuem beginnen und immer von neuem. Was ist denn Verdammniß, wenn es das nicht ist? Sind eure Begierden größer als die Mittel sie zu befriedigen, so reibt euch ein leeres Verlangen auf; kommen sie ihnen gleich, so entzündet sich die Begierde an der Befriedigung, und wächst bald über alle vorhandenen Mittel hinaus. Einem solchen furchtbaren und unseligen Treiben setzt das Christenthum ein Ziel, und indem es einen unverrückten Mittelpunkt in Gott zeigt, zügelt es die unstete Wildheit des sinnlichen Strebens, und gibt dem Gemüthe Ruhe, indem es seine Richtung bestimmt. Was ist hier drükkend und hart? Oder ist der ein Tyrann, der Frieden gibt statt Krieg? oder der ein harter Lehrer, der dem Gemüth, statt eines wilden und eckelhaften Rausches, die stille und dauernde Seligkeit mittheilt, die aus dem innern Frieden, aus der Eintracht mit sich selbst, und aus der Uebereinstimmung des eignen Willens mit dem Willen der ewigen Weisheit quillt?

Druckfehler.

S. 19. 12. lies Gemüth st. Gefühl.
S. 28. 18. l. Allmächtigen st. allmächtigen.
S. 35. 4. l. gelungen, durch mein Bestreben ihr gefällig zu seyn statt: gelungen Ihr durch mein u. s. w.
S. 53. 18. l. Täuschung st. Tauschung.
S. 70. 11. l. wem st. wenn.
S. 74. 17. l. obsédée st. obsédé.
S. 75. 2. l. renvoyée st. renvoyé.
S. 76. 4 von unten. l. et que c'est st. et c'est.
S. 126. letzte Z. l. Lausanne st. Lausame.
S. 162. 6. l. soll st. oll.
S. 169. 8. l. das ahndet nur ein Herz st. das ahndet — nur e. H.
S. 174. 15. mit einemmal st. mit einmal.
S. 204. 15. hier in C. st. hier in C.
S. 206. 3 Z. v. unten. Es gab in C. st. es gab in C.
S. 207. 11. l. und sagte: und ist. st. und sagte. Und ist.
S. 233. 17. l. eures schönen st. eines schönen.
S. 257. letzte Z. nach selbst thun? fehlt ein ———
S. 258. letzte Zeile nach der Berge fehlt ein ———
S. 271. 3 v. unt. nach Mitleidens fehlt ein,
S. 280. 3. l. wird sich die Frömm. st. wird sich Frömm.
S. 283. letzte Zeile nach zu loben? fehlt ein ———
S. 294. 12. l. zu ihr. 'Welch'... st. zu ihr, welch'.
S. 297. 13. l. um mich st. in mich.
S. 363. 16. l. könnten st. konnten.
S. 404. 5. l. Vorrecht st. Voorrecht.
S. 445. 14. l. alles das; von meiner —

Bayerische Staatsbibliothek München

Bei dem Verleger sind auch nachstehende Bücher erschienen.

Jörgs, J. C. G., Handbuch der Krankheiten des menschlichen Weibes gr. 8. 1809. 2 thlr. 16 gr.

— diätetische Belehrungen f. Schwangere, Gebärende u. Wöchnerinnen nebst einem Anhang üb. die phys. Erziehung d. Kinder. 1812. 2te Aufl. mit ein. Kupfer. 18 gr.

Loders, D. v., einige Bemerkungen üb. d. Aerzte u. ärztlich. Anstalten Italiens im Jahre 1811. gr. 8. 1812. 3 thlr.

Lykurg u. s. Gesetzgebung übers. aus Plutarch v. Wettengel 1811. 12 gr.

Pölitz, K. H. L., Materialien z. Dictiren nach einer dreifachen Abstufung vom Leichten z. Schweren geordnet, zur Uebung in d. deutschen Orthographie, Grammatik u. Interpunction; mit fehlerhaften Schemen f. d. Gebrauch des Zöglings u. mit einer kurzen Theorie d. Interpunction, nach logischen Grundsätzen 2te Aufl. 1812. 12 gr.

— Theorie der Interpunction, aus den Materialien besonders abgedruckt. 6 gr.

Roßmäslers, A., gründliche Anweis. zeichnen zu lernen z. Privat- u. Selbstunterricht in einer Folge v. 26 Lehrblättern, 22 Holzschnitten und mit 9½ Bogen erklär. Text nach Oeser. gr. 4. 3 thlr. 18 gr.

Taschenbuch, tägliches, f. Garten u. Blumenfreunde u. Obstbaum-Plantagenbesitzer auf jedes Jahr anwendbar. 1812. 1 thlr. 12 gr.

Ueber d. Seelenfrieden, den Gebildeten Ihres Geschlechts gewidmet v. d. Verfasserin. 1810. 18 gr.

Adonide od. Liebe u. Schein, v. Schmiedtgen. 1811. 1 thlr. 8 gr.

Clementine v. ebendemselben. 1810. 1 thlr. 8 gr.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jacobs, Friedrich, 1764-1847 / Jacobs, Friedrich, / Cnobloch, Carl,

Rosaliens Nachlaß nebst einem Anhange

Leipzig 1812

Bibl.Mont. 761
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713694-8